Palmblätter.

Erlesene

morgenländische Erzählungen

für die Jugend.

Jena,
in der akademischen Buchhandlung.
1756.

Vorrede.

Im Frühlinge des Lebens, wenn unsre junge Einbildungskraft aufwacht, sind wir ungemein geneigt, uns eine Welt zu denken, die nicht um uns ist. In der, die uns umgiebt, finden wir uns enge und den Gang der Dinge um uns her alltäglich; wir haschen also gern nach dem Wunderbaren, setzen uns in Zeiten, die nicht mehr sind, in Länder, die wir weder gesehen haben noch sehen werden, ja wir fühlen eine Freude darinn, jedem Außerordentlichen, das uns vorkommt, den Zusatz einer Riesengröße zu geben oder es mit allen den Far-

ben auszuschmücken, die unser Herz daran liebet. Ein großer Theil vom Anmuthigen der Jugend liegt hierinn; in dem Zauberglanz frischer Eindrücke nämlich, in der blendenden Größe, die uns das Neue der Welt gewähret.

Auch diese Anlage in uns ist eine Gabe des Schöpfers, der jedes seiner Geschöpfe bey jedem Schritt seines kurzen Daseyns hienieden mit den Fähigkeiten versieht, die für dieses und für seine folgenden Zeitalter gehörten. Denn im menschlichen Leben entwickelt sich Ein Zustand aus dem andern: wie sich die Tage ketten, so ketten sich auch unsre Gedanken, und was der Frühling nicht säete, kann der Sommer nicht reifen, der Herbst nicht ernten, der Winter nicht genießen. Wie eine volle Knospe bricht also

unser

unser Daseyn zur Zeit der Jugend hervor, damit es die spätern Jahre des Lebens reifen. Unsre Gedanken und Wünsche reichen in ihr weiter hinaus, als unsre Hände je reichen werden.

Glücklich ist diese Zeit der Jugend, auch in ihrem ersten schönen Traum glücklich. Sie ahnet viel; denn sie kennet noch wenig; sie hoffet viel: denn sie ist noch nie von den Schranken zurückgestoßen, die unsre besten Hofnungen einschränken. Wir haben also dem Schöpfer für diesen Morgen voll schöner Bilder, für dies Paradies unschuldiger Hoffnungen und Wunsche sehr zu danken.

Aber wir haben auch Fleiß anzuwenden, daß wir dies Paradies Gottes bauen,

und uns nicht in Wolken verlieren, die bey ihrer schönen Gestalt zuletzt in fürchterliche Ungewitter ausbrechen könnten. Nichts hat der Mensch in sich so sehr zu bezähmen, als seine Einbildungskraft, die beweglichste und zugleich die gefährlichste aller menschlichen Gemüthsgaben. Tausend Uebel des Lebens, die uns in spätern Jahren verfolgen, ja die wir mit uns in unsrer Brust umhertragen, entspringen daher, daß wir in der Jugend unser Phantasie verwöhnten, daß wir uns zuckergestalten schufen, die für dieses Leben keinen Bestand haben, weil wir sie übel zusammensetzten. Viele Jahre gehören nachher dazu, uns von dem süßen Traum vielleicht bitter zu entwöhnen, und manche Menschen bleiben bis auf den letzten Tag ihres Lebens mit sich selbst und mit andern gequälte und betrogne Kinder.

Wer-

Worauf sollen wir also unsre jugendliche Einbildungskraft richten, damit sie ihres Ziels nicht verfehle und in der gehörigen Laufbahn bleibe? Jedermann sagt: auf **Beyspiele des Guten und Edlen**; allein wo sind diese? Wären sie im gemeinen Leben vor uns, wären sie auf allen Strassen, in allen Handlungen und Geschäften so zahlreich, das wir nicht anders als sie überall sehen und ihnen gleichförmig handeln müßten; so lebten wir freylich in einer wahren Tugendschule: denn nichts wirkt, auch ohne daß wir es gewahr werden, auf unser jugendliches Gemüth mehr, als das Beyspiel derer, mit denen wir leben. Dreymal glücklich ist die aufblühende Seele, der, als sie noch Knospe war, der Himmel eine so schöne Stelle verlieh! Vorbilder des Guten und Edlen stancen

um den aufmerksamen Jüngling und drückten sich mit der liebevollen Gewalt der Tugend so sanft und zugleich so mächtig in sein Herz, daß er, ohne es zu wissen, ihnen gleichförmig handeln lernte, und auch so handeln wird, wenn ihre körperliche Gestalten sich längst seinem Auge, ja vielleicht seinem Gedächtniß selbst entzogen haben.

Aber woher sollen wir diese Tugendbilder nehmen, wenn sie nicht da sind? oder was sollen wir, wenn sie fehlen, an ihre Stelle setzen? **Goldne Sittensprüche und Regeln** sind freylich von unschätzbarem Werth: frühzeitig gelernt, geben sie unserm Geist, wenigstens unserm Gedächtniß, einen schönen Vorrath zukünftiger Bemerkungen auf die Reise des Lebens; allein wie viel fehlt ihnen noch, daß sie mit aller

Macht

Macht des Beyspiels wirken! Aus einzelnen Erfahrungen wurden sie gezogen; in diese müssen sie also zuerst zurückkehren und sich mit der Geschichte gleichsam umkleiden, ehe sie nur als lebendige Wesen vor uns erscheinen, geschweige zu unserm innersten Bewußtseyn sprechen, und unserm Geist oder Herzen ihr Bild eindrücken könnten; außerdem bleiben sie bloße Schattengestalten oder sind leere Töne. Es ist also bey ihnen, insonderheit wenn sie auswendig gelernt werden, Maas und Vorsicht nicht genug zu empfehlen: Denn ein Kind, das viele Sittensprüche auf der Zunge hat, ohne sie weder dem Verstande eingeprägt, noch mit der Anwendung verbunden zu haben, wird gar bald einem dürren Gewächs gleich, das man statt eigner Früchte mit fremden Perlen bekränzte.

Also werde die Sittenlehre in Handlung gesetzt oder sie entspringe vielmehr selbst aus Handlung; und hier bieten sich zuerst die Einkleidungen an, die man **Aesopische Fabeln** nennt. Nicht weil Aesop diese Gattung des Unterrichts erfunden, heißen sie also: denn sowohl in Orient, als bey allen, auch nur halbgebildeten Völkern der Erde hat der menschliche Verstand diese angenehme Hülle, unter der er selbst zu Begriffen gelangte, werthgehalten und gebraucht. Nur weil die Griechen der Aesopischen Fabel den wissenschaftlichen Umriß gaben, und weil wir aus ihrer Hand eine gute Anzahl solcher Dichtungen empfingen, die Aesops Namen tragen, hat die ganze Gattung sich unter diesen Namen gezogen, statt dessen man eben sowohl **Orientalische, Lockmannische** oder **Pilpaische Fabeln** sagen könnte. Und

Und allerdings hat diese Einkleidung insonderheit für Kinder einen großen Reiz. Indem sie Gegenstände der Natur, insonderheit Thiere, sprechen und handeln sehen, wird ihr Hang zum Neuen und Wunderbaren aufgeregt und mit einer oft unerwarteten, nützlichen Lehre sehr angenehm befriedigt. Sie empfangen Unterricht von Lehrern, deren Zurechtweisung sie gern annehmen und je mehr kleine Züge von Sitten der Thiere und ihrer Lebensweise in die Fabel verflochten werden, desto mehr wird diese ein Blatt aus der **lehrenden Naturgeschichte.**

Indessen ists auch bey dieser, wie bey allen dichterischen Einkleidungen sichtbar, daß sie ihre engen Gränzen und einen sehr beschränkten Spielraum habe. Nicht jede

Lehre, die für die Jugend gehört, kann einem Thier in den Mund gelegt oder in seiner Handlungsweise ausgedrückt werden; ja ich wage es zu sagen, die edelsten, eigentlichen Lehren für die menschliche Tugend können es gar nicht. Erfahrungssätze und Regeln der Klugheit, wie z. B. der Stärkere den Schwächern unterdrückt, der Schwächere sich durch Klugheit und List vertheidigt und dergleichen, finden im Reich der Fabel eine Menge der lehrendsten Beyspiele; wahre Großmuth aber, eine Tugend, die wählt, sich selbst bestimmt und Leidenschaften überwindet, liegt, wie jedermann weiß, eigentlich gar nicht im Charakter der Thiere. Also müßte die Denkart dieser erhöhet, ihre Sitten müßten völlig humanisirt werden, wenn sie dergleichen Lehren anschaubar machen sollen; dann aber ists leicht begreiflich,

daß

daß je menschlicher die Fabel auf diese Weise wird, desto mehr ihr Reiz und ihre eindringende Kraft selbst verschwinde. Nur auf der Einfalt, ja gleichsam auf der naturhistorischen Wahrheit des vorgestelleten Beyspiels beruhet diese. Der Fuchs, der Löwe, der Tiger spricht nicht mehr überredend für mich, sobald er nicht mehr in seinem Charakter spricht und handelt. Es ist der verkleidete Moralist, der, ohne damit täuschen zu können, die Gestalt des Thiers annimmt und besser thäte, wenn er die Lehre, die mir kein Thier sagen kann, auf eine bessere Weise als Mensch sagte.

Der Mensch ist des Menschen erster und vorzüglichster Lehrer, und da dieser ihn abermals mehr durch sein Beyspiel als durch seine Worte unterrichten kann: so entstehet die

die Frage, „woher sind die unterrichtendsten Beyspiele des Menschen zu nehmen?„

Ohne Zweifel aus der Geschichte, wird man sagen; aber auch hinzu setzen müssen, wenn die gewöhnliche Geschichte solche liefert. Da unsre Geschichte aber sich meistentheils mit ganz andern Thaten ganz anderer Menschen beschäftigt, als die zum Unterricht der Jugend dienen, da sie, der hergebrachten Gewohnheit nach, am weitläuftigsten ist, Thaten der Könige zu beschreiben, die sie selbst niemals gethan haben, oder ihre Feldzüge und Eroberungen zu schildern, die für die Jugend selten ein erbauliches Bild sind, da ihre Begebenheiten entweder so sehr an die Fabel gränzen, daß es einer Offenbarung bedürfte, in jedem Fall die Wahrheit von der Lüge zu schei-

ſcheiden, oder in ihr endlich alles mit ſeinen politiſchen Rückſichten ſo verwebt iſt, daß es einer herkuliſchen Mühe brauchte, aus dieſer dunklen Tiefe Geld zu finden: ſo ſiehet ſich der Unterricht der Menſchen leider! auch hier meiſtens **der eignen Compoſition** überlaſſen, wie er die Geſchichte ſtellen und wenden will, damit ſie zur Bildung des Geiſtes und Herzens nur **einiger**maßen einiges Gute enthalte.

Man hat ſich alſo auf allerley Art zu helfen geſucht, um aus der groſen Menge deſſen, was in der Geſchichte für die Jugend unverſtändlich oder wenig erbaulich wäre, Gutes zu ſammlen und zu bereiten. **Plutarche** haben Lebensbeſchreibungen herausgeſucht und ſchon **Xenophon** hat, auf Sokrates Wink, kein Bedenken getragen, das

das Leben seines Cyrus zu einer Cyropädie zu verschönen. Ja wem sind nicht durch alle Zeitalter die vielen Geschichten bekannt, die nur deswegen sich mit der Fabel mischten, damit sie doch wenigstens lehrreich würden und ein Ganzes zu Stande brächten, das das Stückwerk der bürgerlichen Geschichte uns selten darstellt.

Es war eine Zeit, da diese Geschlicht-Romane sehr im Gebrauch waren; allein eine beßre Zeit hat auch hier die Wahrheit von der lehrreichen Lüge gesondert. Wer erdichten will, dichte ganz: wer Geschichte schreiben will, habe das Herz, die Wahrheit nackt zu zeigen.

Denn was wäre es endlich, was das Chronologische der Geschichte zur Bildung des Herzens beytrüge? Gewinnet eine edle

That

That irgend etwas Belehrendes dadurch, wenn ich weiß, daß sie Philippus in Macedonien und kein andrer gethan habe? Der Chronolog zähle seine Jahre, der Kritiker berichtige seine Documente, der Politiker stelle sie in Zusammenhang seiner Welthändel, und der Philosoph forsche ihrer allgemeinen Verbindung nach; dem Moralisten sind facta nur facta, Begebenheiten nur Begebenheiten. Er sondert sie aus und erzählt sie, wie man eine Fabel oder ein Mährchen erzählt, damit sie eine unterrichtende Lehre anschaulich machen, als menschliche Beyspiele. Wenn seine Geschichte ganz außer der Zeit, in einem erdichteten Lande sich zutrüge; und sie ist menschlich wahr, unterrichtend, anschaulich, rührend: desto besser für ihn! desto reiner ist die Wirkung seiner Geschichte.

Daß nun unter dieſen moraliſchen Begebenheiten, ſie mögen wahr oder erdichtet ſeyn, die **morgenländiſche Erzählung** einen vorzüglich-ſchönen Platz einnehme, darüber darf man nur das Gefühl der Jugend fragen. Ich bin mir der Zeit noch wohl bewußt, da ich in meiner Kindheit die **Gellertſche Erzählung** las:

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,

und wie tief mich damals ihre hohe Einfalt rührte. Auch iſts nicht der Glanz des Wunderbaren allein, der in den morgenländiſchen Dichtungen das Auge des Jünglings an ſich ziehet und ſein Gemüth wie mit einer goldnen Flamme beſtralet; vielmehr iſts der reine Umriß, die hohe Simplicität der Geſtalten und Wahrheiten ſelbſt, die ſich ihm unvergeßlich eindruckt.

Unſ-

Unsre Geschichte schleicht unter einem Gewirr kleiner und feiner Bestimmungen, des Standes, der Lebensart, der Zeit, des Orts, der Personen einher; dort sind wenige Gestalten bestimmt ins Große gezeichnet. Der Sultan ist Sultan; der Sklave, Sklave; das Weib ein Weib; der Mann ein Mann. So ists mit den andern Charakteren des Richters, des Höflinges, des Einsiedlers, des Zauberers; sie sind alle so bestimmt als die Thiercharaktere der Aesopischen Fabel. Dazu ist die Lehre, auf welche die Erzählung angelegt ist, selten von der kleinlichen Art, die in unsern, insonderheit artigen Erzählungen herrschet. Die Dichtung ist kühn und groß; die Lehre, die in ihr dargestellt wird, ungemein und rührend. Der Ton endlich ist, wie in allen orientalischen Schriften, ja der Bibel selbst,

morgenländisch, d. i. einfach, groß und edel.

Und eben diese ungesuchte Aehnlichkeit mit dem Ton der biblischen Geschichte sollte sie uns, wie mich dünkt, für die Jugend noch mehr empfehlen: denn einmal ist diese doch an einen solchen Ton gewöhnet, der seiner hohen und edlen Einfalt wegen mächtig auf sie wirket. Warum sollte man also nicht fortgehen und ihr mehr menschliche Laster, mehr menschliche Tugenden und Lehren in einer ähnlichen Gestalt zeigen?

Ich habe mich also gewundert, warum man diese treffliche Proben der morgenländischen **menschlichen Fabel**, die hie und da zerstreuet und zum Theil mit manchem Unrath bedeckt liegen, nicht längst für die Ju-

Jugend gesammlet und sie ihr nach ihrer Weise erzählt habe? Die besten Englischen Wochenschriften, der **Zuschauer**, der **Abentheurer** u. s. haben einige derselben zu ihrem Zweck zu nutzen gewußt und die obenangeführte Erzählung Gellerts ist aus dem Zuschauer genommen, der sie in weni, gen Reihen sehr einfach vorträgt. Einigen davon hat man ein schönes poetisches Gewand gegeben, unter denen ich nur **Abdallah** und **Balsora** nennen darf, die in **Wielands** früheren poetischen Schriften einen reizenden Platz einnehmen. Das alles aber gilt nur die Eine und die andre Geschichte; die meisten waren unübersetzt oder schlecht erzählt oder standen in Sammlungen, wo man sie wie der Hahn die Perle aufsuchte — —

Hier sind sie nun gesammlet und durchgängig neu erzählet. Zur Sammlung habe ich Anleitung gegeben; die Erzählung der Geschichten ist der Leser einem andern Verfasser schuldig. Er hat sie für die Jugend eingerichtet, sie also auch vorzüglich klar und verständlich erzählt, insonderheit aber sie von jenem falschen Schwulst entladet, den die Europäer lange Zeit für morgenländische Erhabenheit hielten. An ihrer wesentlichen Gestalt ist nirgend etwas geändert; daher jede Erzählung auch die Farbe ihres Vaterlandes beybehalten mußte. Sobald aber bey einigen derselben unsre Nachbarn die Lieblingsfarbe ihrer Sehart dazu gemischt und Scherze oder Betrachtungen hingepflanzt hatten, wo der Morgenländer nicht scherzt, und schwerlich also betrachtet: so wird kein Leser es übel deuten, wenn er in Erzählungen

gen für die Jugend dieſe falſche Schminke nicht findet. Die Seele eines Kindes iſt heilig, und was vor ſie gebracht wird, muß wenigſtens den Werth der Reinigkeit haben.

Für welche Jugend übrigens dieſe Erzählungen ſeyn, muß ihr Inhalt ſelbſt ſagen; nach Jahren läßt ſich ſo etwas nicht beſtimmen und anordnen. Jeder Lehrer wird wiſſen, was für ſeinen Lehrling gehört; jede Mutter wird wiſſen, was ſie ihrem Kinde daraus vorerzählen oder es ſelbſt leſen laſſen ſoll. Für Verſchiedene iſt hier Verſchiedenes; ich hoffe aber nichts Schlechtes. Und ſo dankt denn, ihr Kinder, die ihr dieſe Erzählungen leſet oder hört und euch daran freuet; danket dem, der euch dieſe **Palmblätter** ſammlete, ihre Geſchich-

schichten euch vorerzählte, und am schönsten belohnt ist, wenn ihr jedem Edeln und Guten, daß sie euch vorstellen, mit unabläßigem stillen Eifer nachzufolgen strebet.

Weimar, den 25. Febr. 1786.

J. G. Herder.

Inhalt.

Inhalt.

Der Hirtenknabe. . . . Seite 1
Hamet und Raschid. . . . 10
Das Gesicht vom Adler und Fuchs. . . 13
Der humarige Araber. . . . 25
Die dankbaren Thiere. . . . 26
Der geizige Kaufmann von Bagdad. . . 48
Die Frommen und das Geld. . . . 57
Die Freunde. 58
Karun. 66
Der beleidigte Derwisch. . . . 65
Der unglückliche Pfeilschuß. . . . 69
Die ewige Börde. 73
Tai und Scherik, oder Vertrauen und Treue. 76
Die drey Freunde. 83
Die Banden der Liebe. 86
Mirza's Gesicht. 88
Der kluge Richter. 99

Die

Die Bibliothek des Königs von Indien. 104
Die vier silbnen Kugeln. 107
Die Kolone. 135
Der gerechtfertigte Vezier. 137
Die zwey Schlangen. 140
Die wüste Insel. 145
Das Glück der Könige. 155
Die zehn Tage des Kaisers Seged. 159
Abdallah und Balsora. 181
Das Mittel, die Todten zu erwecken. 199
Die gutartigen Prinzessinnen. 210
Das Paar Pantoffeln. 211
Der Neidische. 222
Der Bettler und sein Spiegel. 224
Der Dechant von Badajoz. 226
Hassan. 241
Die Mach[illegible]r Religion. 248
Die [illegible]h Babylon. 249
Mirza's [illegible]s Gesicht. 254

Der

Der Hirtenknabe.

Abbas, mit dem Zunahmen der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirret. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schafe weidete: der Knabe saß unter einem Baum und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockte den König näher hinzu: das offne Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerley Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes der Natur, das ohne Unterricht bey seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch sei-

ne Gedanken darüber, als sein Vezier dazu kam. „Komm, Vezier, rief er ihm entgegen, und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt.“ Der Vezier kam herbey: der König setzte seine Fragen fort und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil, und seine offne Freymüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzet, in kurzem ihren Reich erweitert und glänzendere Farben annimmt: so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Nahmen Ali Beg und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten; Treue und Klugheit in seinem Amt; Freygebigkeit und Großmuth gegen die Fremden; Gefälligkeit gegen alle, die ihn um etwas baten, und ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am meisten unter den persischen Großen auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit: denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen den Menschen nützlich zu werden. Und doch entging er bey allen diesen Tugenden den Verläumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahn. Sie legten ihm allerley Fallen und suchten ihn bey dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehn und Ruhe,

so lange sein grossmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser grosse König, und Schach Sefi, der ihm folgte, schien die Weissagung der Völker zu rechtfertigen, die es bedauert, daß gute Fürsten wie andre Menschen sterben. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mistrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergiessen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Trunk Wasser. So einen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet und ihr verborgener Neid wurde so gleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verläumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diese Anklagen wahr zu machen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas dem türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Besitzer erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich

gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des grosen Abbas eingetragen war: und so fiel Schach Sefi's Verdacht auf den Schatzmeister, daß Er ihn veruntreuet habe. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und mahlten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viel Häuser zur Bewirthung der Fremden gebaut, sagten sie, und andere öffentliche Gebäude mit grosen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof und doch besitzt er jezt unermeßliche Reichthümer. Wo könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, herhaben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestöhle?„ Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten und mit zornigen Blikken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund worden; du hast dein Amt verlohren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen.„ Ali Beg erschrack nicht; denn sein Gewissen war rein; aber er

bedachte, wie gefährlich es seyn würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr, sprach er, mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sclaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst.„

Diese Bitte war dem Könige um so willkommener; er sagte sie ihm zu und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Richtigkeit; und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerket. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmaßungen betrogen siehet. Er

er-

erſann einen Vorwand, und begleitete den Schatzmeiſter in ſein Haus, um die vielen Koſtbarkeiten zu finden, von denen ihm ſeine Höflinge geſagt hatten; zu ſeiner groſſen Verwunderung aber war auch hier alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr, als nothdürftigem Hausrath verſehen und Seſi mußte ſelbſt geſtehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köſtlicher, als der Groſſchatzmeiſter ſeines Reiches. Er ſchämte ſich dieſer zweiten Täuſchung, und wollte ſich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwey ſtarken eiſernen Riegeln verſchloſſen war. Der König ging näher und fragte den Alt Bey, was er unter ſo groſſen Schlöſſern und Riegeln verwahre? Alt Bey ſchien erſchrocken: ſein Geſicht erröthete; er erhohlte ſich aber wieder und ſprach: „Herr! in dieſem Gemach bewahre ich das Liebſte, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in die-

sem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange nicht es zu sehen.„

Dies ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf und siehe da! vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt; das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesende erstaunten und Schach Sefi schämte sich zum drittenmal, als Ali Beg mit der größesten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten alle mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben, als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen

Kind-

Kindheit und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen, und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher, als im Ueberfluß deines Hofes war.„

Ali schwieg; und alle Umstehende waren bis zu Thränen erweichet. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an, (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verläumdung waren mit Scham geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edeln nie wieder erholen. Ali lebte lange und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bey seinem Leben und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

Hamet und Raschid.

Eine brennende Dürre verheerte schon lange die Gefilde Indiens, als zwey Hirten, Hamet und Raschid, sich auf der Gränze ihrer Felder begegneten. Sie starben beynahe vor Durst und sahen ihre Heerden gleichfalls verschmachten. Sie hoben die Augen gen Himmel, und flehten ihn um Hülfe; siehe da entstand auf einmal eine tiefe Stille: die Vögel hörten auf zu singen; das Blöcken und Brüllen der Heerden verstummte, und die beyden Hirten sahen im Thal eine erhabne, überirirdische Menschengestalt sich ihnen nähern. Es war der hohe Geist der Erde, der Glück und Unglück den Sterblichen austheilt: in der einen Hand hielt er die Garbe des Ueberflusses, und in der andern die Sichel der Verwüstung. Sie zitterten für Schrecken und suchten sich zu verbergen; aber der Geist rief ihnen mit so sanfter Stimme

zu,

zu, wie der Zephyr lispelt, wenn er sich Abends auf den wohlriechenden Gesträuchen Arabiens wieget. „Naher euch, sprach er, Söhne des Staubes; fliehet euern Wohlthäter nicht. Ich bin gekommen euch ein Geschenk anzubieten, das nur durch eure Thorheit unnütz und verderblich werden kann. Ich will euer Gebet erfüllen und euch Wasser geben, wenn ihr nur sagt, wie viel ihr zu eurer Befriedigung bedürft. Uebereilt euch aber nicht in eurer Antwort. Bedenkt, daß in allen menschlichen Bedürfnissen das Uebermaß eben so schädlich ist als der Mangel. Erkläret euch; und du, Hamet, rede zuerst.„

„O gütiger Geist! antwortete Hamet, wenn du meine Kühnheit verzeihen willst, so bitte ich um einen kleinen Bach, der im Sommer nicht vertrocknet und im Winter nicht überschwemmet.„ Du sollst ihn haben, antwortete der Geist, und schlug mit seiner Sichel, die jetzt ein Werkzeug der Wohlthätigkeit wurde, den Boden. Die beyden Hirten sahen

sahen zu ihren Füßen eine Quelle hervorsprudeln und sich über die Felder des Hamet verbreiten. Die Blumen hauchten einen frischern Wohlgeruch: die Bäume schmückten sich mit grünerm Laube, und die Heerden löschten in dem kühlen Strom ihren Durst.

Jetzt wendete sich der Geist zu dem zweyten Hirten und gebot ihm zu reden. Ich bitte dich, sprach Raschid: du wollest den grossen Ganges mit allen seinen Wassern und Fischen durch meine Felder leiten. Der gutherzige Hamet bewunderte den muthigen Stolz des Raschid, und zankte heimlich mit sich selbst, daß er diese grosse Bitte nicht zuerst gewagt habe, so wie Raschid in seinem Herzen sich schon über den Vorzug freute, den er als Besitzer und Eigenthümer des Ganges vor dem einfältigen Hamet haben werde. Schnell aber nahm der Geist eine fürchterliche Gestalt an und ging auf den Strom zu. Die Hirten standen in ängstlicher Erwartung was er thun werde, als sich in der Ferne ein

gewaltiges Brausen erhob, und der Ganges, der seine Dämme durchbrochen hatte, in reissenden Fluthen herabschoß. Die Wasser überströmten und verheerten in einem Augenblick alle Felder des Raschid. Sie entwurzelten seine Bäume, verschlangen seine Heerden: ihn selbst riß die Fluth mit sich fort. Der stolze Besitzer des Ganges wurde der Raub eines Krokodills; indeß der bescheidne Hamet an seiner Quelle in Friede wohnte.

Das Gesicht vom Adler und Fuchs.

Der große König Abbas Karaskan machte seinen Diener Mirza zum Statthalter von Tauris. Mirza hielt die Wage der Gerechtigkeit in seiner Hand; er beschützte den Schwachen, ehrte den Weisen und der Fleissige wurde reich. Die Augen seiner Unter-

tha-

thanen sahen mit Liebe und Ehrfurcht auf ihn, und jeder Mund sprach Segen über seine Regierung. Allein er selbst empfand keine Freude über seine wohlthätigen Handlungen. Eine stille Traurigkeit ruhte auf seinem Angesicht; er suchte die Einsamkeit; saß oft lange in tiefem Nachdenken, und wenn er ausging, so neigte er seinen Blick zur Erde, seine Schritte schienen matt: kurz, die Regierungsgeschäfte hatten allen Reitz für ihn verlohren, und er beschloß, sich einer Bemühung zu entledigen, die ihm schon lange zur Last war.

Er nahte sich also dem Throne seines Herrn; der König fragte nach seinem Begehren und Mirza sprach: „Beherrscher der Welt, verzeihe die Kühnheit deines Sclaven, den du mit Ehre geschmückt hast, und der es wagt, das Geschenk deiner Huld wieder zu deinen Füßen zu legen. Du hast mir die Verwaltung einer herrlichen Stadt und eines fruchtbaren Landes gegeben, dessen Auen den

Gär-

Gärten von Damas gleichen; allein der Raum des menschlichen Lebens ist kurz; er reicht kaum hin, uns auf den Tod vorzubereiten. Alle unsre Bemühungen sind eitel und nichtig; sie gleichen der Arbeit der Ameise, die der Fuß des Wanderers zerstöhrt; und unsre Freuden verschwinden wie die Farben des Regenbogens, den die vorübereilende Wolke nach einem Ungewitter bildet. Vergönne mir also, Herr, mich auf die nahe Ewigkeit zu bereiten; ich will meinen Geist dem Nachdenken weihen, und in stiller Einsamkeit den heiligen Betrachtungen der Religion obliegen. Die Welt mag meiner vergessen, so wie ich alle Gedanken an sie aus meiner Seele verbannen will, bis der letzte Augenblick den Schleier der Ewigkeit fallen läßt und mich dem Richterstuhl des Allmächtigen darstellt.„

Hier beugte sich Mirza zur Erde und schwieg. Der König Abbas erschrack über diese Rede so heftig, daß er auf seinem Throne zitterte: er sahe seine Edeln rings herum an;

an; aber ihre Angesichter waren bleich, und ihre Augen sahen zur Erde. Niemand that seinen Mund auf, bis der König, nach einem langen Nachdenken, zuerst das Stillschweigen brach:

„Mirza, Schrecken und Zweifel haben mich ergriffen: ich habe mich entsetzt, wie ein Mann, der von einer unwiderstehlichen Gewalt an den Rand eines steilen Abgrundes gestoßen wird; aber noch weiß ich nicht, ob meine Gefahr wirklich oder ein Traum ist. Ich bin, wie du, ein Wurm auf der Erde; mein Leben ist ein Augenblick; und die Ewigkeit, gegen welche Tage, Jahre und Zeitalter nichts sind, fordert auch mich, durch ihre schauerliche Nähe, zur Vorbereitung auf. Sollen wir aber die Regierung der gläubigen Bösewichtern überlassen, die wie die unvernünftigen Thiere leben und weder Tod noch göttliches Gericht fürchten? Ist allein die Zelle des Einsiedlers die Pforte zum Paradiese und sind die Beschäftigungen des grossen

sen Volks in dieser Stadt verdammliche Sünden? Nicht alle können Einsiedler werden; darum kann auch das Leben in einer Wüste nicht das einzige verdienstliche Werk seyn. Geh in das Haus, das ich in dieser Stadt zu deiner Wohnung habe bereiten lassen: ich will dein Begehren überlegen; und Er, der die Seele des Lebenden erleuchtet, möge mich stärken, eine weise Entschließung zu fassen.„

Mirza ging weg; am dritten Tage aber begehrte er bey dem Könige, ohne von ihm gerufen zu seyn, von neuem Gehör. Es wurde ihm gewährt; er trat herein und sein Angesicht war fröhlich. Er zog einen Brief aus seinem Busem, küßte ihn und überreichte ihn mit seiner rechten Hand dem Könige. „Herr, sagte er, aus diesem Briefe, den mir der Iman Kosru, der hier vor deinem Angesicht steht, gesendet hat, habe ich gelernt: welches die heiligste Lebensweise sey! Er hat mich gestärkt, mit Vergnügen in das

Vergangene und mit Hofnung in die Zukunft zu schauen; und ich werde mich nun für glücklich halten der Schatten deiner Macht in Tauris zu seyn, und den Schmuck der Ehre zu tragen, dessen ich mich neulich zu entledigen wünschte.„ Der König hörte Mirza mit einem neugierigen Erstaunen an; und sobald er schwieg, übergab er den Brief dem Iman mit dem Befehl, ihn laut vorzulesen. Die ganze Versammlung wendete die Augen auf den alten Weisen; seine Wangen erröthteten von einer bescheidnen Schamhaftigkeit; und nach einigem Zaudern las er folgende Worte:

„Ewiges Heil komme auf Mirza, den die Weisheit unsres großen Beherrschers mit einer Statthalterschaft beehrt hat. Als ich deinen Entschluß hörte, den Einwohnern von Tauris deine Segenbringende Hand zu entziehen, so wurde mein Herz vom Pfeil des Kummers getroffen, und meine Augen von Betrübniß verdunkelt; allein wer darf es wa-

gen

gen vor dem Könige zu reden, wenn er zürnt? oder wer darf sich seiner Weisheit rühmen, wenn des Königs Geist von Zweifeln beunruhiget wird? Dir aber will ich die Geschichte meiner Jugend erzählen, deren Andenken du in mir erneuert hast; und o möchte der Prophet die Wahrheit, die sie mich lehrte, an dir veredeln.

Ich wurde von dem weisen Almazer in den Geheimnissen der Arzeneykunst unterwiesen, und erwarb mir darin sehr frühzeitige Kenntnisse. Ich kannte die Kräfte der Kräuter, in welche die Sonne den Geist der Gesundheit gehaucht hat, und fieng an, die Kranken mit ihrem Balsam zu heilen; aber die Gemählde des Elendes, der langsamen Verschmachtung und endlich des Todes selbst, die täglich vor meinen Augen standen, erfüllten mein Herz mit Schauder und Furcht. Ich sah das Grab, dessen Raub ich früh oder spät werden mußte, immer vor mir geöfnet; und dies trieb mich zu dem Entschluß, meine

wenigen Tage heiligen Betrachtungen zu weihen. Alle irdische Güter, die ich nur auf kurze Zeit besitzen konnte, kamen mir verächtlich und als Hindernisse der Frömmigkeit vor. Ich vergrub also mein Geld in die Erde, entsagte der menschlichen Gesellschaft und begab mich in eine Wüste. Ich nahm meine Wohnung in einer Höhle, die ich an der Seite eines Berges fand; ich trank Wasser aus der vorbeyfließenden Quelle und nährte mich von den schlechten Früchten und Kräutern, die in dieser Wildniß wuchsen. Oft setzte ich mich an den Eingang der Höhle, wendete das Gesicht gegen Morgen und wachte so ganze Nächte durch, um meinen Geist durch diese heftigen Anstrengungen der Einsamkeit des Propheten zu öffnen und göttlicher Offenbarungen theilhaftig zu werden. Eines Morgens, als ich die Nacht so durchwacht hatte und der östliche Himmel anfing, von den ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne vergoldet zu werden, besiegte mich die Gewalt

des

des Schlafes. Ich schlummerte und sah ein Gesicht; mich dünkte, ich sey vor meiner Höhle; der dämmernde Tag wurde lichter; und als ich der aufglimmenden Morgenröthe entgegen sah, so bemerkte ich einen dunkeln Flecken. Er bewegte sich und wurde, je näher er kam, immer gröser, bis ich endlich die Gestalt eines Adlers unterscheiden konnte. Ich heftete meinen Blick auf seinen Flug und sah ihn in einer kleinen Entfernung niederschweben, wo ein Fuchs lag, dessen Vorderbeine zerbrochen schienen. Der Adler trug in seinen Krallen ein Stück von einem jungen Reh, das er vor dem kranken Fuchse niederlegte und wieder auffloog. Ich erwachte und überlegte noch, was dieser Traum bedeuten möchte, als ich aus der Luft eine Stimme hörte: Nesru, ich bin der Engel, der auf Befehl des Allmächtigen die Gedanken deines Herzens aufgeschrieben, und dir dieses Gesicht gesendet hat, um deinen verirrten Geist wieder auf den rechten Weg zu leiten. Auf!

und ahme dem Adler nach; du hast seine Kräfte, und eine Menge Elende hoffen auf deine Hülfe. Erscheine den Schwachen und Siechen in der Noth und bring ihnen Gesundheit und Segen. Die Tugend ist nicht träge Ruh, sondern Thätigkeit und Arbeit; und wenn du einem deiner leidenden Nebenmenschen gutes thust, so vollbringst du das schönste aller Gebote, das die Frömmigkeit fodert. Wohlthun erhöhet des Menschen Natur; sie macht ihn dem Allmächtigen gleich, und läßt ihn das Glück, das ihm im Paradiese, als Belohnung seiner guten Thaten, bereitet ist, schon hier auf der Erde genießen.

Bey diesen Worten war mir, als ob sich ein Gebirge vor meinen Füßen geebnet hätte. Ich kniete in den Staub nieder und bereute meinen Irrthum; ich kehrte in die Stadt zurück, und grub meinen Schatz wieder aus; ich war freygebig und doch wurde ich reich; ja durch meine Wissenschaft, die leiblichen Uebel zu heben, bekam ich oft Gelegenheit, die

die Krankheiten der Seele selbst zu heilen. Ich legte die heiligen Kleider an; ich wurde über mein Verdienst geehrt und es war huldreicher Befehl des Königs, der mir den Zutritt zu seinem Throne vergönnt. Laß dich aber diese Belehrung nicht beleidigen; ich rühme mich keiner Weisheit, die ich nicht empfangen habe. Wie der Sand der Wüste den Regen und den Morgenthau auftrinkt, so sauge ich, der ich auch nur Staub bin, die heiligen Lehren des Propheten. Alle Weisheit ist eitel, die wir ohne Mittheilung in uns verschließen; und ein Leben in unthätiger Einsamkeit zugebracht, hat keinen Gewinn. Wir selbst können nichts als Irrthum finden; aber wenn sich die Pforten des Himmels vor deinen Augen aufthun und sein Licht dich mit Weisheit erleuchtet: so siehst du die Wahrheit ohne Schleier. Hoffe immer auf diese herrliche Erscheinung, und ohne unterdessen dem wohlthätigen Adler nach. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel verlangt; ein

Fürst aber, wie du, hat einen Theil von Gottes Macht in den Händen: er kann seine Untergebenen nach seinem Beyspiel bilden und eigennützige Gemüther wohlthätig machen. Erquicke also dein Land mit deiner Tugend wie mit einem himmlischen Strom; und hoffe in festem Glauben auf die Belohnung der Ewigkeit. Lebe wohl. Er, dessen Wohnung der Himmel ist, lächle auf dich nieder und lasse zu deinem Namen, im Buch seines Willens, zeitliche und ewige Glückseligkeit schreiben.„

Der König wurde, wie Mirza, durch diesen Brief von seinen Zweifeln befreyt, und er sah mit einer fröhlichen Heiterkeit umher, die seine Freude den Umstehenden mittheilte. Er sandte den Statthalter in seine Provinz zurück, und befahl diese Begebenheit aufzuschreiben, um der Nachwelt kund zu thun: daß Gott keine Lebensweise gefällt, die der Menschheit nicht nützlich ist.

Der

Der hungrige Araber.

Ein Araber war verirret in der Wüste. Zwey Tage fand er nichts zu essen und war in Gefahr vor Hunger zu sterben; bis er endlich eine von den Wasserguben antraf, aus denen die Reisenden ihre Kamele tränken, und sah auf dem Sande einen kleinen ledernen Sack liegen. Gott sey gelobt, sagte er, als er ihn aufhob und anfühlte, das sind, glaub ich, Datteln oder Nüsse; wie will ich mich an ihnen erquicken und laben! In dieser süßen Hofnung öfnete er den Sack; sah was er enthielte und rief voll Traurigkeit aus: Ach! es sind nur Perlen.

Die dankbaren Thiere.

Ein junger König, welcher frühe zum Thron gekommen war, fragte seinen alten erfahrnen Vezier, wem er wohl unter den Vielen, die sich um seine Gunst bewürben, sein Vertrauen schenken könnte? „König, sagte der Vezier, keinem, den du nicht erprobt hast; denn leider ist der Mensch, der das edelste und dankbarste Geschöpf seyn sollte, oft das betrüglichste und undankbarste aller Geschöpfe. Das könnte dich, wenn du zu hören Lust hast, die Geschichte des Königs zu Aleppo lehren —„ „Ich habe Lust, sprach der junge König, sie anzuhören; erzähle.„

Der Sultan zu Aleppo, erzählte der Vezier, war in Unthätigkeit versunken und überließ andern die Sorge seiner Regierung. Da er nun Putz und Pracht am meisten liebte, so hatte er sein Herz auch unfehlbar einem Ju-

Juwelier geschenkt, der ihn immer mit neuem Blendwerk zu unterhalten wußte und sich allmälig zu den ersten Bedienungen des Hofes aufschwang. Zuletzt wurde ihm gar die Erziehung des Prinzen Behadir, des künftigen Erben der Krone anvertrauet; ihm, der eben so wenig Kenntniß als guten Willen hatte, den Prinzen auszubilden. Der König indessen hatte seine Gunst einmal auf ihn geheftet: er nahm nicht wahr, wie übel sein Kind erzogen wurde, bis endlich eine Grausamkeit ihm die Augen aufthat und ihm sowohl seinen Sohn, als den unwürdigen Führer desselben im rechten Licht zeigte.

Der gewesene Juwelier flößte dem Prinzen seinem Zöglinge alle die niedrigen Neigungen seiner ehemaligen Handthierung ein. Liebe zum Reichthum und kostbaren Edelgesteinen, Geiz und Gewinnsucht, die sich allen Betrug und Unterdrückung erlaubt, waren die Neigungen, in denen nur gar zu bald der Lehrer und sein Schüler übereinstimmten.

Einst

Einst hatten sie einem Juden, der kostbare Steine zum Verkauf hatte, diese Steine um einen Preis abgedrungen, mit dem er nicht zufrieden seyn konnte. Er forderte sie zurück und bekam sie nicht: er schrie über Gewalt und man ließ ihn zu Tode prügeln. Diese böse That kam endlich dem Sultan zu Ohren und nun fing er an zu untersuchen, wem er sein Zutrauen gegönnt hatte. Er erfuhr alle niedrige Streiche, die sein Sohn und dessen Erzieher ausgeübt hatten und ihm blieb nichts übrig, als mit Gram und Reue den Prinzen in ein entlegenes Waldschloß zu verweisen, den gewesenen Juwelier aber mit Schimpf und Verachtung aus seinem Lande zu jagen.

Rustem (so hieß dieser niedrige Mensch) ging mit dem verhärteten Unmuth eines Bösewichts seine Straße; die Nacht überfiel ihn in einem dunkeln dicken Walde und plötzlich fiel er in eine Grube, die man, mit leichtem Moose bedeckt, den wilden Thieren zur Fall-

grube

grube gemacht hatte. Nichts glich seinem Schrecken und Erstaunen, als er sich in ihr nicht allein, sondern einen Affen, einen Löwen und eine Schlange neben sich fand. Jeden Augenblick glaubte er, ein Raub dieser Thiere zu werden, allein sie schonten ihn, weil sie selbst von Noth geängstigt waren und sahen, daß er sich mit ihnen in gleicher Angst fühlte. So verstrich ihm die schreckliche Nacht; und da er am kommenden Morgen die Fußtritte eines Menschen hörte, fing er an kläglich um Rettung zu rufen und den Vorübergehenden zum Mitleid zu bewegen. Der Vorübergehende war ein Kaufmann, Ahmed mit Namen, der ein mitleidiges Herz hatte und sogleich nach dem Ort des Unglücks eilte. Er bereitete sich ein Seil und warf es in die Grube; wie verwunderte er sich aber, als er statt des Menschen, den er hinaufzuziehen gedachte, einen Affen oben am Rande der Grube hinaufgezogen sah. Dieser war schneller gewesen als der Mensch das Seil zu ergrei-

greifen und hatte sich zuerst gerettet. Der Kaufmann wurde unwillig über das unverschämte Thier und wollte es zurückstoßen, als der Affe freundlich zu ihm sprach: „Laß es dich nicht gereuen, mir das Leben gerettet zu haben. Die Thiere lieben ihre Wohlthäter und sind erkenntlich gegen sie. Der Mensch aber, der unten liegt, ist ein Undankbarer, und ich fürchte, er werde deine Wohlthat einst schlecht vergelten. Ich wohne hier am Fuße dieses Berges, und wünsche dich in Zukunft wieder zu sehen, um dir meine Erkenntlichkeit für diesen Liebesdienst zu beweisen.„

Aomed achtete wenig auf die Versprechungen des Affen und warf das Seil geschwind wieder hinein, um den Menschen herauszuziehn. Das Seil wurde jezt viel schwerer als das erstemal, und er freute sich schon, den armen Unglücklichen zu sehen, als die zottigten Haare, die Zähne und Klauen eines Löwen sichtbar wurden. Der Kaufmann erschrack und hätte das Seil beinahe fal-

fahren lassen; der Löwe aber rief ihm freundlich zu: „Fürchte dich nicht, und zieh mich vollends hinauf; du erwirbst dir einen Freund an mir, den du nicht verachten darfst. Ich habe Stärke genug, dein Leben aus einer Gefahr zu retten, und werde dir gewiß mehr Gutes für deine Wohlthat thun, als jener treulose Mensch, der unten in der Grube liegt.„ Der Kaufmann bekam durch diese Zurede Muth und zog den Löwen vollends herauf. „Freund, sagte der König der Thiere zu ihm, meine Höhle ist in diesem Walde; ich hoffe dich wieder zu sehen und für meine Befreyung dir Dank zu erweisen.„

Der Löwe ging fort und der Kaufmann warf auf die wiederholten Bitten des unten liegenden sein Seil zum drittenmal hinunter; ehe er aber noch zu ziehen anfing, so wand sich eine Schlange an dem Seile herauf. „Ist denn alles Ungeziefer der Erde in dieser Höhle verborgen?„ rief er voll Unwillen aus; aber die Schlange unterbrach ihn und sprach:

sprach: Zörne nicht, daß du mich errettet hast; ich will dir deine Wohlthat durch eine freundschaftliche Nachricht vergelten, die dir sehr nützlich werden kann, wenn du sie befolgst. Der Mensch, der noch allein in der Grube steckt, ist ein undankbares, boshaftes Geschöpf. Glaube mir; den Schlangen ist Klugheit zu Theil worden, die euch Menschen oft fehlt. Er ist ein Bösewicht, den die Vorsehung wegen seiner Verbrechen strafen will; überlaß ihn seinem Schicksal, oder du wirst deine Wohlthat bereuen. Allein ich sehe, du bist weichherzig; du willt mir nicht gehorchen. Nun so thue, was dir gefällt. Du hast mein Leben gerettet, und dafür will ich dir dankbar seyn. Lebe wohl. Meine Wohnung ist an der Mauer der benachbarten Stadt, in der ich dich wieder zu sehen hoffe.„

So sprach die Schlange und schlüpfte hinweg. Der Kaufmann aber war viel zu mitleidig, als daß er ihrem Rathe gehorcht hätte; er warf das Seil zum vierten male hinunter

unter und brachte den Menschen endlich herauf. Der blasse Anblick desselben rührte des Kaufmanns Herz: der Unglückliche fiel ihm zu Füßen und dankte ihm mit Thränen für seine Hülfe. „Jeden Blutstropfen, der in meinen Adern fließt, will ich, großmüthiger Befreyer, mit Freuden für dein Wohl vergießen, wenn mir die Vorsehung Gelegenheit giebt, alles was ich habe und vermag, zu deinem Besten aufzuopfern.„ So sprach er, und zum Beweis seiner Erkenntlichkeit fing er an seinen Wohlthäter zu belügen. Ich heiße Rustem, fuhr er fort, und bin ein Edelmann aus der benachbarten Stadt. Der König machte mich zu seinem Vezier und gab mir die Aufsicht über seinen Prinzen. Ich verwaltete mein Amt mit Treue und Eifer; aber der Prinz war ein bösartiger Mensch; er ließ sich durch meine Lehren nicht bessern und beging die häßlichsten Ausschweifungen. Ich entdeckte es dem Könige; aber die Königin, seine Mutter, vertheidigte den Prinzen;

und ich wurde nicht gehört. Endlich häuften sich seine Verbrechen so sehr, daß der König die Augen aufthat und ihn in ein einsames Schloß, das nahe an diesem Wald liegt, gefangen setzte. Meine Feinde nahmen diese Gelegenheit wahr und gaben mir die Laster des Prinzen schuld. Der undankbare König glaubte ihnen; nahm mir meine Ehrenstelle, die ich mit so viel Eifer verwaltet hatte, und jagte mich schimpflich von seinem Hofe. Gestern Abend kam ich in diesen Wald: ich ganz in schwermüthiger Betrübniß über den Undank der Menschen; als ich in diese Grube zu den drey häßlichen Thieren fiel, aus deren Gesellschaft du mich, großmüthiger Befreyer, jetzt errettet hast: denn ohne Zweifel wäre ich in kurzem ein Raub ihres Hungers und ihrer Wuth geworden.„

Nun schalt er auf den Undank der Menschen, auf die Ungerechtigkeit der Könige und mischte so viel schöne Sprüche in seine Reden, daß Ahmed einen Weisen gerettet zu haben glaub-

te.

te. „Ich wohne an dem westlichen Ende der benachbarten Stadt, beschloß der Betrüger endlich, ich bitte dich, komm mit mir, und laß dir mein dankbares Herz wenigstens durch eine kurze Bewirthung zeigen.„

Ahmed dankte dem höflichen Vezier für seine Einladung; und setzte mit dem Vergnügen, das ihm seine gute Handlung gab, zufrieden, seine Reise fort. Er kam nach Persien und war in allen seinen Unternehmungen glücklich. Er verkaufte seine Edelgesteine theurer als er gehofft hatte: sein Reichthum mehrte sich von Tag zu Tage und erneuerte das Verlangen in ihm, sein Vaterland wiederzusehen. Er nahm den Weg dahin und kam wieder durch den Wald, in dem er vor einigen Jahren die vier Gefangenen aus der Fallgrube errettet hatte. Mit Entzücken erinnerte er sich jezt an die schönen Reden des erkenntlichen Rustem; und dankte den drey Thieren in seinem Herzen, daß sie diesen braven Mann nicht getodet hatten; ohne weiter

an tore Versprechungen gegen ihn zu denken; als eben ein Heer von Räubern ihn überfiel. Sie nahmen ihm sein Pferd, sein Geld und seine eingekauften Perlen; ihn selbst banden sie nackt mit Händen und Füßen an einen Baum, und jagten eilig wieder davon.

Der unglückliche Ahmed getraute sich nicht zu schreyen, aus Furcht irgend ein reissendes Thier herbeyzulocken. Er arbeitete lange, seine Fesseln zu zerreissen; aber vergeblich. Die anhaltende heftige Bewegung rieb endlich seine Hände und Füße wund; sein Schmerz brach in ein wimmerndes Klageschrey aus, das die ganze Gegend durchtönte. Auch zu den Ohren des großen Affen drang es, der nicht weit von diesem Baume wohnte. Er kam herbey, und sobald er seinen Befreyer erkannte, sprang er mit einem Sprunge hinzu, zernagte die Stricke mit den Zähnen, und da Ahmed, von Hunger und Anstrengung geschwächt, halb todt zu seinen Füßen fiel: so nahm der Affe ihn in die Arme,

me, trug ihn in seine Höhle, gab ihm wilde Früchte, machte ihm ein Lager von dürrem Laube, setzte sich neben ihn, streichelte seine Hände und sprach ihm Trost zu. Dadurch erholte sich Ahmed wieder und erzählte dem gutherzigen Affen den Unfall, der ihn in diese Noth gebracht hatte. Der Affe wußte den Aufenthalt der Räuber und schlich sich zu ihnen. Sie lagen alle in tiefem Schlaf, und neben ihnen standen große Säcke voll Gold. Er lud den schwersten auf, nahm einige Kleider für seinen nackten Gast mit, und eilte voll Freude zurück in seine Höhle. „Da, sagte er und legte den Raub seinem Wohlthäter zu Füßen, da hast du dein verlohrnes Gut wieder; ich freue mich, daß ich dir habe dienen können.„

Ahmed dankte dem Affen, zog die Kleider an, nahm den Geldsack und ging fort. Er gedachte bey seinem Freunde Rustem einzukehren und sich zu seiner fernern Reise ein ander Pferd zu kaufen. Er stellte sich die Freu-

de dieses redlichen Veziers, über solch eine unvermuthete Ankunft, so schön vor, daß er die Last seines Geldsackes nicht fühlte, als er, durch das Brüllen eines herbeyspringenden Löwen, aus diesen süßen Einbildungen geschreckt wurde. Seine Füße erstarrten vor Furcht und ein grausamer Tod schien ihm unvermeidlich. Aber der Löwe erkannte seinen ehemaligen Befreyer; langsam ging er auf ihn zu, wedelte freundlich mit dem Schwanze und redete ihn also an: „Komm, mein Freund, komm, mein Wohlthäter, in meine Höhle, und laß dich von dem Löwen bewirthen, der dir für die Errettung aus der Grube seine Dankbarkeit bezeigen will.„

Ahmed hatte durch das Verhalten des Affen die Thiere liebgewonnen und ging mit. Unterwegs erzählte er, was ihm begegnet sey, und wie liebreich der Affe seinen Verlust wieder ersetzt habe. Der Löwe lobte das Verhalten des Affen und fand es schön; um aber nicht weniger erkenntlich und großmüthig zu

schei-

scheinen, als ein schwacher Unterthan in seinem Reiche, so hat er seinen Gast, ein wenig in seiner Höhle zu warten und ging fort. Er streifte in dem Walde umher und stieß endlich auf den Prinzen Behadir, der auf die Jagd gegangen war und sich von seinen Bedienten verlohren hatte. Dieser Prinz war ein grausamer, ungerechter Mensch, und der König sein Vater hielt ihn noch immer in dem Schloß des Waldes gefangen. Seine Bedienten mußten ihn allenthalben begleiten und auf alle seine Schritte genau Achtung geben; aber jezt hatte er ein Reh zu hizig verfolgt und sich von seinen Wächtern zu weit entfernt: denn wen die Vorsehung für seine Verbrechen bestrafen will, der eilt dem Verderben entgegen, ohne es zu wissen. Kaum sah der Löwe seinen köstlichen Turban, der mit vielen glänzenden Edelsteinen besetzt war, als er ihn anfiel, niederwarf und zerriß. Er nahm den reichen Turban zwischen die Zähne und brachte ihn seinem Gaste, als ein

geringes Zeichen seiner Dankbarkeit für die ehemalige Befreyung.

Ahmed bekam durch diesen Turban einen unermeßlichen Schatz, und nahm, voll Freude über die Dankbarkeit der Thiere, seinen Weg nach der Stadt, um seinem Freunde Rustem sein großes Glück kund zu thun. Denn, dachte er, könnte er mich wohl weniger liebreich aufnehmen, als diese wilden Thiere? Die Freude seines Herzens machte auch seine Füße leicht, und die Sonne stand noch nicht hoch, als er die Thore der Hauptstadt erreichte, wo die Nachricht von der Ermordung des Prinzen schon allgemein bekannt war. Die Bedienten hatten seinen halbzerrissenen Leichnam in dem Walde entdeckt; weil man aber den köstlichen Turban nirgends finden konnte, so zweifelte man noch, ob ihn ein wildes Thier zerrissen, oder die Räuber ermordet und seinen Leichnam so verstümmelt hätten, um ihr Verbrechen desto besser zu verbergen.

Ahmed

Ahmed wußte von allen dieſen Dingen nichts. Er fragte die Wohnung ſeines Freundes aus, und, ſo bald er ihn umarmt und geküßt hatte, erzählte er ihm ſeine ſonderbaren Begebenheiten. Er zeigte ihm die Geſchenke des Affen und des Löwen, und fragte ihn um Rath, wie er die köſtlichen Steine von dieſem Turban am vortheilhafteſten verkaufen könne. Ruſtem erkannte ſogleich den Turban des Prinzen und freute ſich recht herzlich über dieſen Zufall, durch den er ſich die Gunſt des Königes wieder zu erwerben hoffte. Er wußte aber ſeine Bosheit zu verbergen und ſagte zu ſeinem Gaſte: Iß und trink, lieber Freund, und ſey gutes Muths. Unterdeſſen du von deiner beſchwerlichen Reiſe ausruheſt, will ich den Turban zu einigen Juwelieren tragen und mich erkundigen, wie hoch ſie dieſe köſtlichen Edelſteine ſchäzen.

Ahmed that, wie ſein Wirth verlangte; er aß und trank und legte ſich ſchlafen; indeß Ruſtem mit dem Turban zum Könige

eilte und also sprach: Herr, ich habe einen von den Mördern deines Sohnes entdeckt; denn dieses ist des Prinzen Turban. Ich kenne die Steine sehr wohl, ich habe sie selbst gekauft, als ich noch vor deinem Throne stand. Nun beklagte er das Unglück des Prinzen auf das wehmüthigste, und fing so sehr an zu weinen, daß es schien, als ob er nicht mehr reden könne. Der König dankte ihm für seine Entdeckung; und glaubte beynahe, ihm zu viel gethan zu haben, da er den Heuchler mit solcher Zärtlichkeit von seinem unglücklichen Sohne sprechen hörte.

Er schickte sogleich Wache in Rustems Haus, die den schlafenden Ahmed band und vor den Thron führte. „Bösewicht, redete ihn der König an, wie hast du ein solches Verbrechen wagen dörfen, meinen Sohn zu tödten? Wer sind deine Mitschuldigen an dieser ruchlosen That?„ Der arme Ahmed war sich keines Verbrechens bewußt und erstaunte über diese Frage; als er aber seinen Tur-

Turban am Fuße des Thrones liegen sah und seinen treulosen Freund erblickte, der ihn höhnisch anlachte, erschrack er so heftig, daß er zitterte. Seine Zunge erstarb ihm im Munde und seine Augen sahen starr an die Erde. Der König hielt diese Zeichen für ein stummes Geständniß der Schuld und sprach: „Führt diesen Böswicht auf einem Esel durch die Straßen der Stadt; ein Herold gehe vor ihm her und rufe seine Missethat aus; dann werft ihn in ein tiefes Gefängniß; und wenn der Leichnam meines Sohnes beerdigt ist, soll er sein ruchloses Leben unter den schrecklichsten Martern endigen.„

Der Befehl des Königs wurde augenblicklich vollzogen. Ahmed wurde allen Beleidigungen des Pöbels Preis gegeben und in ein tiefes Loch geworfen. Hier seufzte und beklagte er nun seine Thorheit, daß er dem Rath der drey Tiere nicht gehorcht und sich diesem treulosen Menschen anvertraut hatte. Er

konnte

konnte nichts anders als den schmählichsten Tod erwarten, und bereitete sich schon auf denselben, als die Schlange, die ein wachsames Auge auf das Schicksal ihres Freundes hatte, bey ihm in dem Gefängniß erschien. „Habe ich dir es nicht vorhergesagt, sprach sie, daß dieser Mensch ein undankbarer sey, der deine Wohlthat mit Bösem vergelten werde? Aber, ich habe versprochen, dir bey Gelegenheit wieder zu helfen, wie du mir geholfen hast; und ich halte mein Wort. Nimm dies Kraut; ich habe die liebste Gemahlin des Königs mit einem tödtlichen Biß verwundet, und keine andre Arzney kann sie heilen. Der König überläßt sich der größten Betrübniß und wird dich mit Freuden aufnehmen; denn bey euch Menschen ist der immer willkommen, der sich unentbehrlich zu machen weiß.„ Ahmed hatte durch sein Unglück gelernt, wie heilsam es sey dem Rathe dieser klugen Schlange zu folgen; und that nach ihrem Befehl. So bald man am Hofe er-

erfuhr, daß ein Gefangener heilsame Kräuter gegen Schlangengift kenne, wurde Ahmed ohne Verzug zur Königin geführt. Er legte sein Kraut auf die Wunde, und die Königin wurde in wenigen Augenblicken völlig gesund.

Der König war über die schnelle Heilung seiner liebsten Gemahlin, deren Tod unvermeidlich schien, für Freuden außer sich. Ahmed nahm diesen günstigen Augenblick in Acht und sprach: „Herr, die erhabene Königin, deine Gemahlin, ist von ihren grausamen Schmerzen befreyt, und meine Hand hat ihr Leben gesichert; ich aber bin in Gefahr, das meinige, unter den schrecklichsten Martern, die ich nicht verdient habe, zu verlieren. Du bist zu gerecht, Herr, als daß du einen Unschuldigen solltest tödten lassen. Ich bin nicht der Mörder deines Sohnes. Rustem mein Ankläger, hat eine schwarze Verrätherey an mir begangen, um deine Gunst, die er durch seine Untreue verlohren hatte, durch mein Verderben wieder zu erlangen.„ Und nun er-

erzählte er ihm alle seine wunderbaren Begebenheiten, von der Fallgrube an, bis auf diesen Augenblick, wo er vor dem Könige stand.

Der König war wirklich ein gerechter Mann, und ließ den gottlosen Rustem sogleich holen. Er kam eilig: denn er glaubte, der König wollte ihn für seine Entdeckung belohnen; als er wurde bleich, da er den gefangenen Ahmed bey dem Könige fand. „Hat dich dieser Mann nebst drey Thieren aus einer Fallgrube gezogen?„ redete ihn der König an. Rustem fürchtete sich zu leugnen und sagte: ja. „Hast du seine Wohlthat mit etwas vergolten?„ fragte der König weiter. Nein, Herr, stotterte der Undankbare. „Hast du ihn in dein Haus als Gast aufgenommen und mit ihm gespeist?„ Rustem verstummte bey dieser letzten Frage und der König fuhr fort: „Ey du Ungeheuer! du beschuldigest deinen Erretter, deinen Gastfreund des größten Verbrechens, um über dein eigen laster-

haf-

haftes Leben einen schwarzen Schleier zu ziehn! Du hattest meinen Sohn mit deinem unreinen Athem vergiftet; ich schenkte dir den Lohn deiner Untreue, weil ich einen Böswicht wegen der Verletzung eines Gutes nicht strafen wollte, das ich seinen Händen nicht hätte anvertrauen sollen, ohne ihre Reinheit geprüft zu haben. Aber jetzt bin ich Richter in einer fremden Sache; und Vezier, ich befehle dir: laß diesen Unmenschen öffentlich zur Schau herumführen, und seine Schandthat durch einen Herold kund thun; und wenn das Volk ihn gnug geschmäht hat, so sterbe er in einem Kerker eines langsamen Todes. Diesem Fremdling aber gieb reiche Geschenke; führe ihn selbst auf meinem weissen Elephanten durch die Stadt, und laß vor ihm ausrufen, daß der König seine entdeckte Unschuld ehre.„

So sprach der gerechte König. Der Vezier vollzog seinen Befehl genau. Rustem starb in einem tiefen Gefängniß, und Ahmed kehrte

kehrte reich und zufrieden in sein Vaterland zurück, nachdem er sowohl als der König belehrt worden war: keinem Menschen zu trauen, den man nicht kennt und keinen zu seinem Freunde zu machen, dem seine vorigen Thaten ein schlechtes Zeugniß geben. Dies, o König, sprach der Vezier, ist meine Geschichte. Folge ihr, und wenn meine Erfahrung die nicht genug ist: so folge dem Zeugniß dieser dankbaren Thiere.

Der geitzige Kaufmann von Bagdad.

Karasan, ein Kaufmann von Bagdad, war wegen seines Geizes und seiner unermeßlichen Reichthümer durch ganz Morgenland bekannt. Wie von Stahl und Kiesel ein Funke aus der Finsterniß geschlagen wird, so war sein Herkommen dunkel; aber arbeitsame Geduld und

anhaltender Fleiß hatten ihn reich gemacht. So lange er arm war, hielt man ihn für edelmüthig; mit seinen Reichthümern aber wuchs auch seine Habsucht. Je weniger er sein Geld nützte, desto lieber wurde es ihm; seine Neigung zur Wohlthätigkeit nahm ab, wie sein Vermögen zunahm; und die Hand der Zeit, die sein Haupt mit Schnee bestreute, verhärtete auch sein Herz zu jedem Mitleid. Nie öffnete sich seine Thür dem Fremdlinge: seine Hand stieß den Dürftigen von sich.

Bey dieser Unbarmherzigkeit indeß fühlte er noch immer eine geheime Furcht vor der göttlichen Strafe. Er versäumte keine Betstunde; befliß sich all. äußerlichen Zeichen der Frömmigkeit, und hatte dreymal zum Tempel und Grabe des Propheten gewallfahrtet. Gottesfurcht, wenn sie von Menschenliebe begleitet wird, erwirbt uns Hochachtung und Liebe; Heucheley aber, die mit trüglichen Geberden die Flüche der Gedrückten entkräften will, erregt allgemeinen Un-

willen und Abscheu. Das wiederfuhr auch dem geizigen Karasan; Denn wenn er alle Winkel seines Hauses mit furchtsamen Argwohn durchspäht, auch seine Thür siebenmal verschlossen hatte und dann sich in die Moschee begab: so sah ihm jedermann mit schweigendem Hasse nach. Kein Armer, dem er vorüber ging, bat ihn um ein Almosen, und Niemand grüßte ihn, ob er gleich in der ganzen Stadt bekannt war.

So hatte er lange gelebt, und wer von ihm sprach, der nannte ihn den geizigen Karasan, als er unerwartet durch einen Herold öffentlich ausrufen ließ: er habe ein prächtiges Gebäude mitten in der Stadt bezogen, um in dieser neuen Wohnung die Armen zu speisen und die Fremdlinge zu beherbergen. Das Volk floß wie in Strömen zu seinem Vorhofe zusammen, wo er den Hungrigen Brod austheilte und die Dürftigen mit neuen Kleidern beschenkte. Sein Auge blickte mitleidig auf ihre Noth und seine Wangen glüh-

den von einem innern Feuer. Jedermann erstaunte über diese wunderbare Veränderung; und das frohe Murmeln der unzählbaren Menge erhob sich, wie der Schall eines nahenden Donners, zu einem lauten Freudengeschrey. Dieser Ausbruch des Dankes bewegte den Katasan noch tiefer: er gab dem Volk ein Zeichen, daß er reden wolle; das Geschrey legte sich; alles wurde aufmerksam und er sprach:

„Ihm, der die Berge berühret, daß sie rauchen, dem Allmächtigen und Erbarmenden, sey Ehre in Ewigkeit! Er hat den Schlaf zum Beten seiner Unterweisung gemacht, und mir in dieser Nacht ein Gesicht gesendet, das meine Seele erleuchtet hat. Ich saß allein in meinem Harem und überrechnete, beym matten Schein einer Lampe, den Gewinnst von meinen Waaren, und freute mich über den neuen Zuwachs meines Reichthums: als ich in einen tiefen Schlaf fiel und die Hand dessen, der im dritten Him-

wol wahnt, über mich kam. Ich sah den Engel des Todes, gleich einem feurigen Wetterstrahle, niederfliegen und er schlug mich, ehe ich seine Hand durch Gebet entwaffnen konnte. Alsbald fühlte ich mich von der Tiefe erhoben und mit einer rasenden Eile durch die Luft fortgetragen. Die Erde wurde meinen Augen so klein wie ein Thautropfe und die Sterne flammten mit einem Glanze, der die Sonne verdunkelte. Die Pforten des Paradieses thaten sich vor mir auf; eine Klarheit, die kein irdisches Auge ertragen kann, strahlte mir entgegen; und eine heimliche Gewalt trieb mich zum Throne des Allmächtigen, wo das ewige Urtheil über mich gesprochen werden sollte. Meine Prüfungszeit war vergangen; keine Stunde konnte aus meinem Leben weggenommen und keine gute That hinzugethan werden; mein Loos war gefallen und alle Kräfte der Natur konnten es nicht ändern. Diese Gedanke erschreckte mich mit Verzweiflung; zitternd stand ich da; und

ängst-

ängstliche Bangigkeit lag wie ein Gebirge auf meiner Seele: als aus dem Feuerglanz, der vor mir brannte, eine Stimme sprach:

„Karasan, deine Frömmigkeit ist verworfen worden; denn sie war Heucheley; und deine Gerechtigkeit kann nicht belohnt werden; denn sie war eigennützig. Dein Auge sah weder dankbar zum Himmel, noch wohlthätig auf deine Brüder. Die Laster und Thorheiten deiner Nebenmenschen können deinen Geitz nicht entschuldigen, ohne die Wohlthätigkeit des Himmels zu verdammen. Leuchtet die Sonne nicht allen? Träufeln die Wolken ihren Thau nicht auf den Sünder, wie auf den Frommen? Weht der belebende Athem des Frühlings nicht allen Gesundheit zu? und schüttet die Hand des Herbstes nicht für den Thoren wie den Weisen ihre Fülle des Segens? Gedenke, Karasan, daß du dein Herz gegen die Noth der Elenden verhärtet, und deine Schätze mit Händen von Eisen zusammen gescharret hast. Du hast

für dich allein gelebt; und darum sollst du hinfort vom Licht des Himmels und vom Anblick aller Wesen geschieden, die lange Zukunft einsam durchtrauren. Oede Stille soll dir die zögernden Stunden der Ewigkeit verlängern und Finsterniß die Schrecken deiner Verzweiflung mehren.„

In diesem Augenblick ergriff mich ein unsichtbarer reissender Wirbel. Ich ward durch die lichten Gewölbe der Schöpfung fortgetrieben, und unzählige Welten gingen mir wie Blitze vorüber. Ich nahte mich den Grenzen der Schöpfung: mein Blick starrte in die Dunkelheit der endlosen Leere, deren tiefe Schlunde sich vor mir öfneten; ein schrecklicher Abgrund von ewiger Stille, Oede und Nacht. Mich ergriff ein Schauder ohne Namen und Maas bey diesem Anblick; ein Stöhnen der Angst und der Sehnsucht drängte mein Herz empor: O! wär ich auf ewig in das Gefängniß der andern Verdammten verwiesen! Ihr Winseln hätte die Qual meiner

ner Verzweiflung gelindert, und die nagende Feuerflamme hätte mich mit ihrem Lichte getröstet. Wäre ich auf einen Kometen verbannt, der nach tausend Jahren nur einmal in die Gefilde des Lichts und des Lebens zurückkehrt! Die Hofnung der entferntesten Wiederkehr hätte mir in dem langen Zwischenraum von kalter Finsterniß geleuchtet, und dieser Wechsel hätte die Ewigkeit zur Zeit gemacht.

Unterdeß ich so dachte, verlohr ich den letzten Stern aus dem Gesicht; sein schwachflimmernder Schein löschte in dicke Finsterniß aus. Die Angst der Verzweiflung wuchs mit jedem Augenblick; jeder Augenblick riß mich in eine tiefere Ferne von der letzten bewohnten Welt fort. Meine steigende Bangigkeit stellte mir vor: wenn zehn tausend tausend Jahre mich so weit fortgetragen hätten, daß mich nur die Gewalt erreichen könnte, welche die Unendlichkeit füllt; so würde ein neuer endloser Abgrund von Finsterniß

vor mir liegen, den ich noch immer einsam und allein durchschweben müßte; immer weiter und weiter, ewig und ewig weiter. Hier streckt' ich meine Hände nach den Gefilden der Schöpfung mit solch einer ängstlichen Sehnsucht aus, daß ich erwachte.

Dieses göttliche Gesicht, fuhr er mit etwas sanfterer Stimme fort, hat mich gelehrt: welch köstliches Gut ein Wesen sey, das an unsrer Noth theilnimmt; jenes ängstliche Schmachten nach Trost hat mich von dem Werthe der Menschenliebe überzeuget. Mitleid hat wieder mein Herz erwärmt; es hat sich der Mildthätigkeit geöfnet und brennt, seine Glückseligkeit allen denen mitzutheilen, von denen sie entspringt; denn ach! wie köstlich wäre mir ein Armer, den ich ohne Gabe von meiner Thüre stieß, in jener öden Einsamkeit, zu der ich verurtheilt war, mit seinem Troste gewesen! Das Gold aller Ströme, die Edelsteine aller Gebirge hätt' ich mit Freuden hingegeben für seinen bloßen Anblick.

Hier

Hier schwieg Karasan und sah mit Augen voll Dankbarkeit und Ehrfurcht gen Himmel. Die horchende Menge schien aus einem schauerlichen Traum zu erwachen; und der Kalif, dem man diese Begebenheit zur Warnung erzählte, befahl seinen Schreibern, zum Besten der Nachwelt, sie in die Kronik einzutragen, damit sie im ewigen Gedächtnisse lebte.

Die Freunde und das Geld.

Ein reicher Muselmann war seit einigen Wochen krank und wunderte sich, daß zwey oder drey von seinen Freunden ihn nicht besuchten. „Sie getrauen sich nicht, sagte sein Rechnungsführer, sich dir zu zeigen. Das Geld, das du ihnen geliehen hast, ist gefällig, und sie sind noch nicht im Stande, es wieder abzutragen.„ So geh, antwortete der Kranke, und sag' ihnen, daß sie mir nichts mehr schul-

dig sind, und daß ich sie nur bitte, zu mir zu kommen und dore Quittungen zu holen. Ich will ja lieber mein Geld verlieren, als meine Freunde.

Die Freunde.

Ein reicher Kaufmann hatte einen einzigen Sohn, den er zärtlich liebte. Er ließ ihn mit vieler Sorgfalt erziehen und wandte alles an, was sein Herz bessern und seinen Verstand bilden konnte. Als der Knabe die Jünglingsjahre erreicht hatte, rief ihn sein Vater vor sich und sprach: „Mein Sohn, ich habe dich alles lernen lassen, was ein Mann von deinem Stande und Beruf wissen muß. Vor allen Dingen aber brauchst du jene Klugheit, die uns die mancherley Eigenschaften und Neigungen der Menschen kennen lehrt. Darum wünsche ich, daß du einige Jahre in fremde Län-

Länder reisen möchtest. Reisen geben Erfahrung; denn je mehr man Menschen gesehen hat; desto besser weiß man mit ihnen zu leben. Die Welt ist ein großes Buch, aus dem ein aufmerksamer Leser viel nützlichen Unterricht schöpfen kann: sie ist ein Spiegel, der uns die Menschen in ihrer wahren Gestalt zeiget. Schaue dich fleißig in diesem Spiegel um, mein Sohn, und lerne insonderheit jene Klugheit, mit der sich ein Weiser das größte Glück des Lebens erwirbt; ich meyne einen Freund. Findest du nur einen einzigen im Laufe deines Lebens, so besitzest du das schönste und beständigste aller Güter, das nur der Tod von dir nehmen kann. Reichthümer und Glück sind tausend widrigen Zufällen unterworfen; diesen Schatz aber raubet uns keine menschliche Gewalt. Suche also auf deinen Reisen solch ein Kleinod zu finden; und bedenke dich nicht, das köstlichste, was du hast, in Nothfall für diesen Gewinn aufzuopfern.„

Der

Der Jüngling nahm von seinem Vater Abschied und reiste. Er ging in ein benachbartes Land, hielt sich da einige Zeit auf und kam wieder zurück, ehe sein Vater dachte, daß er dort bekannt geworden sey. Der Vater wunderte sich über seine geschwinde Rückkehr und sprach zu ihm: Wie kömmst du so bald wieder, mein Sohn? „Vater, antwortete der Jüngling, du hast mir befohlen nur so lange in der Fremde zu verweilen, bis ich einen Freund gefunden; und ich habe deren funfzig gefunden, die Muster von wahren Freunden sind.„

Mein Sohn, antwortete der Kaufmann, sey nicht so freygebig mit diesem heiligen Namen. Hast du das Sprüchwort vergessen, das ich dir bey deinem Abschiede empfahl: „Rühme dich deines Freundes nicht eher, als bis du ihn geprüft hast?„ Freunde, lieber Sohn, sind selten; die mehresten, die sich so nennen, wissen nicht, was das Wort bedeutet. Sie gleichen einem Morgennebel im Som-

Sommer, den der erste warme Sonnenstrahl verzehrt. Sie behandeln den Leichtgläubigen, der ihren glatten Worten traut, wie ein halb Trunkner seine Weinflasche; er hält sie fest, so lange sie mit süßem Safte gefüllt ist; und wirft sie an den Boden, so bald er sie geleert hat. Ich besorge, mein Sohn, deine Freunde werden diesem Trunknen gleichen.„

Dein Mißtrauen, mein Vater, ist ungerecht, sprach der Jüngling; ich weiß gewiß, diese tugendhaften Leute, die ich meine Freunde nenne, würden mich, wenn ich arm und unglücklich zu ihnen käme, eben so sehr lieben, wie jezt. Ach! sagte der Alte, ich habe siebenzig Jahre gelebt; habe Glück und Unglück erfahren und viele Menschen gesehen und geprüft; aber in dieser langen Reihe von Jahren habe ich mir nur einen einzigen Freund erwerben können: und du willst in dem Alter des Leichtsinns, binnen wenig Monden funfzig gefunden haben? Komm,

mein

mein Sohn, und lerne von mir, wie man die Menschen prüfen muß.

Der Kaufmann schlachtete einen Bock, steckte ihn in einen Sack und befleckte mit dem Blute die Kleider seines Sohnes. Da es Nacht wurde, legte er den Sack mit dem Bocke dem Jünglinge auf den Rücken, unterrichtete ihn, wie er sich verhalten müßte, und so gingen sie fort. Sie kamen zu der Wohnung des nächsten von den funfzig Freunden und der Jüngling klopfte an. Sein Freund that ihm geschwind auf und fragte nach der Ursache seines so späten Besuches. Der Jüngling antwortete: Im Unglück erkennt man seine Freunde. Ich habe dir oft von der Feindschaft erzählt, die, von langen Zeiten her, die Familie eines vornehmen Höflings mit der meinigen entzweyte. Eben begegneten wir uns an einem abgelegenen Ort der Stadt, wir geriethen an einander, und ich hatte das Unglück ihn zu tödten. Aus Furcht, der Mord möchte auskommen, nahm ich seinen

nen Leichnam auf und steckte ihn in diesen Sack. Ich bitte dich, verwahre ihn so lange in deinem Hause, bis ich einen heimlichen Ort finde, wo ich ihn vergraben kann.

„Mein Haus ist sehr klein, gab ihm der Freund, mit einer verdrüßlichen Miene, zur Antwort; es kann kaum die Lebendigen fassen, die es bewohnen; wo sollte ich denn deinen Todten verbergen! Zudem weiß jedermann, wie feindselig du mit dem Getödteten gelebt hast. Man wird muthmaßen, daß du der Thäter seyst; man wird Nachsuchungen anstellen; und da unsre Freundschaft bekannt ist, so wird man bey meinem Hause den Anfang machen. Es würde dir nichts helfen, mich in dein Unglück mit zu verwikkeln. Der einzige Dienst, den ich dir erzeigen kann, ist, das Geheimniß zu verschweigen.„

Der Jüngling bat und flehte, ihm in seiner Noth zu helfen; aber vergeblich. Sein guter Freund wurde immer kälter und seine

Ant-

Antworten kürzer, so daß er endlich mit dem gefährlichen Sacke weiter gehen mußte. Er kam zu dem zweyten Freunde, der ihn eben so abwies; und so ging er der Reihe nach zu allen funfzigen; aber der letzte empfing ihn, wie der erste, und schloß seine Thür nach einer Menge Entschuldigungen wieder zu.

Hast du nun gelernt, sagte der Kaufmann zu seinem Sohne, wie wenig man auf den äußerlichen Schein des Menschen rechnen dörfe! Wo ist die eifrige Freundschaft dieser Leute, denen du so prächtige Lobreden gehalten hast? So bald sie dein Unglück erfuhren, war ihre Liebe gestorben. Sie sind übertünchte Wände, Wolken ohne Regen, Bäume die keine Früchte tragen. Nun will ich dir den Unterschied zwischen deinen funfzigen und meinem einzigen Freunde zeigen. Indem sie so sprachen, kamen sie an die Thür des Mannes, den er seinem Sohne als das Muster eines wahren Freundes geschildert hatte.

hatte. Er klopfte an, und als der Mann ihn erkannte, fragte er mit einer zärtlichen Besorgniß, warum er noch so spät zu ihm komme? Der Kaufmann erzählte ihm das erdichtete Unglück seines Sohnes und bat ihn, den Todten bey sich zu verbergen.

„O! mit Freuden, rief der Mann aus; mein Haus ist groß genug, tausend Todte zu beherbergen. Keine Furcht vor möglicher Gefahr soll mich abhalten, zu deiner und deines Sohnes Rettung alles, was ich kann und vermag, beyzutragen. Ich will dich und deinen Sohn auf mein Landgut führen, wo ihr vor allen Nachforschungen des Gerichts verborgen und sicher leben sollt.„

Der Kaufmann dankte seinem Freunde für seine großmüthige Liebe und sagte zu ihm: Ich habe diese Erzählung bloß erdichtet, um meinem leichtgläubigen Sohne zu zeigen, wie man falsche Freunde von wahren unterscheidet.

Karun.

Mahomet sagte eines Tags zu seinen Schülern: „Meine Brüder, thut den Menschen Gutes wie Gott euch gethan hat, und verlasset euch auf Gott mehr als auf Menschen. Fürchtet euch vor dem Schicksal des unglücklichen Karun. Er war Moses naher Verwandter. Der Prophet hatte Mitleiden mit dem dürftigen Elend, in dem er schmachtete, und lehrte ihn aus Mildthätigkeit die Kunst, die Metalle in Gold zu verwandeln. Dadurch wurde Karun sehr bald reich; zugleich aber auch undankbar, geizig und gottlos. Er wiegelte das Volk gegen den Moses auf; er weigerte sich, Gott und dem Staat das Ihre zu geben; aber, worüber Gott am meisten zörnte, die Thränen des Armen erweichten sein Herz nie; sie flossen von diesem harten Herzen herab wie Regentropfen von einer eher-

ehernen Kugel. Als Moses alle Mittel der Sanftmuth und der Geduld vergeblich versucht hatte, so bat er Gott, diesen ärgerlichen Sünder, der sich durch nichts bessern wollte, nachdrücklich zu bestrafen. Strafe du ihn selbst, antwortete der Herr, ich überlasse ihn dir mit alle dem Seinigen. Darauf befahl Moses der Erde sich zu öffnen. Die Erde gehorchte seinem Befehl und verschlang zuerst die Heerden des Karun, hernach seine Zelte mit ihrem Geräthe, hernach seine eben so geizige Frau und seine eben so gottlosen Kinder. Doch diese Züchtigungen, so scharf sie stufenweise wurden, konnten diesem verhärteten Sünder nicht das geringste Zeichen der Reue abzwingen; bis er endlich fühlte, daß die Erde unter seinen Füßen sank und ein gehöhlter Schlund schon seine Knie umschloß. Von diesem Schrecken wurde seine Halsstarrigkeit bezwungen: er demüthigte sich vor Moses und bat viermal um Vergebung. Aber nun war es zu spat und Moses ließ ihn versinken.

Meine Brüder, fuhr Mahomet fort, der gottlose Karun hatte sein Unglück mehr als zu wohl verdient; aber nach einigen Tagen sprach Gott zu seinem Propheten: o Moses! Karun hat dich viermal um Verzeihung gebeten und du bist unerbittlich geblieben. Wenn er sich an mich gewendet und nur einmal gebeten hätte, so hätte ich ihm vergeben.

Der beleidigte Derwisch.

Der Günstling eines Sultans warf einen armen Derwisch, der ihn um ein Almosen bat, mit einem Steine. Der geschmähte Geistliche unterstand sich nicht etwas darüber zu sagen; hob aber den Stein auf und nahm ihn mit sich. „Ueber kurz oder lang, dachte er, werde ich gewiß Gelegenheit bekommen, mich an diesem stolzen und grausamen Menschen, mit dem nämlichen Steine, zu rächen.„

Emi-

Einige Tage darauf hörte er ein Geschrey auf der Straße; er erkundigte sich und vernahm: der Günstling sey in Ungnade gefallen; der Sultan lasse ihn eben jetzt auf einem Kamele durch die Gassen führen und allen Beleidigungen des Pöbels preisgeben. Geschwind griff der Derwisch nach seinem Stein; bald aber kam er zu sich, warf ihn in den Brunnen und sagte: „jetzt fühl' ich, daß man sich nie rächen müsse: denn ist unser Feind mächtig, so ist es unklug und thöricht; ist er aber unglücklich, so ist es niedrig und grausam.„

Der unglückliche Pfeilschuß.

Der Sultan Sandjar war ein so gerechter und edelmüthiger Mann, daß sein Name noch lange nach seinem Tode mit der nämlichen Liebe und Hochachtung genannt wurde, als bey seinem Leben. Einst kehrte er nach

einem langwierigen Kriege in seine Hauptstadt Salika zurück; sein siegreiches Heer zog hinter ihm her und trug die Kränze seiner Tapferkeit in einem herrlichen Gepränge zur Schau. Das Volk eilte seinem Könige stromweise entgegen, und alle Wege waren mit einer Menge Menschen bedeckt, die sich drängten den Einzug zu sehen. Wo der Zug vorbeykommen sollte, waren alle Fenster und Ecken mit neugierigen Zuschauern erfüllt, daß niemand mehr Platz hatte, und der Sohn eines armen Derwisches, ein Kind von acht Jahren, war daher aus kindischer Neugierde bis auf die oberste Zinne eines Pallasts gestiegen, von dem er klein wie ein Vogel hinunterblickte. Der Sultan im Vorbeyziehn ward dieses weißen Flecks oben auf dem Dache gewahr, und weil er die Vögeljagd vorzüglich liebte, wollte er dem versammleten Volk seine Kunst an diesem vermeinten Vogel zeigen. Er zog den Bogen hervor und schoß; der Pfeil schwirrte und der Knabe fiel todt

vor

vor ihm nieder. Bleich vor Schrecken sprang der Sultan von seinem Pferde hinab, stürzte sich auf des Kindes Leichnam und beklagte ihn halb verzweifelnd wie seinen eigenen Sohn. Er eilte fort, ließ den Vater des Kindes rufen, nahm ihn bey der Hand und führte ihn in sein innerstes Gezelt. „Ich habe deinen Sohn getödtet; redete er den Derwisch an und legte seinen bloßen Säbel neben einen großen Beutel voll Gold. Ich könnte mich entschuldigen und sagen: „Es war nicht mein Wille;„ allein meine Unschuld kann weder deinen Verlust ersetzen noch deinen Schmerz lindern. Du kennst unser Gesetz. Willst du, nach der Freyheit die es dir giebt, mir verstatten, das Blut deines Sohnes durch eine Geldbuße zu versöhnen, so nimm dieses Gold; willst du aber Blut für Blut, so liegt hier mein Säbel und ich gebe mein Leben in deine Hand. Du hast nichts zu befürchten; ich habe dafür gesorgt, daß du frey und ungehindert weggehn kannst.„

O Herr! antwortete der Derwisch und warf sich dem Sultan zu Füßen, du bist durch deine Würde über die andern Menschen erhaben, noch mehr aber durch deine Gerechtigkeit. Behüte mich Gott vor der Missethat, meine sündliche Hand an das heilige Leben meines Königes zu legen, dessen Auge für das Wohl seines Reichs wacht, und dessen Athem Glückseligkeit über seine Völker verbreitet. Meinen unglücklichen Sohn hat das Loos getroffen, das in dem Buche des Allmächtigen von Ewigkeit zu seinem Namen geschrieben war. Du, Herr, bist nicht schuld an seinem Blut; und ich darf für seinen Tod, den Gott über ihn beschlossen hatte, kein Lösegeld von dir nehmen. Mit Freuden will ich selbst zu deinen Füßen sterben, wenn ich mit meinem Leben das deinige um einen Tag verlängern kann.

Der Sultan hob den unglücklichen Vater mit Freundlichkeit auf und sprach: Deine uneigennützige Tugend verdient auch eine schö-

schönere Belohnung. Ich mache dich zum Oberrichter in meiner Hauptstadt; denn Menschen, die sich durch ihre edle Gesinnung über andre erheben, sind geschaffen, die Richter ihrer Brüder zu seyn.

Die ewige Bürde.

Der Chalif Hakam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Pallastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereyen, und bezahlte den Eigenthümern so viel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Wittwe fand sich, die das Erbtheil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte und alle Anerbietungen, die man ihr deswegen machte, gerade zu ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt

weg, und die arme Wittwe kam weinend zum Richter. Ibn Beschir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn schlimm; denn obschon die Gesetze der Weisen ausdrücklich Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freywilligen Erfüllung eines veralterten Gesetzes zu bewegen. Was that also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen grossen Sack über den Hals und ritt unverzüglich nach den Gärten des Pallastes, wo der Chalif sich eben in dem schönen Pavillon befand, den er auf dem Erbtheil der Wittwe erbauet hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sacke setzten ihn in Verwunderung; und noch mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich ihm zu Füssen warf und also sagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle.„ Hallam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn

Be-

Beschir den Chalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer, als alles vorige; um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, so griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Chalif sprach; die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu schwer.

„Herr, antwortete Ihn Beschir mit einer edeln Dreistigkeit, du findest diese Bürde zu schwer und sie enthält doch nur einen kleinen Theil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen Wittwe genommen hast; wie willst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schultern legt.„

Der Chalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi und gab der Wittwe das Land, mit allen Gebäuden, die er darauf hatte aufführen lassen, wieder.

Tai und Scherik, oder Vertrauen und Treue.

Ehe der göttliche Prophet sein Vaterland mit dem Lichte des Glaubens erleuchtete, waren die Araber Götzendiener. Sie verehrten einen guten und einen bösen Gott, und feierten jedem besonders Einen Tag in der Woche. Der eine Tag wurde für glücklich gehalten; und wer an ihm vor dem Könige erschien, dem wurde seine Bitte ohne Einschränkung gewährt. Wer aber die Unvorsichtigkeit beging, an dem unglücklichen Tage vor den Thron des Königs zu kommen, der wurde ohne Verzug dem bösen Gotte zum Sühnopfer gebracht.

So war die Sitte des Landes, als unter der Regierung des Königs Naam ein reicher Araber in der Wüste, mit Namen Tai,

durch

durch Beraubung und allerley Unglück in die gröſte Armuth gerieth, daß er schon seit zwey Tagen keine Speise mehr für seine Kinder hatte. Auf einmal erinnerte er sich der Freygebigkeit des Konigs Naam, der keinen Dürftigen ohne Gabe von sich ließ; er machte sich auf; küßt seine Frau und seine Kinder; versprach in einigen Stunden mit Nahrungsmitteln wieder bey ihnen zu seyn, und reiste in groſer Eile fort.

Betäubt von seinem Elende und von der Hofnung einer nahen Hülfe, lief Tai ängstlich fort, bis er vor dem Thren des Königes erschien, ohne auch nur mit Einem Gedanken daran zu denken, daß heute der Tag des bösen Gottes seyn könne; aber kaum hatte ihn Naam erblickt, so wandte er sein Gesicht von ihm und rief: Unglückliche! was hast du gethan? Warum muſtest du an einem so traurigen Tage vor mein Angesicht kommen? Du bist des Todes.

Die

Diese Rede fuhr wie ein Blitz durch Tai's Seele, und erinnerte ihn an das grausame Opfergesetz. Er warf sich dem Könige zu Füßen und flehte ihn an, seinen Tod nur noch einige Stunden aufzuschieben. „Meine Frau und meine Kinder haben zwey Tage nicht gegessen, sprach er; sie werden eines kläglichen Todes sterben, wenn ich ihnen nicht eilig einige Lebensmittel zurückbringe. Gieb mir etwas Speise und laß mich sie noch einmal sehen, um auf immer Abschied von ihnen zu nehmen. Du bist zu gerecht, als daß du den Unschuldigen mit dem Verbrecher verderben solltest. Ich schwöre dir bey allem, was heilig ist, vor Untergang der Sonne wieder hier zu seyn; dann sprich das Todesurtheil über mich aus, und ich werde mich ihm ohne Murren unterwerfen.„

Der König wurde durch diese Anrede gerührt und sprach: „Unglücklicher Mann! Das Volk verlangt dich zum Opfer und wird in Wuth gerathen, wenn ich dich entfliehen lasse.

lasse. Ich habe Mitleiden mit dir; aber ich kann dir die Bitte unter keiner andern Bedingung gewähren, als wenn du einen Bürgen stellest, der sich statt deiner zum Opfer erbietet, im Fall du deine Zusage brächest. Du dauerst mich; aber es ist das harte Gesetz meines Landes.„ Tai war fremd und niemand kannte ihn. Er sah mit einem wehmüthigen Blick auf alle, die um den Thron standen; aber keiner wagte es, sich auf das Wort eines Fremdlings zu verlassen und für seine Treue Bürge zu seyn. Tai verzweifelte schon, als er nahe am Thron einen Mann bemerkte, der ihn mit edlem Mitleid ansah. „Und du, redete ihn Tai mit Thränen in den Augen an, du, aus dessen Angesicht eine große edle Seele leuchtet, könntest auch du die Bitte eines unglücklichen Mannes und Vaters abschlagen? Ich schwöre dir bey den Göttern und Menschen, daß ich diesen Abend vor Sonnenuntergang wieder hier seyn werde.„

Scherik (so hieß der Edle, der ein Vezier und Liebling des Königs war) Scherik hatte ein Herz, das an das gegebene Wort treuer Menschen glaubte. Er wandte sich zum König und sagte: „Ich will Bürge für Tai werden.„ Der König erschrack; denn auch er befürchtete, der Fremdling werde nicht Wort halten. Er sah den Vezier bedeutend an: aber Scherik blieb bey seiner Zusage und Tai eilte mit Speise zu seiner Frau und zu seinen Kindern.

Indessen verfloß die bestimmte Zeit; die Sonne neigte sich zu ihrem Untergang und Tai war noch nicht da. Das Volk verlangte mit Ungestüm sein Sühnopfer, und Scherik wurde gebunden zum Altar geführt. Er trat hinzu ohne sich zu beklagen; alle feierliche Zubereitungen waren vollendet; und der Priester zuckte schon das steinerne Opfermesser, als sich in der Ferne ein plötzliches Geschrey erhob. Tai selbst war der Rufende, der außer Athem, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, auf

der

der Ebne herbeyeilte und sich durch das staunende Volk stürzte. Er fiel dem Scherik zu Füßen, löfete seine Bande, richtete ihn auf und schloß ihn in seine Arme. Lange drückte er ihn schweigend an sein Herz und sprach endlich: Großmüthiger Scherik, wie bald hätte dich mein Zögern getödtet! Gedankt sey es den Göttern, daß ich noch zu rechter Zeit kam, dich zu retten. Ich sterbe zufrieden; denn ich weiß, du wirst dich meines armen Weibes und meiner hülflosen Kleinen erbarmen. Scherik küßte ihn und weinte: „ich will ihr Vater und Freund seyn, und meine Habe mit ihnen theilen.„ So standen sie noch da, als das Volk ein lautes Jubelgeschrey erhub und seine grausame Frömmigkeit völlig vergaß; der König und alle Edle seines Hofes waren gerührt. „Nie hab ich eines gleichen gesehn, rief Naam. Du, Tai, bist ein Muster der Treue; und du, Scherik, der großmüthigste der Menschen.„ Er blickte nach dem Oberpriester, der schon auf die

hohe Schwelle des Altars getreten war und zu dem Volke reden wollte. „Ihr Gläubigen, rief er, Schenk und Tai haben durch ihre Tugenden den Zorn des Gottes versöhnt, der keine blutigen Opfer mehr fordert. Von heute an opfern wir Honig und Milch; zum Zeichen, daß des Königs Thron seinen Unterthanen an jedem Tage erfreulich und heilbringend seyn müsse.„ So sprach der Oberpriester und das Volk gab ihm durch ein grosses Freudengeschrey Beyfall. Der König dankte ihm mit freundlicher Gebehrde, er überhäufte den armen, redlichen Tai mit Wohlthaten und gewann den großmüthigen Schenk desto lieber.

Die

Die drey Freunde.

Drey Araber stritten unter einander, wer der großmüthigste und edelste Mann unter ihren Landesleuten sey. Der eine gab dem Abdallah, Mahomets Vetter, der andere dem Kais, dem Sohn Saad, und der dritte dem Arabah den Vorzug. Keiner wollte nachgeben, bis endlich einer vorschlug, den Streit durch einen Versuch zu entscheiden. Ein jeder sollte zu seinem Freunde gehn, und ihn um seinen Beystand bitten, um zu sehen, wie viel er für ihn thun werde.

Der erste ging zum Abdallah, der eben auf das Kamel steigen wollte, um eine Reise zu thun, und mit dem Fuße schon in dem Steigbügel stand. „Oheim des Propheten, redete er ihn an, ich bin auf der Reise und befinde mich in Noth.„ Abdallah zog seinen Fuß sogleich zurück, überließ seinem Freun-

de das reichbeladene Kamel, und bat nur, das Schwerdt, das an dem Sattel hing, in Acht zu nehmen, weil er es von Ali, Mahomets Schwiegersohn, geerbt habe. Sein Freund fand auf dem Kamel etliche seidene Kleider und viertausend Goldstücke; das köstlichste aber war das Schwerdt des Ali.

Der andere kam zu seinem Freunde Kais, als er eben schlief. Der Sklave fragte ihn, was er bey seinem Herrn wolle? „Ich bin auf der Reise, antwortete der Freund, und habe kein Geld.„ Der Sklave sagte, er könne seinen Herrn im Schlafe nicht stöhren, und gab ihm siebentausend Goldstücke, mit der Versicherung, daß dieses das Geld alles sey, das im Hause wäre. „Geh aber hin zu den Kamelhütern, setzte er hinzu, und laß dir auch ein Kamel und einen Sklaven geben.„ Als Kais erwachte und ihm sein Sklave erzählte, was er gethan habe, schenkte er ihm die Freyheit und sprach: Warum hast du mich nicht aufgeweckt? denn ich würde

würde meinem Freunde noch mehr gegeben haben.

Der dritte traf seinen Freund Arabah an, da er eben aus seinem Hause zum Gebet gehn wollte. Zwey Sklaven führten ihn, weil er alt war, und nicht wohl mehr sehen konnte. Er hatte sein Anliegen kaum vorgebracht, so ließ Arabah die Sklaven los, schlug die Hände zusammen und beklagte sein Unglück, daß er eben kein Geld habe. „Nimm wenigstens meine zwey Sklaven, Freund, sagte er, und verkaufe sie.„ Der Mann wollte das nicht thun; aber Arabah betheuerte, wenn er sie nicht nähme, so gäbe er ihnen die Freyheit. Hiermit ließ er die Sklaven stehn, und kroch mit tappenden Händen an der Mauer hin.

„Arabah hat am großmüthigsten unter unsern drey Freunden gehandelt,„ sagten die drey Streitenden einmüthig, als sie mit den erhaltenen Geschenken wieder zurückkamen.

Die Banden der Liebe.

Kosroes Parvis, der König von Persien, hatte unter seinem Kriegsheer einen Feldherrn von ungewöhnlichen Eigenschaften; aber auch von rascher Empfindlichkeit, Rustem. Er wurde von den Soldaten der rechte Arm des Königs genennt; denn er hatte ihm lange gedient und sich durch seine Thaten ein unbeschränktes Ansehn im Heer erworben. Einst fand er sich vom Könige beleidigt und die Beleidigung kränkte ihn so sehr, daß er einen heimlichen Aufruhr bey der Armee zu erregen suchte.

Als Kosroes seinen Vorsatz erfuhr, so sprach er bey sich selbst: „Wenn dieser Ehrgeizige, den die Soldaten wie einen Gott verehren, die Fahne der Empörung gegen mich aufsteckt: so weiß ich nicht, welchen andern ich ihm entgegen setzen könnte; aber ich will meine Veziere darüber befragen.„ Er zog sie

zu

zu Rath und alle kamen darin überein, der König müsse diesen mächtigen Verräther unverzüglich in Ketten legen.

Kosroes stellte sich, als ob er ihrem Rathe folgen wolle, ließ den misvergnügten Rustem sogleich zu sich kommen; statt der Ketten aber überhäufte er ihn mit neuen Wohlthaten, mit neuer Ehre. Er bat ihm seine Beleidigung ab, rühmte seine Verdienste und versicherte ihn seiner Gnade. Dies Zutrauen und diese Großmuth des Königes rührten den stolzen Mann so, daß er sein Vorhaben nicht nur aufgab, sondern dem Könige auch mit einer Treue ergeben war, als er ihm nie gewesen. „Sehet, sprach der König zu seinen Vezieren, ich bin eurem Rathe gefolgt, ich habe Rustem mit den stärksten Banden gefesselt. Für Hände und Füße braucht man viele Ketten und sie sind grausam und trüglich. Für das Herz braucht man nur Eine und bey edlen Menschen dauret sie ewig.

Mirza's Gesicht.

Am fünften Tage des Neumonds, den ich, nach der Sitte meiner Väter, wie einen heiligen Tag feiere, ging ich frühe ins Bad, hielt meine Morgenandacht und stieg auf die Berge, die Bagdad umgeben; um auf ihrer einsamen Höhe den übrigen Theil dieses Tages in stillem Gebet und heiligen Betrachtungen zuzubringen. Die reine Luft, die ich auf den Gipfeln dieser Gebirge athmete, stärkte die Schwingen meiner Seele: ich fiel in tiefe Betrachtungen über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens; ein Gedanke drängte den andern, bis ich endlich ausrief: Wahrlich! der Mensch ist nur ein Schatten und sein Leben ein Traum. Indem ich so dachte, wendete ich meine Augen nach einem nahe gegenüber liegenden Felsen und erblickte auf seinem Gipfel Einen im Schäfergewande, der eine

eine Flöte in der Hand hielt. Er legte sie an den Mund und fing an zu spielen. Sein Lied klang so sanft und lieblich; es irrte durch eine Menge so mannichfaltiger Töne, daß es alle irdische Melodien an Süßigkeit und Anmuth übertraf. Friedliche Ruhe ergoß sich über mein Herz; denn mir war, als hörte ich jene himmlischen Gesänge, die den abgeschiedenen Seelen der Frommen, bey ihrer Ankunft im Paradiese, entgegen tönen, und ihre Empfindungen zu den hohen Freuden der neuen seligen Wohnung erheben.

Ich hatte schon oft gehört, dieser Felsen werde von einem Geist besucht, und viele hatten im Vorbeygehn seinen Flötengesang vernommen; der Sänger selbst aber hatte sich noch keinem gezeigt. Die süßen Melodien, die er spielte, machten das Verlangen in mir rege, seiner Unterredung theilhaftig zu werden. Ich sah wie ein Träumender nach ihm hinüber und wünschte mich bey ihn. Er verstand meine Sehnsucht und winkte mit der

Hand. Ich näherte mich voll schauerlicher Ehrfurcht, mit der uns der Anblick eines Wesens höherer Art durchdringt: mein Herz war von seinen lieblichen Tönen erweicht; ich fiel zu seinen Füßen und weinte. Der Geist aber lächelte mich mit Liebe und Freundlichkeit an; sein huldreicher Blick verscheuchte auf einmal alle blöde Furchtsamkeit aus meiner Seele. Er reichte mir die Hand und hob mich auf. „Mirza, sprach er, ich habe dein einsames Gespräch vernommen; folge mir.„

Er führete mich auf den höchsten Gipfel des Felsen und stellte mich auf seine Spitze. Wende deine Augen nach Osten, sprach er, und sage mir, was du siehest? „Ich sehe ein Thal, sagt' ich, durch das ein großer breiter Strom fließt.„ Das Thal, das du siehest, sprach er, ist das Thal des Elendes; und sein Strom ist der Strom der Zeit. „Warum, sagt' ich, quillt dieser Strom, an dem einen Ende, aus einem dicken Nebel hervor?

und warum bedeckt, auf dem andern Ende, eine eben so dunkle Wolke seinen Ausfluß?„ Deswegen, sprach er, weil er wie ein kleiner Bach aus dem dunkeln Meer der Ewigkeit entsprang und in dasselbe zurückeilte. Die Sonne giebt seinen rollenden Wellen Abtheilung und Maaß, und so reicht er vom Anfang der Welt bis auf ihren Untergang. Betrachte nun diesen breiten Strom, der an beyden Enden mit Finsterniß bedeckt ist, näher und sage mir, was du an ihm wahrnimmst? „Ich sehe eine Brücke, sagt' ich, die in der Mitte über den Strom geht.„ Diese Brücke, sprach er, ist das menschliche Leben; untersuche sie genau. Ich strengte meine Augen an und sah, daß sie aus siebzig ganzen und etlichen zerbrochenen Schwiebogen bestand, so daß die volle Zahl aller Schwiebogen ohng fähr hundert seyn mochte. Als ich die Bogen zählte, sprach der Geist zu mir: Diese Brücke bestand ehemals aus tausend Schwiebogen; eine große Fluth aber

riß

riß die übrigen ab und ließ das Uebrige in der Verwüstung, worin du sie noch jetzt siehest. Sage mir aber ferner, was du auf ihr entdeckst? „Ich sehe eine Menge Volk darüber gehn, sagt' ich, und über jedem Ende hängt ein schwarzes Gewölke.„ Bey einer längern Aufmerksamkeit bemerkte ich, daß viele von den Hinübergehenden durch die Brücke in den unter ihr fließenden Strom fielen; denn in der Wölbung der Bogen lagen eine Menge Fallthüren verborgen. Wenn die Wanderer auf eine von diesen Thüren traten, so stürzten sie hinab und waren augenblicklich verschwunden. Am Eingang der Brücke lagen diese Fallthüren sehr enge neben einander; und kaum hatte eine Menge Volks die Wolke durchbrochen, als die Hälfte davon in den Strom sank. Gegen die Mitte wurden sie seltener; aber gegen das Ende der ganzen Bogen vermehrten sie sich wieder und lagen noch dichter, als am Eingange, zusammen.

Auch

Auch sah ich einige wenige, die über die zerbrochenen Schwiebogen hinken wollten; allein der lange Weg über die Brücke hatte sie ermüdet und ihre Knice geschwächt; sie konnten die Risse nicht überspringen und einer fiel nach dem andern in den Strom.

Der wunderbare Bau dieser Brücke und die große Mannichfaltigkeit der Wanderer zogen meine Augen so sehr an, daß ich nicht aufhören konnte sie zu betrachten. Mein Herz wurde traurig, da ich sah, wie die armen Pilger sich so kläglich betrogen. Viele, die für Scherz und Fröhlichkeit zu tanzen schienen, fielen unvermuthet hinab und streckten im Fallen ihre Hände ängstlich nach allen Seiten aus, als ob sie sich zu retten suchten. Einige gingen in einer nachdenkenden Stellung mit gen Himmel gerichteten Augen einher; aber mitten in ihren tiefen Betrachtungen strauchelten sie und fielen mir aus dem Gesicht. Viele jagten bunten Wasserblasen nach, die vor ihren Augen hergaukelten; wenn

wenn sie aber gedachten, diese Luftgestalten zu ergreifen, so glettete ihr Tritt und sie versanken. Unter diesem Gewirr und Gedränge sah ich einige mit Säcken und einige mit Harngläsern in der Hand auf der Brücke hin und her rennen. Sie liefen den Herbeykommenden entgegen und stießen sie mit Gewalt in die benachbarten Fallen.

Der Geist sah, daß ich mich diesem traurigen Anblick zu sehr überließ und sprach zu mir: Zieh deine Augen von den Fallenden ab, und sage mir, ob du noch sonst was siehest. Ich sah auf und fragte: „Was bedeuten diese Vögel, die in großen Schwärmen unaufhörlich um die Brücke flattern und sich von Zeit zu Zeit auf sie niederlassen? Ich sehe Geyer, Harpyen, Raben und anderes Raubgeflügel.„ Das sind, sprach der Geist, die Sorgen und Leidenschaften, die das menschliche Leben beunruhigen; als Geiz, Neid, Aberglauben, Verzweiflung, Liebe und dergleichen.

„Ach!

„Ach! seufzte ich aus meinem beklemmten Herzen, wie nichtig ist der Mensch! er ist zu nichts als zum Elend und zur Sterblichkeit geschaffen.„ Der Geist fühlte Mitleiden mit meinem Schmerz. Er befahl mir, den Blick von dieser traurigen Aussicht zu heben und sagte: Wende deine Augen nach jenem dicken Nebel, in den der Strom alle Geschlechter der Sterblichen, die in ihn hinabfallen, mit sich fortreißt. Ich richtete meinen Blick, so wie er befahl, und (es sey nun, daß der gute Geist mein Auge mit einer mehr als natürlichen Sehkraft stärkte, oder einen Theil von dem undurchdringlichen Nebel wegnahm) ich sah, wie sich das Thal an dem entfernten Ende erweiterte und in ein unermeßliches Meer ausdehnte. Mitten durch dieses Meer ging ein hoher Felsen von Diamant und theilte es in zwey gleiche Theile. Die dunkle Wolke ruhte noch auf der einen Hälfte des Felsen, so daß ich auf dieser Seite nichts erkennen konnte; die andere Seite aber erschien mir,

mir, wie ein weiter Ocean voll unzähliger mit Früchten und Blumen bedeckter Inseln, zwischen denen die Seeströme hinwallten und sie von einander schieden. Ich sah die Einwohner in glänzendem Kleidern mit Blumenkränzen auf dem Haupt. Einige wandelten unter grünen Bäumen, andere lagerten sich an die Ufer klarer Quellen und noch andere ruhten auf Blumenbetten. Ich hörte ein vermischtes Getön von Vögelgesang, von Wasserfällen, von menschlichen Stimmen und allerley Saitenspiel. Ich wurde entzückt über diese liebliche Aussicht und wünschte mir die Schwingen des Adlers, zu diesen seligen Wohnungen hinüber zu fliegen. Der Geist aber sagte mir, es sey kein anderer Uebergang zu ihnen, als durch die Pforten des Todes, die ich jeden Augenblick auf der Brücke geöffnet sah. Diese Inseln, fuhr fort, die in so anmuthiger Frische und Schönheit vor dir liegen und mit denen das Angesicht des ganzen See, so weit du sehen kannst, besäet

ſtet ſcheint, ſind unzähliger als der Sand in den Wüſten der Erde. Hinter dieſen, die du ſiehest, liegen noch Millionen andere; denn dieſe See geht weiter hinaus, als dein Auge reichen oder deine Einbildungskraft denken kann. Dieſe Inſeln ſind die Wohnungen der Frommen nach dem Tode, in die ſie nach verſchiedenen Stufen und Arten der Tugenden, in denen ſie ſich eine Fertigkeit erwarben, vertheilt werden. Je reiner und vollkommener die Geſinnungen der Ankömmlinge ſind, deſto glückſeliger iſt ihre Wohnung. O Mirza! ſind dieſe ſeligen Auen nicht deines größten Beſtrebens werth? Verdient ein Leben, das dich zur Erlangung ſolcher Freuden geſchickt macht, deinen Tadel, oder deine Verachtung? Scheint dir der Tod, der dich in ſo glückliche Welten führte noch fürchterlich? oder wer könnte ſich grämen, daß ihm jene Waſſerblaſen genommen wurden, als er in den Strom ſank, da dieſer ſeinen Raub in ſo glückſelige Gegenden,

führet? Laß mich also jene Klagen von der Nichtigkeit des menschlichen Lebens nicht wieder hören; denn diese so kurze Wanderschaft, der eine so herrliche Ewigkeit bereitet ist, erscheint in den Augen der Geister als das schönste Werk der göttlichen Weisheit.

Ich staunte noch immer mit einem namenlosen Entzücken nach diesen glücklichen Inseln hinüber; endlich sprach ich: „Ich bitte dich, zeige mir auch die Geheimnisse, die hinter jenen dunkeln Wolken an der andern Seite des diamantenen Felsen liegen.„ Da mir der Geist nicht antwortete, so wendete ich mich um, ihn zum zweytenmal zu bitten, aber ich sah ihn nicht mehr. Ich kehrte mich wieder nach der reizenden Aussicht, um ihres Anblicks noch länger zu genießen; aber statt des rauschenden Stroms, der gewölbten Brücke und der glückseligen Inseln, sah ich nichts als die tiefen Thäler von Bagdad, auf denen Ochsen, Schafe und Kamele im Grase weideten.

Der

Der kluge Richter.

Ein Kaufmann wollte in ein fremdes Land reisen und übergab einem Derwisch, den er für seinen Freund hielt, einen Beutel mit tausend Zechinen, mit der Bitte, ihm dieses Geld während seiner Abwesenheit zu bewahren. Nach einem Jahr kam der Kaufmann wieder und verlangte sein Geld zurück; der betrügerische Derwisch aber läugnete ihm ins Angesicht und behauptete nichts empfangen zu haben. Der Kaufmann gerieth über diese Treulosigkeit in heftigen Zorn und ging zum Kadi, den Derwisch zu verklagen. „Du bist mehr redlich als klug gewesen, antwortete der Richter. Du hättest einem Mann, dessen Treue du nicht kanntest, nicht so blindlings trauen sollen. Es wird schwer halten, diesen listigen Betrüger zu bewegen, ein Unterpfand, das er ohne Zeugen empfangen hat,

freywillig wieder heraus zu gehen; doch will ich sehen, was ich für dich thun kann. Geh noch einmal zu ihm und sprich ihm freundlich zu; laß ihr aber nicht merken, daß ich von der Sache weiß; und morgen um diese Stunde komm wieder zu mir.„

Der Kaufmann ging hin und that also; aber statt des Beutels bekam er Schimpfreden. Als sie noch stunden, erschien des Kadi Sklave und lud den Derwisch zu seinem Herrn ein. Der Derwisch kam. Der Richter empfing ihn sehr freundlich, führte ihn in sein schönstes Zimmer und erwies ihm so große Ehre, wie dem vornehmsten Mann in der Stadt. Er sprach von mancherley Dingen; merkte aber den Gelegenheit so viel schmeichelhafte Lobsprüche von des Derwisches Edelmuth, Weisheit und Gelehrsamkeit ein, daß er sein völliges Zutrauen gewann. „Ich habe dich zu mir bitten lassen, lieber Derwisch, sagte der Kadi endlich fort, um dir einen Beweis meines Zutrauens und meiner Hochach-

achtung zu geben. Eine wichtige Angelegenheit nöthiget mich, einige Monden zu verreisen. Ich traue meinen Sklaven nicht und möchte meine Schätze gern in den Händen eines Mannes lassen, dem die ganze Stadt ein so schönes Zeugniß giebt, wie dir. Wenn ich dich, ohne deinen übrigen Geschäften Abbruch zu thun, mit einer Bemühung dieser Art beschweren darf, so will ich morgen in der Nacht meine Kostbarkeiten zu dir schicken. Die Sache erfordert das tiefste Stillschweigen; darum werde ich sie dir, durch meinen treusten Sklaven, unter dem Namen eines Geschenkes senden.„

Ein freundliches Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des Derwisches; er machte eine Menge tiefe Verbeugungen; dankte für das hohe Zutrauen; betheuerte in den schönsten Ausdrücken, über die anvertrauten Schätze wie über seine eignen Augen zu wachen; und empfahl sich mit selch einer heimli-

chen Freude, als ob er den Kadi schon betrogen hätte.

Den andern Morgen kam der Kaufmann wieder und berichtete die Hartnäckigkeit des Derwisches. „Geh noch einmal zu ihm, sprach der Kadi, und wenn er sich ferner weigert, so droh ihm, du wollest ihn bey mir verklagen. Ich denke, er wird sich nicht zweymal droben lassen.„ Der Kaufmann ging hin. Sobald der Derwisch vom Kadi hörte, dessen Vertrauen er auf keine Weise verlieren durfte, wenn er ihn um seine Kostbarkeiten betrücken wollte: so gab er den Beutel geschwind zurück. „Ey! lieber Freund, fügte er lächelnd hinzu, warum nicht gar zum Kadi! Dein Gut ist in meinen Händen unverlohren. Ich habe nur geschertzt um zu sehen, wie du dich dabey bezeigen würdest.„ Der Kaufmann war so klug, daß er den Scherz nicht gelten ließ. Er ging zum Kadi und dankte ihm für seine großmuthige Hülfe.

Unter-

Unterdessen kam die Nacht anbey und der Derwisch bereitete sich zum Empfang der versprochenen Schätze; aber die Nacht verstrich, ohne daß der Sklave des Kadi mit dem heimlichen Geschenk erschien. Die Zeit wurde ihm unbeschreiblich lang, und sobald der Morgen anbrach, begab er sich in des Richters Wohnung. „Ich wollte mich nur erkundigen, sprach er, warum der Herr Kadi seinen Sklaven nicht geschickt hat!„ „Weil er von einem gewissen Kaufmann vernommen hat, antwortete der Kadi, daß du ein treuloser Betrüger bist, den die Gerechtigkeit nach Verdienst bestrafen wird, sobald eine zweyte Klage dieser Art sich über deine Bosheit beschwert.„ Der Derwisch beugte sich ehrerbietig zur Erde und schlich stillschweigend hinweg.

Die Bibliothek des Königs von Indien.

Dabschelim, König von Indien, hatte eine so zahlreiche Bibliothek, daß hundert Brachmanen sie in Ordnung zu halten, und tausend Kamele sie fortzuschaffen, nöthig waren. Weil er aber nicht Lust hatte, sie ganz durch zu lesen; so trug er den Brachmanen auf, das beste und nützlichste, das sie darin fänden, in Auszüge zu bringen und ihm zu überreichen. Diese gelehrten Leute arbeiteten mit solchem Eifer, daß sie nach Verlauf von zwanzig Jahren aus den gesammleten Auszügen einen kurzen Inbegriff aller Weisheit zusammen hatten, der in zwey tausend Bänden bestand und den dreyßig Kamele ohne viele Beschwerde tragen konnten. Sie hatten die Gnade ihn dem Könige zu überreichen; aber

zu

zu ihrer Verwunderung mußten sie hören, daß er die Ladung von dreyßig Kamelen noch zu stark befände. Sie vermunderten also diese Ladung bis auf funfzehn, hernach bis auf neun, dann bis auf vier und endlich auf zwey Kamele; ja zuletzt blieb nur so viel übrig, als etwa ein Maulthier von mittelmäßiger Größe bequem tragen konnte. Zum Unglück war Dabscheim, während daß man seine Bibliothek so ins Kurze brachte, alt geworden; und er zweifelte, ob er noch so lange leben werde, dieses Meisterstück von kurzer Vollständigkeit zu lesen. Er fragte in dieser verwickelten Sache den weisen Pilpai, seinen Vezier, um Rath, der also zu ihm sagte: „Großer König, ob ich gleich die Bibliothek deiner Majestät nur unvollkommen kenne; so getraue ich mir doch, einen sehr kurzen und ziemlich nützlichen Auszug daraus zu machen. Du kannst ihn in wenig Augenblicken lesen, und wirst so viel darin finden, daß du dein ganzes Leben darüber wirst nachzudenken ha-

ben. Er nahm ein Palmblatt und schrieb mit einem goldnen Griffel folgende vier Lehren darauf:

1. Die meisten Wissenschaften enthalten nur dieses einzige Wort: **vielleicht**: und die ganze Geschichte bestehet aus drey Worten: **sie wurden gebohren, sie litten und starben.**
2. Liebe was recht ist; und thue was du liebst: denke was wahr ist, und sage nicht alles was du denkst; so wirst du rechtschaffen und weise.
3. O Könige! bezwinget eure Begierden! Beherrscht euch selbst; so wird es nur ein Spiel seyn, die Welt zu beherrschen.
4. Ihr Könige! ihr Völker! man hat es euch noch nicht genug gesagt, und klügelnde Thoren wollen immer noch daran zweifeln, daß es kein Glück ohne Tugend, und keine Tugend ohne Gottesfurcht gebe.

Die

Die vier goldnen Kugeln.

Sarbas, der König von Persien, hielt auf einem prächtigen Thron im großen Saal seines Palastes Gericht. Er hatte durch lange Erfahrung eine solche Fertigkeit im Urtheilsprechen erlangt, daß er sogleich nach angehörter Klage und Vertheidigung den Ausspruch that und jedermann seine Behendigkeit bewunderte. Aber jetzt traten zwey Leute vor seinen Thron, die eine sehr besondre und nachdenkliche Sache vorbrachten. Es war ein alter Mann, von todtenbleichem hagern Gesicht, geführt von einem jungen Menschen, der einer vollen Rosenknospe glich, die sich eben entfalten will. Der Alte fiel nieder, berührte mit seiner Stirn dreymal den Fußboden und sprach: „König der Könige und Statthalter Gottes, ich nahe mich den Füßen deines Throns und flehe um deinen richterli-

chen

chen Ausspruch. Ich hatte einen einzigen Sohn; er war die Freude meines Lebens; meine ganze Seele hing an seinen Augen. Ich war reich und glücklich; mein Sohn wuchs und war nun acht Jahr alt, als ich wegen meiner Handlung eine entfernte Reise thun mußte. Mein Herz weigerte sich, den holden Knaben zu verlassen, der sich mit einer ungewöhnlichen Eile an Leib und Seele ausbildete; meine allzugroße Zärtlichkeit verblendete mich, daß ich die Gefahren einer weiten Reise vergaß und ihn mit mir nahm; ein unseliger Gedanke, für den ich durch langes Leiden büßen sollte. Unsere Karavane wurde in einer Wüste von Räubern überfallen; ich wurde tödtlich verwundet und mußte sehen, wie mein geliebter Sohn vor meinen Augen davon geführt wurde. Ich schrie ihm nach; er breitete jammernd seine kleinen Hände nach mir aus; aber die Räuber hatten Herzen wie Steine und zogen davon. Der Schmerz und die Verzweifelung, die sich

met-

meiner bemächtigten, waren ohne Grenzen. Ich wurde halb todt fortgebracht; doch ich sollte leben und meine Thorheit noch lange beweinen.

Ich kam in mein Vaterland wieder zurück und sandte in alle Gegenden der Welt, meinen Sohn auszufragen; aber er war verlohren, und ich trauerte zwanzig Jahr, ohne einen Laut von ihm zu hören. Meine Schätze häuften sich wider meinen Willen; ich wurde alt und krank; denn ein ewiger Gram trocknete meine Säfte aus. Ich wurde täglich schwächer; und da ich keinen Erben hatte, so vermachte ich den größten Theil meiner Reichthümer deinem königlichen Schatze, das übrige meinen Verwandten und Sklaven, und legte das Testament bey dem Razy nieder. Man hoffte nun sehnlich auf meinen Tod, als dieser Jüngling, der hier vor deinem königlichen Antlitz steht, zu mir kam und sich für meinen Sohn ausgab. Alle seine Reden waren der Wahrheit gemäß; er be-

beantwortete meine Fragen mit der richtigsten Genauigkeit; mein Herz wallte in zärtlichen Regungen gegen ihn auf; ich erkannte ihn für meinen verlohrnen Sohn und die Freude über seine Zurückkunft machte mich wieder gesund. Ich ging zum Kazy und foderte mein Testament wieder; aber er behauptet, dieser junge Fremdling sey ein Betrüger und nicht mein Sohn, aus keinem andern Grunde, als weil die Amme die Merkmale nicht an ihm finden will, die er in seiner Kindheit soll gehabt haben. Ich komme also vor deinen Thron, den die Sonne der Gerechtigkeit und Weisheit erleuchtet, und flehe dich an, mit deinem allsehenden Auge, die Wahrheit zu ergründen.„

Hier schwieg der Alte und weinte. Die ganze Versammlung war von der Erzählung des Alten eingenommen und zweifelte kaum, daß dieser Fremdling, dessen äußerliches Ansehn auf das vortheilhafteste für ihn sprach, nicht sein Sohn sey. Jedermann war begie-

rig die entscheidende Antwort des Königs zu hören, und man wunderte sich, daß er gegen seine Gewohnheit schwieg und nachzudenken schien. Aber der König war geizig und dieser Umstand machte, daß er den Fremdling, der gekommen war, seinem Schatz ein reiches Erbtheil zu entziehn, mit ungünstigen Augen ansah. Seine Stirn schien sich mit Unwillen zu umziehn; er warf einige halbzornige Blicke auf den Jüngling, der mit einer bescheidnen Freymüthigkeit da stand; endlich brach er das Stillschweigen und sagte: Der Kazy hat nach seiner Pflicht gethan. Die Aussage der Amme ist das einzige gültige Zeugniß in dieser Sache; und wenn du keine andern Beweise hast, wendete er sich zu dem Fremdling, als deine eigne Versicherung, so kannst du nicht als der Sohn und Erbe dieses reichen alten Mannes angenommen werden. Was hast du zu deiner Rechtfertigung zu sagen? rede.

„Herr

„Herr, antwortete der Fremdling mit Unerschrockenheit, mein unglückliches Schicksal hat mich aller äußern Mittel beraubt, durch die ich meine Geburt gerichtlich beweisen könnte. Ich habe keinen Zeugen als mein Gedächtniß, das die ersten Eindrücke der Kindheit treulich aufbehalten hat. Eine Menge Kleinigkeiten, die nur mir und meinem Vater bekannt seyn können, bestätigen zwar meine Versicherung; da ich aber den Gesetzen gemäß in meiner eignen Sache nicht Zeuge seyn kann, so weiß ich noch ein anderes Mittel, die Wahrheit zu erforschen. Ich bin viel gereiset, und habe, ohngeachtet meiner Jugend, viele wunderbare Dinge erfahren. Das seltsamste war ein Zauberer, der beynahe allwissend ist und auf einem Berge an der Grenze von Indien wohnt. Er hat vier goldne Kugeln, die er durch Zauberey belebt und in alle Theile der Welt aussendet. Sie umfliegen in wenigen Augenblicken die Enden der Erde und bringen ihm von allem, was sie

sehen

ſehen und hören, Nachricht. Nichts iſt vor ihnen verborgen, ſie dringen unſichtbar durch alle verſchloßne Thüren; wühlen auf dem Boden des Meers, fliegen bis in den Mond und die Sonne, fahren mitten durch die Erde, und die dicken Mauern der Paläſte durchſchneiden ſie wie dünne Luft. Eine ſolche Kugel entdeckt mehr als tauſend Spione; und ein König, der eine oder gar zwey von ihnen hätte, würde die Herzen ſeiner Diener bis auf die geheimſten Gedanken prüfen können. Schickte er ſie in ſein Harem, ſo bliebe ihm kein Seufzer ſeiner Frauen verborgen. Sendete er ſie in den Divan eines benachbarten Reichs; ſo erführe er im Augenblick die geheimen Anſchläge ſeiner Feinde; er käm' ihnen zuvor und ſeine Regierung wäre ein Wunder ſeiner Zeit. Durch dieſe Kugeln habe ich erfahren, daß mein Vater noch lebe, daß er ohne Unterlaß um mich trauere, aber ſchon lange Zeit krank ſey, und daß ich meine Eile beflügeln müſſe, wenn ich ihn vor ſeinem

Tode noch einmal zu sehen wünschte. Willst du also, weiser und gerechter Statthalter Gottes, einen treuen Mann an diesen Zauberer senden, so wird die Wahrheit kund werden, und wenn sie in der Mitte der Erde vergraben läge.„ Nein, rief der König von Persien, ich will diesen großen Zauberer selbst besuchen, und du sollst mich begleiten. Gleich morgen mit dem ersten Sonnenstrahl will ich abreisen; ich zittere vor Ungeduld diese Kugeln zu sehen und die Wahrheit deiner Geschichte zu erforschen. Gedulde dich, Alter, bis zu meiner Zurückkunft. Redet dieser Jüngling die Wahrheit, so sollen euch die Fittige meiner Gnade bedecken.

Kaum brach das Morgenroth über die Gebirge hervor, so machte sich der König Sarbas mit weniger Bedienung auf den Weg. Er ruhte des Nachts und Mittags nur wenige Stunden, und reiste so schnell, daß Berge und Thäler unter ihren Füßen vorbeygingen, als ob sie beflügelt wären. Miraga,

so

so hieß der Jüngling, ritt dem Könige zur Seite und verkürzte ihm durch seine klugen Reden und wunderbaren Erzählungen von fremden Völkern und Sitten, von denen der König noch nie was gehört hatte, die ohnedem eilende Zeit. Der König gewann den Miraga sehr lieb, denn er sagte nicht ein Wort, das dem Könige nicht gefiel; und sie hätten gleich die beyden ersten Tage wieder umkehren können, so günstig hatte der König die Rechtssache des Miraga in seinem Herzen entschieden, wenn er nicht mehr um der Kugeln als um der Amme willen ausgereist wäre. Berge, Wälder und Flüsse flogen vorbey; und kaum hatte sich der Mond einmal verkleinert und wieder vergrößert, so kamen sie an dem Berge an, auf welchem der Zauberer wohnte.

Der König gedachte einen wüsten Felsen zu finden und erstaunte nicht wenig, da er ihn rund um mit Weinstöcken und den schönsten Obstbäumen besetzt fand. Die Natur

schien diesen Berg mit dem Wohlgefallen eines Künstlers gebildet zu haben, mit so vieler Wohlgestalt und Regelmäßigkeit stand er da. Vollkommen gerundet schien sein Fuß ohngefähr eine Stunde im Umfange zu haben; mit den reitzendsten Thälern umgeben, erhob er sich sanft zu einer mäßigen Höhe, von welcher vier Bäche herabrauschten und nach den vier Weltgegenden flossen. Auf dem ebenen Wirbel des Berges stand ein Wohnhaus, das mehr einem Palast als einem Meyerhof glich, und von allen Seiten in eine weite Ferne, die von einer Kette niedriger Berge umschlossen wurde, auf die im Thal stehende Dörfer herabsah. Eine Gewürzreiche Luft wehte den müden Reisenden in sanften Wellen entgegen und erquickte sie mit neuem Leben.

Die Sonne ging eben unter und die Thäler lagen schon im Schatten; aber der ganze Berg schien in einem rothen Feuer zu schwimmen. Bis auf seinen Gipfel sah man Spu-

ren

ren des Fleißes und der Ordnung. Allenthalben, wo der König hinblickte, arbeiteten Männer, Weiber und Kinder mit einer Emsigkeit und Fröhlichkeit, die nicht ihres gleichen hatte. Sie sangen Truppweise Lieder und schienen den König, der voll Verwunderung mitten durch sie hinging, kaum zu bemerken, so glücklich und sorglos waren sie. „Ach! seufzte der König, da seh ich schon, was die vier goldnen Kugeln vermögen. Meine Provinzen, durch die ich reiste, schienen so verlassen und öde; alle ihre Einwohner so traurig und niedergeschlagen; und dieser Berg steht wie ein Paradies an der Grenze meines Reichs.„

Sie näherten sich der Wohnung des Zauberers, die nicht prächtig gebaut war, aber von innen und außen das lachendste Bild von sparsamen Ueberfluß und weiser Einrichtung gab. Miraga, dem alles sehr bekannt schien, ging voran und der König folgte mit seiner Begleitung halb träumend. Sie gingen hin-

ein, ohne daß jemand entgegen kam und sie fragte. Der König staunte hin und her, als sich ein Zimmer aufthat, in dessen Mitte ein Mann saß, um den sechs Knaben und sechs Mädchen einen Kreis schlossen; er schien sie zu lehren und die Kinder hingen mit Aufmerksamkeit und Liebe an seinem Munde. Dieses war der Zauberer; langes weißes Haar wallte über seine Schultern; ein weißes Kleid, unter der Brust mit einem rosenfarbnen Gürtel gebunden, floß auf seine Füße herab. Die Kinder waren gekleidet wie er, nur daß die blühende Jugend um das eine in blonden, um das andre in schwarzen oder braunen Locken zu scherzen schien. Dem Könige war es, als ob der volle Mond mit einem Kranz von Sternen vor seinen Augen aufging, denn so ein Anblick war ihm noch nie in seinem Leben geworden. Miraga trat hinein und der König folgte. Der Zauberer stand auf, so bald er sie erblickte und die Kinder verschwanden, wie leichte Morgenwölkchen vom Himmel.

Mit

Mit unfreywilliger Ehrerbietung redete der König den Zauberer an: „Herr, ich bin ein Kaufmann aus Persien. Ich habe von deinem großen Ruhme gehört und komme, das Wunderwerk der vier goldnen Kugeln zu sehn, welche dir aus allen Gegenden der Welt die geheimsten Nachrichten bringen. Wenn dich meine Neugierde nicht beleidiget, so habe die Güte meine eifrige Bitte zu erfüllen.„ Sehr gern, antwortete der Zauberer, sie werden eben aus dem Königreich Persien zurückkommen; und da dies dein Vaterland ist, so kannst du sogleich urtheilen, ob sie die Wahrheit sagen. So sprach er; hob die rechte Hand in die Höhe und ein elfenbeinerner Stab fiel aus der Wölbung des Zimmers nieder; er fing ihn auf und schlug damit an den Fußboden. Alsobald öffnete sich der Boden und ein Marmortisch mit einer Decke von Ebenholz stieg herauf. Die Decke fiel ab und zeigte eine runde silberne Vertiefung, die an dem Rande vier Löcher nach den vier Weltgegen-

genden hatte. „Nur Eine Bedingung, fing der Zauberer wieder an, habe ich zu machen. Die Kugeln verlieren ihre göttliche Zauberey, wenn sie zu einem Manne sprechen, dessen Geist von der geringsten Leidenschaft beunruhiget ist. Sey also Herr über dich selbst; denn sie möchten vielleicht Dinge sagen, die dich erfreuten oder betrübten. Fasse deine Kräfte zusammen; die erste Heftigkeit, in welche du ausbrichst, beraubt dich des Vergnügens und des Nutzens, ihre Nachrichten zu hören.„

Der König war bloß von Neugierde und Erwartung beseelt, und versprach mit Freuden, diese so leichte Bedingung zu erfüllen; und nun schlug der Zauberer an eine kleine Cymbel, die einer rothen Schlange, die in dem silbernen Becken auf dem Schwanze stand, an der gespaltenen Zunge hing. Die Cymbel erklang und ein sanftes Rauschen erhob sich in der Oefnung gegen Abend: es wurde augenblicklich stärker und glich endlich dem Rauschen

schen einen großen Strom. Dem Könige wurde der Athem enge und seine Sklaven zitterten. Das Rauschen verstummte und vier kleine goldne Kugeln rollten hervor. Sie trieben sich einigemal in einem Wirbel hinter einander um die Schlange herum und standen vor dem Zauberer und dem Könige still. Die erste that sich auf und tönte wie ein lieblich Saitenspiel, womit ein Künstler das Herz bewegt, folgende Worte.

„Ich flog durch die Provinz Chorasan, wo Zalaspa, der Jugendfreund des Königs von Persien, wohnt. Der König hatte viele Jahre vertraut mit ihm gelebt und ihn immer treu und redlich gefunden; nach und nach aber wurde Sarbas von Schmeichlern vergiftet und fing an seinem Freunde abgeneigt zu werden. Sein gerader Umgang wurde ihm zuwider; er vermied seine Gesellschaft und hielt sich an geschmeidigere Leute. Des Zalaspa Feinde merkten dies kaum, so brachten sie schmähliche Verläumdungen wider ihn

vor. Der König verdammte ihn ohne Rechtfertigung und verbannte ihn vom Hofe. Er beklagte des Königs Verblendung und ging nach Chorasan in sein Geburtsland. Hier lebt er im Stillen und thut Gutes ohne Zahl. Das Volk verehrt ihn wie seinen Vater. Die Hälfte seiner Einkünfte theilt er unter die Dürftigen aus; ganze Gegenden hat seine Hand angebaut oder verschönert; und sein Name wird von den Einwohnern wie der Name eines Gottes gepriesen. Er ist vollkommen glücklich und hat keine trübe Stunde, außer wenn er denkt, daß König Sarbas keinen Freund mehr habe.

Die Kugel schloß sich und schwieg. Der König von Persien, dem ihre Stimme stechende Pfeile durch das Herz getrunken hatte, fühlte eine brennende Hitze im Gesicht, hohlte tiefen Athem und wollte reden; aber seine Zunge war gestorben. Jetzt that sich die andere Kugel auf und klopfte wie ein lie-

bender Vogel, der den Tod seiner Jungen beklagt. Sie sprach:

„Ich flog durch die Provinz Farsistan; ich sah herab ein Schloß liegen und schwang mich hinüber.: ich schwebte über den Gärten und sah in einer Laube die erste Gemahlin des Königs von Persien; er hatte sie verstoßen wie seinen Freund, und einer Buhlerin ihre Krone gegeben. Sie blühte noch in jener Schönheit, in welcher sie neben Sarbas das erstemal auf dem Throne saß. Ihre Tochter, das Ebenbild der Mutter, lag in ihrem Schoos, spielte mit ihrem wallenden Haar und lächelte ihr Trost zu. Sie aber trauerte und klagte. Ich ließ mich nieder und hörte ihnen zu: „Weine nicht, Mutter! deine schönen Augen gleichen schon der Feuerlilie. Ich liebe dich; weine nicht mehr. Höre den Gesang der Vögel; sie freuen sich immer und scherzen in den Zweigen der Blume; ich will deine Nachtigall seyn und dir singen: weine nur nicht.„ „Ach Tochter! ich habe

habe einen Vogel im Herzen, der singt ewige Klage. Er hat seinen Geliebten verlohren und trauert um ihn. „Laß ihn ausfliegen, Mutter, diesen Vogel des Kummers; in der Freyheit wird ihm wohl werden. Die Vögel hassen die Kerker und wohnen auf der ganzen Erde in lieblichen Hainen.„ „Ach Kind! er ist vermauert in seinem Gefängniß wie wir; er ist gefangen in einer Einöde; seine Klagen verhallen in einer Wüste, wo Niemand sie hört.„

Die Kugel schloß sich und ihre Klage schwieg. Der König von Persien heftete seine Augen noch immer auf sie, und heiße Thränen flossen über seine Wangen; er schien noch immer auf den Trauergesang zu horchen, als die dritte Kugel sich aufthat. Sie lispelte, wie der Wind in den Gipfeln der Bäume, oder wie kleine Wellen am Ufer; sie sprach:

„Ich begleitete den König Sarbas auf seiner Reise und beobachtete seine Handlungen. Sein Liebling, der Sklave Kongo, schmeichelte seiner Schwachheit, nennte ihn

den

den allwissenden König, die Sonne von Asien, die Krone der Helden, ohne daß der König seine Schalkheit merkte. Er lobte alle seine Reden und lachte im Herzen über seine Einfalt. Er sprach unaufhörlich von seiner Treue, und lauerte nur auf eine Gelegenheit, den König zu betrügen. Diese Gelegenheit kam gestern. Der König, von der schnellen Reise ermüdet, schlief sehr feste in seinem Zelte, als Kongo, nachdem er ihn mit Liebkosungen eingeschläfert hatte, einen köstlichen Diamant, ein Geschenk der gefangenen Königin, von seiner Hand zog und in das Zelttuch nähte. — „O du Bösewicht!„ schrie der König von Persien in Wuth auf, und zog den Säbel, dem zitternden Kongo den Kopf zu spalten. Sogleich ertönte ein gewaltiges Rauschen, der Boden wankte, der Marmortisch deckte sich wieder schwarz und war im Augenblicke versunken.

Der König erwachte aus seiner Verirrung und sah sich mit dem Zauberer allein; alle

seine

seine Begleiter waren verschwunden und das Zimmer rings um verwandelt. „König von Persien, fing der Zauberer an, du hast die Bedingung gebrochen und das Zauberspiel der goldnen Kugeln ist für dich auf heute verstummt. Stolz, Neid, Geiz und Zorn zerreißen ihre schöne Harmonie; und wer ein Sklave von einem dieser vier verderblichen Dinge ist, dem verwandeln sich ihre zarten Gesänge in das Brausen des Meers.„ „O! verzeih mir, antwortete der König, ich hatte das Gefühl meiner selbst verlohren. Aber, weiser Mann, gewähre mir eine Bitte. Ich sehe, die Götter haben dir in diesen allgegenwärtigen Kugeln einen Theil ihrer Allwissenheit mitgetheilt. Ich bin König eines grossen Reichs; um es wohl zu regieren, bedarf ich einer genauen Wissenschaft von allem, was in ihm vorgeht: ich bitte dich, gieb mir eine von diesen wunderbaren Kugeln und lehre mich ihre Bezauberung; die Hälfte meiner Schätze gebe ich um dieses Geschenk, das

alle

alle menschliche Wissenschaft so weit übertrift.„

„Setze dich auf diesen Sopha, König von Persien, antwortete der Zauberer, und höre mich an. Deine Absicht, in der du zu mir kömmst, ist königlich; sie zeigt von deinem guten Willen, dein Volk wohl zu regieren; aber, König, ich kann sie nur halb erfüllen. Diese vier Kugeln, die ich besitze, sind das Geschenk eines wohlthätigen Geistes, der sie mir zu meinem und meiner Nebenmenschen Wohl, auf eine ungewisse Zeit, die er selbst bestimmen wird, geliehen hat. Ihre Nachrichten, die sie mir bringen, kann ich andern mittheilen; aber sie selbst zu verschenken oder zu verkaufen, das verbot mir der Geist. Ich bin Fürst eines kleinen Volks; zu dessen Wohl habe ich sie bis jetzt gebraucht; und der gütige Geist scheint mit meinem Verhalten zufrieden zu seyn, da er sie mir bis jetzt in aller Vollkommenheit gelassen hat. Ich brauchte sie nie, um mich, sondern um

mein

mein Volk zu bereichern; ich sammle nicht Schätze, sondern theile alles aus, was ich erwerbe; ich frage sie nie aus unnützer oder schadenfroher Neugierde, sondern nur mit und andern zu rathen und zu helfen. Kurz! König, ich nüze sie, wie man ein göttliches Geschenk nüzen muß, auf eine Gottes würdige Art, zum Wohlthun.

Ob ich nun gleich, König von Persien, dein Verlangen nicht erfüllen kann; so soll doch deine Reise zu mir, wie ich hoffe, nicht ganz fruchtlos seyn. Ich will dich die Kunst der Bezauberung lehren und dir sagen, wie du die Deinigen, die dir Gott gab, zu behandeln hast. Der gütige Schuzgeist der Erde hat auch dir köstliche Geschenke dieser Art gegeben; und wenn sie nicht alle die wohlthätigen Wunder der meinigen hervorgebracht haben, so war es bisher deine Schuld. Sehen und hören ist die erste und gröste Pflicht eines Königs; er soll das Auge und das Ohr seines ganzen Volks seyn: er soll die Nachrich-

richten, die diese goldnen Kugeln ihm bringen, nicht zu seiner Eitelkeit, zu seiner Wollust, zu seinem Geldgeitz brauchen: sondern sie als Boten ansehen, die ihm verkündigen, wo und wie einem Mangel seines Reichs abzuhelfen sey. Braucht er sie auf diese Art, so wird ihn keine Wahrheit beleidigen, die ihm ein Freund sagt; er wird keine Rechtssache verdrehen, seinen Schatz dadurch zu bereichern: sondern er wird, wie die Sonne, allenthalben hin gleich wohlthätig sehen; und sein Ohr wird, wie die Luft, alle Töne des Tadels, des Lobes, der Klage und der Bitte aufnehmen, ohne daß sein ganzer Geist von einem Wirbelwinde umhergetrieben werde.

Dieses, König von Persien, ist die Zauberey, durch die ich meine Kugeln belebe. Ich habe dir sie mitgetheilt, weil ich dich für einen Mann halte, der sie auszuüben vermag. Ich habe dich von deiner Jugend auf geliebt und alle deine Schritte mit zärtlicher Sorgfalt beobachtet. Ich beklagte dich, wenn Bö-

schwächer deine Sinne vergifteten und falsche Wünsche in deinem Herzen erregten. Ich habe mich kindlich gefreut, daß mein Zögling Miraga die Gelegenheit wurde, meine Wünsche erfüllt und dich bey mir zu sehen. Dieser Jüngling ist die Krone aller Tugenden. Edelmuth und männliche Klugheit wetteifern an ihm um den Vorzug, und es ist ein Zeichen deines königlichen Geistes, daß du ihn in kurzem so lieb gewonnen hast. Ich kaufte ihn als einen neunjährigen Knaben und suchte seinen Geist frühzeitig mit allen nöthigen Kenntnissen auszuschmücken. Er hat meine Erwartung übertroffen und meine Bemühung, die ich auf seine Bildung gewendet habe, reichlich belohnt. Gebrauche seine Dienste; ich weiß, er wird dir den Verlust deines Freundes Zalaspa ersetzen. Was seine Geburt betrift, so ist er jenes alten Kaufmanns Sohn. Deine gewöhnliche Klugheit wurde von einer ungerechten Begierde verfinstert, sonst würde sie ohne langes Forschen gefun-

den

den haben: daß die Amme von den habsüchtigen Verwandten bestochen und ihre Aussage Erdichtung sey.„

Dem Könige von Persien wallte während dieser Rede das Herz einigemal so heftig auf, daß er den Athem verlohr; aber eine unnennbare heilige Würde, die auf des Zauberers Angesicht thronte, bezwang seinen Zorn; und die liebreiche Güte, mit welcher der Zauberer endigte, wiegte seine Empfindlichkeit sanft ein. Er wollte antworten, als sich ein Getön von Harfen und Flötenklang wie ein leises Lispeln erhob und der König seine Rede vergaß. Die Musik schien von allen Seiten zu kommen und glich einem Zauberspiel unsichtbarer Geister; sie wurde von Augenblick zu Augenblick lauter und ihre Süßigkeit stahl dem Könige das Herz. Seine Augen funkelten Freude und schienen den Zauberer zu fragen, was die Musik bedeute. „Es sind meine Kinder, sprach er, die ich bey deiner Ankunft lehrte; sie wollen den edeln König

von Persien in ihres Vaters Hause bewillkommen.„ Der König hob seine Augen auf, die Wand vor ihm schien sich wie Nebel zu verlieren und zeigte ihm ein neues entzückendes Schauspiel. Sechs Knaben und sechs Mädchen kamen in ihrem vorigen Schmuck, die Haare mit Veilchen und Rosen bekränzt, und sangen dem Könige von Persien ein Lied der Ehre. Sie gingen drey und drey und trugen auf ihren Händen köstliche Geschenke. Sie näherten sich in einem feyerlichen Gange und zerflossen vor dem Könige unmerklich in einen halben Mond. Sie neigten sich und der Gesang verstummte. Zwey Knaben und zwey Mädchen traten mit den Geschenken hervor und begrüßten ihn mit holdseligen Geberden. Der erste Knabe sprach: „Heil dir König von Persien; ich bringe dir ein Diadem zum Schmuck deiner Enkel. Ich schenke dir eine goldne Kette, sprach ein Mädchen, die Herzen deines Volks an das deine zu binden. Ich gebe dir diesen azurnen Schwerdt-

gurt,

gurt, sprach der zweyte Knabe, deiner Gerechtigkeit zum Sinnbild. Ich schenke dir diese diamantene Krone, sprach das zweyte Mädchen, die Belohnung eines guten Königes; und wir bestreuen deinen Fußtritt mit Blumen, sprachen die übrigen, und wünschen dir Frieden und Glück.„

So endigte sich dieser Tag, der wunderbarste in dem Lande des Königs Sarbas. Er reiste wie neugebohren zurück und sein erster Gedanke war seine gefangene Gemahlin, die Königin Marante, und ihre Tochter Solima. Er flog auf dem Fittig der Reue und Liebe zu ihnen und band sie, als die Pfänder seines Glücks, mit Zärtlichkeit an sein Herz. Er besuchte auch seinen alten Freund; aber Zalaspa fühlte seine stille unbeneidete Glückseligkeit und bat den König, ihn in seiner einsamen Ruhe zu lassen. Mtaga belebte durch seine Tugenden die vom Gram verwelkte Gesundheit seines Vaters mit neuer Blüthe und ersetzte ihm alle sein voriges Leid.

Der König machte diesen Jüngling, dem er seine gesegnete Veränderung zu danken hatte, und der alle Edle seines Reichs an Weisheit und Tugend übertraf, zu seinem Großvezier, und gab ihm seine einzige Tochter Selima, die Sonne der Königstöchter, zur Gemahlin. Sarbas war ganz ein andrer Mann geworden und suchte sein Reich in allen Dingen nach den Lehren des allwissenden Zauberers zu regieren; und ob ihm gleich dieses Mannes geheime Zauberey nicht gegeben war, so hatte doch Persien unter seiner und der folgenden Regierung sein goldnes Zeitalter; denn da Sarbas keinen Sohn hatte, so wurde Miraga einstimmig zu seinem Nachfolger ernennt; der aber war mit des Zauberers Weisheit von Jugend auf genähret worden und alle Persische Geschichten sagen von ihm: Nie war ein König seiner Art.

Die

Die Melone.

Der Sultan Masud ging, wie die Könige in Morgenlande zu thun pflegen, mit einem Theil seiner Armee auf die Jagd. Er streifte allein umher und fand einen Bauer unter einem Baum sitzen, der sich die Haare raufte und sehr kläglich that. Der Sultan ging auf ihn zu und fragte, warum er so weine? „Herr, antwortete der Bauer, ich hatte eine einzige Melone, die ich mit aller Sorgfalt aufzog. Sie war mein ganzer Reichthum; ich hofte sie theuer zu verkaufen, um mit meinen Kindern von dem Gelde zu leben, und eben jetzt hat sie mir einer von des Sultans Offizieren geraubt.„ Beruhige dich, sprach der Sultan, du sollst dein Eigenthum wieder haben. Darauf rief er einen von seinen Bedienten und sagte: „ich habe grosse Lust Melonen zu essen; wenn du eine auffinden kannst,

so will ich sie theuer bezahlen.„ Der Bediente lief durch alle Zelte der Armee, bis er endlich den Mann mit der Melone fand. „Dein Glück ist gemacht, sagte er zu ihm, wenn du diese Frucht dem Kaiser bringen willst. Es ist ihm unvermuthet eingefallen, Melonen zu essen; im ganzen Lager aber ist keine zu finden; und du hast ein ansehnliches Geschenk zu hoffen.„ Der Offizier kam mit seinem Raube eilig zum Sultan gelaufen und reichte sie ihm dar. „Legt dem Räuber eine Kette um den Hals, sprach der Sultan; und wendete sich zu dem Bauer: nimm ihn mit, er ist dein Sklave; verkaufe ihn, oder mache mit ihm was dir gefällt.„

Der Bauer dankte dem Sultan und führte seinen Räuber an der Kette mit sich fort. So bald sie aus des Sultans Augen waren, fing der Offizier an, mit seinem neuen Herrn um seine Freyheit zu handeln. Er bot ihm fünfhundert Zechinen. Der arme Mann wurde von so vielem Gelde geblendet und nahm,

nahm, ohne langes Bedenken, einen Preis an, der in seinen Augen übergroß schien und den er für seine Meione nie erwartet hatte. Er ließ den Offizier los und eilte mit dem Gelde voller Freude zum Kaiser zurück, ihm den geschlossenen Kauf zu melden. „Du bist mit einem zu niedrigen Preise zufrieden gewesen, sagte der Sultan, die Gesetze erkannten dir sein ganzes Vermögen zu; denn er hatte dir alles genommen, was du hattest.„

Der gerechtfertigte Vezier.

Mehemet, der König von Chusistan, ein wollüstiger Prinz, ließ sich von seinen Schmeichlern und Verschnittenen beherrschen. Er brachte seine Zeit im Harem unter seinen Weibern mit Stricken und Spinnen zu, und überließ die Regierung seinem Vezier. Zum Glück war dieser das völlige Gegenbild sei-

nes Herrn: er liebte die Gerechtigkeit und wachte voll thätigen Eifers über das Wohl des Landes. Die Aemter besetzte er mit geschickten und redlichen Leuten; und wer einer Ungerechtigkeit überwiesen war, ward ohne Ansehn der Person bestraft.

Die Höflinge und die Frauen im Serail empfanden dies sehr übel. Sie verläumdeten ihn bey dem Könige und brachten es endlich so weit, daß der schwache Monarch den tugendhaften Minister vom Hofe verbannte.

Der verstoßene Vezier sahe wohl ein, wie wenig man auf seine Rechtfertigung oder auf die Vertheidigung seiner Unschuld achten würde; er nahm seine Verbannung mit Gelassenheit an und schrieb blos an den König: „Er habe sich immer bemüht, seine Pflichten zu erfüllen; bitte aber um keine andere Belohnung seiner Dienste, als daß der König, sein Herr, ihm einige unbebaute Gegenden schenken möchte, die er zu seinem nothdürftigen Unterhalt urbar machen wolle.„

Mehe-

Mehemet konnte sich nicht überwinden, einem Manne von so viel Tugenden, die ihm jeder zugestand, eine solche Kleinigkeit abzuschlagen. Er ließ in seinem Reich einen unangebauten Strich Landes aufsuchen; aber man konnte keinen finden. Alle Gegenden waren fruchtbar. Handlung und Ackerbau wurden allenthalben gleich eifrig getrieben und machten die fleißigen Einwohner reich. Nirgends sah man weder Wüsteneyen, noch Elend und Armuth.

Der König, dem diese Nachricht von Leuten gebracht wurde, die nicht verstanden, wie sehr ein solcher Wohlstand des Landes die Unschuld des Verbannten beweise, ließ dem Vezier sagen: er wolle ihm ein angebautes Land schenken, so schön er es sich selbst wählen würde. Der Vezier aber gab zur Antwort: „Ich verlange für meine Dienste keine andre Belohnung, als das frohe Bewußtseyn, treu gedient zu haben. Ich wollte dem Könige, meinem Herrn, nur zeigen, in welchem

chem Zustande ich sein Reich verlassen habe, und alle meine Wünsche sind erfüllt, wenn mein Nachfolger so wohl thut, wie ich.„

Diese Antwort öffnete dem Könige die Augen. Er setzte den klugen Vezier in seine vorige Würde wieder ein, und nahm sich fest vor: seinen Frauen die Sorge für sein Vergnügen, seinem Vezier aber die Regierung des Reichs zu überlassen. Welchem Vorsatz er auch, wie man sagt, pünktlich nachgekommen seyn soll.

Die zwey Schlangen.

Der Sultan von Karazan trug Sahab, dem Weisen, die Erziehung seines Sohnes auf, mit dem Befehl, dem Prinzen täglich eine Geschichte zu erzählen, die geschickt sey, den Geist und das Herz eines jungen Fürsten zu bilden. Der Weise erzählte ihm daher eines

Tages

Tages folgende, die, ohngeachtet ihrer scheinbaren Unglaublichkeit, aus den Jahrbüchern der Persischen Könige genommen ist.

Zum König Zohak kam ein Zauberer, und that vor den Augen seines ganzen Hofs verschiedne Wunder, die den König in Erstaunen setzten. „König der Könige, sagte der Zauberer zu ihm, das sind nur die gewöhnlichen Spiele meiner Kunst, die kaum deine Aufmerksamkeit verdienen; wenn du mir aber erlaubst, zweymal in dein heiliges Ohr zu blasen, so sollst du sogleich das wunderbarste aller Wunder sehen.„ Er bekam die verlangte Erlaubniß und blies dem Könige ins Ohr. Zohak schwindelte und empfand in seinem Innern eine seltsame Bewegung. Sie war mehr heftig als schmerzhaft, endigte sich aber damit, daß auf seiner Brust um die Gegend des Herzens zwey Schlangenköpfe hervorkamen. „Böswicht! schrie der König, was hab ich dir gethan? warum hat dein unreiner Hauch diese zwey Ungeheuer hervorgebracht,

die mein Eingeweide zerreißen werden?„ „Fürchte nichts, großer König, antwortete der Zauberer; du wirst mir danken, so bald du den Werth meines Geschenks erkannt hast. Diese zwey Schlangen versichern dir ein glückliches Leben und eine ruhmvolle Regierung. Es kömmt nur darauf an, daß man ihren Hunger mit ihrer Lieblingsspeise stille. Laß von Zeit zu Zeit einige von deinen Unterthanen, die man aus dem niedrigen Pöbel nehmen kann, aussuchen und schlachten, um mit ihrem Fleisch und Blut diese heiligen Thiere deines Leibes zu nähren. Vorzüglich hüte dich, daß thörichtes Mitleiden dich nicht feig mache. Gedenke, daß alles recht ist, was dir gefällt, und daß der nicht verdient ein König zu heißen, der sich fürchtet den Menschen im Nothfall einiges Uebel zu thun.„ Anfangs schauderte Zohak vor diesem abscheulichen Rath des Zauberers; weil er aber sah, daß sein Leben und Glück darauf beruhte, so befolgte er ihn ohne längeres Bedenken. In kur-

kurzem freute er ſich ſogar, ihn befolgt zu haben; denn der Hunger dieſer zwey Ungeheuer ſeiner Bruſt war ſein eigner geworden, und ſie wurden nie gefüttert, ohne ihm, wie er ſagte, durch ihre Sättigung einen wollüſtigen Kitzel zu erregen. Dieſer Kitzel that ihm ſo wohl, daß er das klagende Geſchrey und die Ermordung ſo vieler unglücklichen Perſer ferner nicht mehr achtete, ſondern ſein Volk für eine elende Heerde hielt, die blos dazu da ſey, ſeinen abſcheulichſten Lüſten zur Sättigung zu dienen. Das Volk hingegen ſah den Zohak als ein blutgieriges Ungeheuer an, das allen den Tod drohe. Durch langes Leiden verhärtet, verlohr es endlich alle Furcht vor dem Wüterich. Man empörte ſich gegen ihn, man riß ihn vom Thron, den er entweihte, und warf ihn in eine finſtre grauenvolle Höhle. Hier lag nun der unbarmherzige Zohak mit ſeinen zwey Schlangen allein; und da er ihre Gefräßigkeit mit nichts mehr ſättigen konnte, ſo fraßen ſie ihn endlich ſelbſt auf.

„Das

„Das iſt eine erſchreckliche Geſchichte! rief der junge Prinz, als ſie ſein Lehrer geendigt hatte. Ich bitte dich, erzähle mir eine andre, die ich ohne Schaudern anhören kann.„ Sehr gern, gnädiger Herr, antwortete Schah. Die folgende ſoll ſehr einfältig und kurz ſeyn.

Ein junger Sultan ſchenkte einem liſtigen und boshaften Verſchnittnen ſein ganzes Vertrauen. Dieſer böſe Menſch brachte ihm üble Begriffe von der Hoheit und dem Glück der Könige bey. Er erregte in ſeinem Herzen Stolz und Wolluſt, die Quellen aller Laſter. Der junge König überließ ſich dieſen beyden Neigungen ſo ſehr, daß er ihnen ſein ganzes Volk aufopferte. Er hielt es für Ruhm, Menſchen gering zu achten, und glaubte ſein Glück auf ihr Verderben bauen zu müſſen. Was geſchah endlich? Er verlohr ſeine Krone, ſeine Schätze und ſeine Schmeichler; kurz, es blieb ihm nichts übrig, als ſein Stolz und ſeine Wolluſt; und da er dieſe bey-

beyden Ungeheuer nun nicht mehr befriedigen konnte, so starb er vor Scham und Wuth.

Der Prinz von Karazan schien mit dieser zweyten Geschichte nicht übel zufrieden und sagte: „Diese gefällt mir besser, als die erste; sie erweckt kein solch Schaudern und Entsetzen wie jene.„ Und doch, Prinz, antwortete sein Lehrer, sagen sie beyde einerley.

Die wüste Insel.

Ein reicher, gutthätiger Mann wollte einen seiner Sklaven glücklich machen; er schenkte ihm die Freyheit und ließ ihm ein Schiff mit vielen köstlichen Waaren ausrüsten. „Geh, sagte er, und setze damit in ein fremdes Land; wuchere mit diesen Waaren und aller Gewinn soll dein seyn.„ Der Sklave reiste ab; aber kaum war er einige Zeit auf der See, als sich ein heftiger Sturm erhob und sein Schiff

gegen eine Klippe warf, daß es scheiterte. Die köstlichen Waaren versanken im Meer, alle seine Gefährten kamen um, und er selbst erreichte mit genauer Noth die Ufer einer Insel. Hungrig, nackt und ohne Hülfe ging er tiefer ins Land und weinte über sein Unglück; als er von fern eine große Stadt erblickte, aus der ihm eine Menge Einwohner mit lautem Freudengeschrey entgegen kam: „Heil unserm Könige!„ riefen sie ihm zu, setzten ihn auf einen prächtigen Wagen und führten ihn in die Stadt. Er kam in den königlichen Palast, wo man ihm einen Purpurmantel anlegte, ein Diadem um seine Stirn band und ihn einen goldnen Thron besteigen ließ. Die Vornehmen traten um ihn her, fielen vor ihm nieder und schwuren ihm, im Namen des ganzen Volks, den Eid der Treue.

Der neue König glaubte anfangs, alle diese Herrlichkeit sey ein schöner Traum; bis die Zeitungen seines Glücks ihn nicht mehr zweifeln ließ, daß dieß wunderbare Bege-

ben-

heit wirklich wahr sey. Ich begreife nicht, sprach er bey sich selbst, was die Augen dieses wunderlichen Volks bezaubert hat, einen nackten Fremdling zu ihrem Könige zu machen. Sie kennen mich nicht, wer ich bin; sie fragen nicht, wo ich herkomme, und setzen mich auf ihren Thron. Was ist das für eine sonderbare Sitte in diesem Lande?

So dachte er, und wurde so neugierig, die Ursache seiner Erhebung zu wissen, daß er sich entschloß, einen von den Vornehmen an seinem Hofe, der ihm ein weiser Mann zu seyn schien, um die Auflösung dieses Räthsels zu fragen. „Vezier, redete er ihn an, warum habt ihr mich denn zu eurem Könige gemacht? Wie konnet ihr wissen, daß ich auf eure Insel angekommen sey? und was wird endlich mit mir werden?„ Herr, antwortete der Vezier, diese Insel wird von Geistern bewohnt. Sie haben vor langen Zeiten den Allmächtigen gebeten, ihnen jährlich einen Sohn Adams zu senden, daß er sie re-

gute. Der Mächtige hat ihre Bitte angenommen, und läßt alle Jahre, an dem nämlichen Tage, einen Menschen an ihrer Insel landen. Die Einwohner eilen ihm, wie du gesehen hast, freudig entgegen, und erkennen ihn für ihren Oberherrn; aber seine Regierung dauert nicht länger als ein Jahr. Ist diese Zeit verflossen und der bestimmte Tag wieder erschienen: so wird er seiner Würde entsetzt, man beraubt ihn des königlichen Schmuckes und legt ihm schlechte Kleider an. Seine Bedienten tragen ihn mit Gewalt auf Bord und legen ihn in ein besonders dazu gebautes Schiff, das ihn auf eine andre Insel bringt. Diese Insel ist wüste und öde; jener, der noch vor wenigen Tagen ein mächtiger König war, kömmt hier nackt an, und findet weder Unterthanen noch Freunde. Niemand nimmt an seinem Unglück Theil und er muß in diesem wüsten Lande ein trauriges und kummervolles Leben führen, wenn er sein Jahr nicht klug angewandt hat. Nach der Ver-

Verbannung des alten Königes gebt das Volk dem neuen, den ihnen die Vorsehung des Allmächtigen, jedes Jahr ohne Ausnahme sendet, auf die gewöhnliche Weise entgegen und nimmt ihn mit gleicher Freude, wie den vorigen auf. Dies, Herr, ist das ewige Gesetz dieses Reichs, das kein König, während seiner Regierung, aufheben kann.

„Sind denn auch meine Vorgänger, fragte der König weiter, von dieser kurzen Dauer ihrer Hoheit unterrichtet gewesen?„ „Keinem von ihnen, antwortete der Vezier, war dieses Gesetz der Vergänglichkeit unbekannt; aber einige ließen sich von dem Glanze, der ihren Thron umgab, verblenden; sie vergaßen die traurige Zukunft, und verlebten ihr Jahr ohne weise zu seyn. Andre berauschten sich in der Süßigkeit ihres Glücks; sie getrauten sich nicht, an die wüste Insel zu denken, aus Furcht, die Annehmlichkeit des gegenwärtigen Genusses zu verbittern; und so taumelten sie, wie Trunkene, aus einer

Freude in die andere, bis ihre Zeit um war und sie in das Schiff geworfen wurden. Wenn der unglückliche Tag kam, so fingen alle an, sich zu beklagen und ihre Verblendung zu beseufzen; aber nun war es zu spät und sie wurden ohne Schonung dem Elend übergeben, das sie erwartete und dem sie durch Weisheit nicht hatten vorbeugen wollen.„

Diese Erzählung des Geistes erfüllte den König mit Furcht; er schauderte vor dem Schicksale der vorigen Könige und wünschte ihrem Unglück zu entgehn. Er sah mit Schrecken, das schon einige Wochen von diesem kurzen Jahre verflossen waren, und daß er eilen müßte, die übrigen Tage seiner Regierung desto besser zu nützen. „Weiser Vezier, antwortete er dem Geiste, du hast mir mein künftiges Schicksal und die kurze Dauer meiner königlichen Macht entdeckt; aber ich bitte dich, sage mir auch, was ich thun muß, wenn ich das Elend meiner Vorgänger vermeiden will.„

„Erin-

„Erinnere dich, Herr, antwortete der Geist, daß du nackt auf unsre Insel gekommen bist; denn eben so wirst du wieder hinausgehen und nie wieder zurückkommen. Es ist also nur ein einziges Mittel möglich, dem Mangel vorzubeugen, der dir in jenem Lande der Verbannung droht; wenn du sie nämlich fruchtbar machst und mit Einwohnern besetzest. Dies ist dir nach unsern Gesetzen vergönnt, und deine Unterthanen sind dir so vollkommen gehorsam, daß sie hingehen, wo du sie hinsendest. Schicke also eine Menge Arbeitsleute hinüber und laß die wüsten Felder in fruchtbare Aecker verwandeln; baue Städte und Vorraths-Häuser und versieh sie mit allen nothdürftigen Lebensmitteln. Mit einem Worte: bereite dir ein neues Reich, dessen Einwohner dich nach deiner Verbannung mit Freuden aufnehmen. Aber eile, laß keinen Augenblick ungenützt vorbeygehn; denn die Zeit ist kurz, und je mehr du zum Anbau deiner künftigen Wohnung thust, de-

ſto glücklicher wird dein Aufenthalt dort ſeyn. Denke, dein Jahr ſey morgen ſchon um, und nütze deine Freyheit, wie ein kluger Flüchtling, der dem Verderben entgehen will. Wenn du meinen Rath verachteſt, oder zaudereſt und ſchläfrig wirſt, ſo biſt du verlohren und langes Elend iſt dein Loos.„

Der König war ein kluger Mann und die Rede des Geiſtes gab ſeiner Entſchließung und ſeiner Thätigkeit Flügel. Er ſandte ſogleich eine Menge Einwohner ab; ſie gingen mit Freuden und griffen das Werk mit Eifer an. Die Inſel fing an ſich zu verſchönern, und ehe ſechs Monden vergangen waren, ſtanden ſchon Städte auf ihren blühenden Auen. Demohngeachtet ließ der König in ſeinem Eifer nicht nach; er ſandte immer mehr Einwohner hinüber; und die folgenden waren noch freudiger als die erſten, da ſie in ein ſo wohl angebautes Land gingen, das ihre Freunde und Anverwandten bewohnten.

Unter-

Unterdessen kam das Ende des Jahres immer näher. Die vorigen Könige hatten vor diesem Augenblick gezittert, an dem sie ihre vergängliche Herrlichkeit ablegen mußten; dieser aber sah ihm mit Sehnsucht entgegen: denn er ging in ein Land, wo er sich durch seine kluge Thätigkeit eine daurende Wohnung gebaut hatte. Der bestimmte Tag erschien endlich. Der König wurde in seinem Pallaste gegriffen; seines Diadems und seiner königlichen Kleidung beraubt, und auf das unvermeidliche Schiff gebracht, das ihn nach seinem Verbannungsort führte. Kaum war er aber am Ufer der neuen Insel gelandet, als ihm die Einwohner mit Freuden entgegen eilten, ihn mit großer Ehre empfingen und sein Haupt, statt jenes Diadems, dessen Herrlichkeit nur Ein Jahr währte, mit einem unverwelklichen Blumenkranze schmückten. Der Allmächtige belohnte seine Weisheit; er gab ihm die Unsterblichkeit seiner Unterthanen, und machte ihn zu ihrem ewigen Könige.

Der reiche, wohlthätige Mann ist Gott; der Sklave, den sein Herr fortsendet, ist der Mensch bey seiner Geburt; die Insel, wo er ankundet, ist die Welt; die Einwohner, welche ihm freudig entgegen kommen, sind die Engel, die für den nackten Weinenden sorgen. Der Vezier, der ihn von dem traurigen Schicksal, das ihm bevorsteht, unterrichtet, ist die Weisheit. Das Jahr seiner Regierung ist der Lauf des menschlichen Lebens, und die wüste Insel, wo er hingeführt wird, die künftige Welt. Die Arbeitsleute, die er dahin sendet, sind die guten Werke, die er während seines Lebens verrichtet. Die Könige aber, welche vor ihm dahin gesandt sind, ohne über das Unglück, das ihnen drohte, nachzudenken, sind der größte Theil der Menschen, die sich bloß mit irdischen Freuden beschäftigen, ohne an ihr Leben nach dem Tode zu denken; sie werden mit Mangel und Elend gestraft, weil

weil sie vor dem Throne des Allmächtigen mit Händen erscheinen, die an allen guten Werken leer sind.

Das Glück der Könige.

Ein Bramin zu Patna wollte am frühen Morgen ausgehn und fand auf der Thürschwelle seines Hauses einen von Binsen geflochtnen Korb, in dem ein neugebohrner Knabe lag. Er ließ ihn mit Sorgfalt säugen; und weil er sahe, das Kind habe einen muntern Geist und ein gutes Herz; so suchte er beyde durch eine weise und sanfte Erziehung auszubilden. Seine Bemühung wurde ihm zum Vergnügen; denn sein Zögling nützte sie so wohl, daß er nach und nach zu den vornehmsten Ehrenstellen gelangte; und als der König starb, dessen Thron nicht erblich war, so wurde er einmüthig zu seinem Nachfolger erwählt.

Als

Als er nun seinen neuen Unterthanen einst Recht sprach, so wurde er unter dem Volk einen alten Mann gewahr, der ihn unaufhörlich ansah. Der König glaubte Thränen der Freude oder der Zärtlichkeit in seinen Augen zu bemerken, als eben ein Mann von seltnem Ansehn in den Gerichtssaal trat, auf den mit einer Art von Wuth der Alte fiel und ihn, ohngeachtet seines Sträubens, zum Fuße des Throns zog. „Herr, sagte er, räche mich an diesem boshaften Sterndeuter und habe die Gnade, meine Geschichte, die auch die deinige ist, anzuhören. Ich bin dein Vater. Ach! ich wagte es nicht, mich einem Sohn zu entdecken, dem ich mich in seiner Kindheit entzogen und dessen Liebe ich nicht verdient habe; aber bey dem Anblick dieses Bösewichts, der an meinem Verbrechen Schuld ist, kann ich meinen Zorn und mein Geheimniß nicht länger zurück halten. Gleich nach deiner Geburt brachte ich dich zu diesem Betrüger und bat ihn, mir dein künftiges

tiges Schickſal zu entdecken. Er ſtellte ſich, als ob er die Sterne um Rath fragte; er machte viel wunderliche Gebehrden, von denen ich nichts begriff, und ſagte mir endlich dieſe Worte, die ich nie vergeſſen habe: „In vierzig Jahren oder ſpäter wird dein Sohn der unglücklichſte Mann im ganzen Königreich ſeyn.„ Ich zitterte über dieſe ſchreckliche Weiſſagung; und aus Furcht, dir ein Leben zu erhalten, das der Himmel zum Unglück beſtimmt habe, legte ich dich, unter Vergießung vieler Thränen, an die Thür des würdigen Braminen, der dich ſo wohl erzogen hat. Die vierzig Jahre ſind vorbey und ſiehe! du biſt glücklich und ein König. Strafe alſo dieſen Unglückspropheten; dieſen unverſchämten Lügner; und verzeihe deinem Vater einen Fehler, den er aus übelverſtandener Zärtlichkeit begangen hat.„

Das Stillſchweigen und die Verwirrung des Sterndeuters, die heftige Erbitterung des Alten, ſein Schmerz und ſeine Freude, alles

alles schien die Wahrheit dieser Erzählung zu bestätigen. Der König selbst zweifelte keinen Augenblick mehr daran. Er eilte zu seinem Vater, umarmte ihn mit Entzückung und sagte: „Nach Gott und meinem Volk soll dir alle meine Ehrfurcht und Liebe geweiht seyn; nur verlange nicht von mir, deinen Sterndeuter zu bestrafen. Seine Weissagung, so verwegen sie war, ist leider! mehr als zu genau eingetroffen. O mein Vater! wie weit ist Glück von einer Königskrone entfernt! weiter, wenn ich so sagen soll, als jener Binsenkorb, in den du mich legtest, von diesem prächtigen Throne, den ich wider Willen bestiegen habe. Lermende und unschmackhafte Vergnügungen, grausame Quaalen, die heimlich in meinem Innern nagen, keine Freyheit, keine Ruhe, eine Menge Schmeichler und kein Freund; das ist ein kurzes Gemählde des Elendes, zu dem mich der Himmel bestimmt hat. Es ist nicht genug, daß ich alle unschuldige Wünsche meines

nes eignen Herzens den Pflichten des Königs aufopfere; ich muß auch die Wünsche meines Volks zu unterdrücken suchen; oft mit der Gefahr ihre Liebe zu verlieren und gehaßt zu werden. Ich muß sie nöthigen, die öffentliche Ordnung und das allgemeine Beste zu befördern, von denen sie sich leider! immer entfernen. Kurz! mein Glück hängt von einem Wunder ab, das der Himmel niemals thun wird. Nein, fuhr er fort, indem er sich an das Volk wendete, das um ihn her stand, nein, meine Kinder, ich werde nicht eher glücklich seyn, als bis ich euch alle tugendhaft und glücklich sehe.„

Die zehn Tage des Kaisers Seged.

Seged, der Kaiser von Aethiopien, wünschet den Bewohnern der Erde Heil, Freude den Betrübten und Bescheidenheit den Kindern des Stolzes. Allen sey es kund gethan, daß

das Seged, der Beherrscher von vierzig Völkern und der Austheiler der Wasser des Nils, im zwanzigsten Jahre seiner Regierung, bey sich selbst also sprach: Nun, Seged, hast du den Gipfel deiner Arbeiten erreicht; du hast das Murren der Völker bezwungen und ihre Empörungen gedämpft. Neid und Zwietracht hast du von deinem Hofe entfernt, hundert Vestungen in den Ländern der Feinde gebaut und deine Grenzen vor Angriff gesichert. Allenthalben, wohin deine Befehle ausgehn, wird ihnen knieend gehorcht: deine Feinde zittern vor dir und Kriegsheere, zahlreicher als Heuschreckenzüge und schrecklicher als die feurigen Winde, umgeben deinen Thron. Deine Magazine sind gefüllt, deine Felder fruchtbar, deine Städte reich und deine Schätze schwellen vom Golde der zinsbaren Könige, wie ein Waldstrom vom Regen aufschwillt. Der Erdboden bebt vor deinem Zorn, und dein Lächeln erfreut ihn wie der Anfang der Morgenröthe. In deinem Pallaste tönen

die

die süßen Melodien wahrer Lobsprüche, und außer ihm weht dir jauchzender Beyfall, wie Weihrauchdüfte, entgegen. Dein Volk hat keine Gefahr zu befürchten; es denkt auf nichts als deine Größe zu preisen und der Ausflüsse deiner Gnade zu genießen. Wohlan! Seged, willst du allein an der öffentlichen Glückseligkeit nicht Theil nehmen? Soll die Wolke der Unruhe ewig deine Stirn bedecken, unterdessen deine Unterthanen lauter fröhliche Tage und ruhige Nächte zählen? Besinne dich, Seged, und sey ein Weiser. Was nützen dir deine Siege, wenn du es nicht wagst, einen Augenblick Ruhe zu schmecken? und was taugen deine Schätze, wenn sie deine Glückseligkeit nicht befördern?

Ermuntert von diesen Betrachtungen ließ Seged den Palast im See Dambea mit allem Nöthigen zubereiten, um ihn und eine auserwählte Begleitung zu bewirthen. „Hier, sagte er, will ich fern vom Geräusch und den Sorgen der Regierung zehn glückliche Tage

zubringen. Eine lange Ruhe, weiß ich wohl, iſt den Beherrſchern der Erde nicht vergönnt; aber eine ſo kurze Erhohlung, eine Glückſeligkeit von zehn Tagen, wird mir niemand verargen. Alles, was die Fröhlichkeit und Harmonie meiner Ergötzungen beunruhigen könnte, ſoll während dieſer Zeit aus meinem Palaſt und aus meinem Geiſte verbannt ſeyn. Der Freude allein will ich mein Herz öffnen; nur ſie ſoll mich beherrſchen: denn ich will einmal verſuchen, wie man lebt, wenn man ſich keinen geheimen Wunſch ſeines Herzens verſagt.„

Segeds Befehl wurde augenblicklich vollzogen; und kaum war ſein Palaſt zubereitet, als er ſich hin begab. Dieſer Palaſt ſtand mitten in dem See auf einer Inſel, die ganz zum Vergnügen angebaut war. Blumen aller Art prangten mit glänzenden Farben der Sonne entgegen; und duftende Geſträuche würzten die Luft mit angenehmen Gerüchen. Hier ſchienen Alleen, deren Ausgang ſich in

der

der Weite verlohr, zum Luſtwandeln am Morgen einzuladen; und dort gaben kühle Quellen, ſchattigte Büſche und einſame Lauben liebliche Ruheſtätten in der Hitze des Mittags. Alles, was den Sinnen zu ſchmeicheln oder die Seele aufzuheitern vermag; alles, was Fleiß der Natur abzwingen oder Reichthum durch die Kunſt hervorbringen kann; der Gewinn aller Siege Segeds, die Geſchenke der Dankbarkeit und Verehrung, die ihm die Völker gebracht hatten: alle dieſe Köſtlichkeiten ſchloß der Palaſt und ſeine weiten Gärten in ſich; und die Schönheiten derſelben waren ſo ſichtbar gemacht, daß ſie ſich bloß zur Erweckung und Stillung angenehmer Gefühle zu vereinigen ſchienen.

In dieſe zauberiſche Wohnung lud Seged diejenigen von ſeinen Hofleuten ein, die ihm geſchickt ſchienen, die Reize dieſes Orts zu empfinden und zu vermehren. Man kann denken, daß niemand ſeine Einladung ausſchlug. Was an ſeinem Hofe unter Män-

nern und Frauen jung, schön, geistreich und scherzhaft war, eilte der Glückseligkeit zu, die man ihnen dort verhieß. Leichte Schiffe trugen sie über den See, und die Wasser schienen sich vor ihnen zu ebnen. Wie Knospen dem Sonnenscheine, thaten sich aller Herzen der Erwartung der Freude auf; und eine süße Musik suchte die erwachende Ungeduld wieder einzuwiegen. Seged landete mit dieser freudenreichen Flotte, und sagte dem Verdruß und den Sorgen auf zehn Tage Lebewohl. Er hoffte, in diesen Tagen der Ruhe das reinste Glück zu schmecken, und erst nach ihrem seligen Genuß in den gewöhnlichen Gang des menschlichen Lebens, wo Freude und Traurigkeit unaufhörlich abwechseln, zurückzukehren.

Sogleich begab er sich in sein Kabinet, um auszusinnen, mit welcher Lustbarkeit sein neues Glück den Lauf beginnen sollte. Die kunstreichen Schöpfer aller Freuden standen ihm zum Gebot; aber welcher Freude sollte er,

er den Vorzug geben? Die eine wählen hieß den Genuß der andern verschieben. Er wählte, er verwarf; er machte bald diesen, bald einen andern, bald noch einen andern Plan; bis seine Einbildung ermüdete und seine Gedanken sich verwirrten. Er ging in den Saal zurück, wo die Hofleute auf ihn warteten. Sein finstrer Blick, und die Miene von Mißvergnügen, die er trug, verbreiteten Traurigkeit über die ganze Gesellschaft. Diese Wirkung seiner Gegenwart war ihm unangenehm und er fühlte mit Verdruß, daß seine Hofleute diese üble Laune mehr vergrößerten als zerstreuten. Er ging also in sein Kabinet zurück und versuchte, ob er sich durch eigne Betrachtungen besser als durch die Gesellschaft andrer aufheitern könnte. Unterdeß er hier dachte, sann, überlegte und seine verstimmte Einbildung wieder zurechtzubringen suchte, rollte die Zeit mit ihrer gewöhnlichen Eile davon. Seged trat ans Fenster und sah, daß die Sonne eben untergehen wollte und schon

den See mit ihren Strahlen vergoldete. So vergeht, sagte er seufzend, jener längere Tag, den man menschliches Leben nennt; er verfließt, ehe man ihn wohl anzuwenden gelernt hat.

Der Verdruß über den Verlust des ersten Tages verdarb dem Kaiser auch den Genuß des Abends. Aus bloßer Gefälligkeit gegen seine Hofleute suchte er sich fröhlich zu stellen und ihnen etwas mitzutheilen, was er selbst nicht empfand; den folgenden Tag aber hoffte er besser anzuwenden und begab sich weg, die Süßigkeit des Schlafs mit den Söhnen der Arbeit und der Noth zu genießen.

Den zweyten Morgen stand Seged sehr früh auf, fest entschlossen, an diesem Tage glücklich zu seyn. Er ließ sogleich einen Befehl anschlagen, worinnen verboten wurde, daß, während den neun übrigen Tagen, niemand mit einem traurigen Gesicht vor dem Kaiser erscheinen, keine klägliche Sylbe vorbringen und nicht das geringste von schlimmer

ner Laune merken lassen sollte; bey Strafe einer gänzlichen Verbannung aus dem glückseligen Palaste. Dieses Gebot wurde in den Zimmern und Gärten bekannt gemacht und erregte allenthalben wilde Lustigkeiten und angestrengtes Gelächter. Von nun an schwiegen die sanften Gesänge in den Büschen: die leichten Tänze verschwanden von dem jungen Rasen. Jedermann war nun bedacht, eine befohlne Miene anzunehmen und alles sorgfältig zu vermeiden, was den Kaiser beleidigen und ihm die Verbannung zuziehen könnte.

Seged sah nun seinen ganzen Hof jauchzen und lustig seyn; aber es war eine befohlne Lustigkeit, durch welche Zwang und Furcht durchschimmerte. Er redete seine Günstlinge freundlich und liebreich an; aber ihre Antworten waren gekünstelt; sie fürchteten in ihren Worten gefangen und als Mißvergnügte verbannt zu werden. Er schlug ihnen allerley stille Vergnügungen vor; aber keine gefiel ihnen, und die mehresten begehrten ihre

heit: Fröhlichkeit mit Geschrey kund zu thun. Demohngeachtet wurden die Vorschläge des Kaisers mit lautem Beyfall angenommen; denn in jedem Wort, das den Anschein eines Einwurfs gehabt hätte, sahen sie ihr Verderben vor Augen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, seinen Höflingen Vertrauen und Freude mitzutheilen, erkannte er endlich, daß die Könige nicht alles vermögen; und der zweyte Tag war abermals ein Tag des Mißvergnügens und des Verdrusses.

Soged verließ seine Höflinge nicht eher, bis er sie von ihrer Schüchternheit so ziemlich geheilt hatte. Er begab sich in sein Schlafzimmer, wo er einen Glückseligkeitsplan auf den folgenden Tag entwarf und sich zu Bette legte. Er träumte, eine plötzliche Fluth überschwemmte seinen Palast und die Gärten, und erwachte in der heftigen Bewegung eines Menschen, der zu ertrinken glaubet. Zwar schlummerte er wieder ein; aber ein anderes Schrecken weckt ihn von neuem;

neuem; ihn däucht, ein fürchterliches Kriegsheer habe seine Länder erobert; er will Anstalten machen, er will fechten; aber, wie es oft in Träumen geschieht, er kann sich nicht bewegen; er fühlt seine Hände und Füße gebunden, und wird von seinen verrätherischen Unterthanen dem Feinde überliefert; abermals fährt er aus dem Schlaf auf und zittert vor Schrecken und Zorn.

Der Tag brach schon an, und der Kaiser lag in einer Wallung, die einen fernern Schlaf unmöglich machte. Er stand also auf; aber die Ueberschwemmung und der feindliche Einbruch hatten sein Gehirn so angegriffen, daß diese traurigen Vorstellungen nicht sogleich wieder verschwinden, noch irgend einem Gedanken an Fröhlichkeit Raum machen wollten. Endlich behielt sein Verstand den Sieg und sagte ihm, wie thöricht es sey, sich über nichtige Einbildungen zu quälen; ehe aber dieser Entschluß sich befestigte, war die Hälfte des Tages verflos-

sen und überzeugte den Kaiser aufs neue von der Nichtigkeit seiner Entwürfe. Er fühlte diese Wahrheit so tief, daß er über die menschliche Schwachheit seufzte, die von leeren Schreckbildern sogar im Schooße des Schlummers beunruhiget wird. Seine Träume hatten ihn vor und nach seinem Erwachen gequält; und nun ärgerte er sich, daß er so schwach gewesen war und sich von einem Traum hatte schrecken lassen. Am Ende sah er, daß sein Aerger nicht verdrüßlicher sey als seine Furcht, und daß es den Verdruß verewigen heiße, wenn man mit Klagen über das Vergangene die Gegenwart verderben will. Dieß war ohngefehr die Geschichte des dritten Tages. Der Abend kam herbey und Sejed verschob sein Glück abermals auf den folgenden Tag.

Er schlief sehr sanft, stand bey guter Zeit frisch und muthig auf und verfügte sich sogleich, von den Mämern und Frauen des Hofs begleitet, in die Gärten. Auf allen Gesichtern

dern glänzte solch eine Munterkeit, daß der Kaiser bey sich dachte: „Nun das wird endlich einmal ein glücklicher Tag werden.„ Die Strahlen der Morgensonne blinkten auf der Wange des Sees, die Vögel sangen in den Büschen und sanfte Lüfte wiegten das Laub der Bäume in süßes Murmeln. Der Kaiser irrte in diesen zauberischen Gefilden umher; bald horchte er auf eine hier und da versteckte Musik, oder mischte sich unter eine Gruppe Tänzer; bald ließ er seinem heitern Witz den Lauf, und tändelte in leichten Scherzreden; bald nahm er die Miene des Weisen an und machte tiefsinnige Anmerkungen. Man konnte die Erhabenheit seiner Sprüche und Gedanken nicht genug bewundern, und der Kaiser labte sich heimlich an der entzückenden Freude, die Lob und Bewunderung verursacht. So floß ein Theil des vierten Tages in einem Frieden hin, den noch kein traurigter Gedanke, oder verdrüßlicher Unfall gestöhret hatte. Der bloße Anblick des Kai-

sers brachte allen seinen Höflingen Fröhlichkeit ein, und dieser allgemeine Geist der Freude, von dem er auf gewisse Art der Schöpfer war, erfüllte ihn selbst mit einer süßen Zufriedenheit. Beynahe drey volle Stunden waren verflossen, als die Hofdamen alle auf einmal ein entsetzlich Geschrey erhoben. Der Kaiser schlug seine Augen auf und sah seinen sämtlichen Hof, Frauen und Männer, die Flucht ergreifen. Diesen Herrn verursachte ein junges Krokodill, das der Hunger oder ein Verlangen, in den Gärten zu lustwandeln, aus dem See ans Land gelockt hatte. Verdrießlich über diesen ungelegenen Zufall, ging der Kaiser dem Stöhrer seiner Freuden gerade entgegen und zwang ihn, sich wieder in den See zu stürzen; aber nichts konnte die Flüchtlinge aufhalten und ihr grausames Schrecken sogleich wieder beruhigen. Die Damen schlossen sich in ihre Zimmer ein und zitterten vor Furcht. Sie konnten den greulichen Rachen des Ungeheuers, dem sie mit genauer

Noth

Noth entgangen waren, nicht aus den Gedanken bringen; und wer wäre in solchen Umständen wohl fähig gewesen, scherzhaft zu seyn? Man hatte Noth, sich nur wieder zu versammeln und Niemand sprach von was anderm, als von dem häßlichen Thiere.

Seged hatte also müßige Zeit genug, über die zahllose Menge verdrüßlicher Zufälle nachzudenken, welche stets, um die menschliche Glückseligkeit zu unterbrechen, im Hinterhalt lauern und immer den glücklichsten Augenblick zu ihrer verhaßten Erscheinung wählen. Indessen hatte er bey dieser letzten Begebenheit wenigstens den Trost, daß sie sich ohne seine Schuld zugetragen hatte, und daß man einem ähnlichen Unfall in Zukunft leicht vorbeugen konnte. Weiter bedachte er sich wegen der Lustbarkeiten des folgenden Tages. Er hatte schon erfahren, wie wenig das Mißvergnügen sich durch Befehle und Drohungen verscheuchen lasse; und daß Fröhlichkeit nur durch Freyheit erweckt und unter-

halten werden könne. Er wiederrief also jenes fürchterliche Gesetz, das er so unweise gegeben hatte. Dabey aber ließ er es nicht; sondern machte noch einen neuen Befehl bekannt, der, wie er gewiß glaubte, Ströme von Freuden über seine Hofleute ausgießen würde; denn er versprach denen, die sich in den Lustbarkeiten des folgenden Tages vorzüglich auszeichnen würden, ansehnliche Belohnungen. Gold und Perlen, Stoffe, Edelsteine und Kronen wurden in einem Saal des Palastes, zur Erweckung des Wetteifers, ausgelegt. Beym Anblick dieser Kostbarkeiten blinkte aus allen Augen Fröhlichkeit, und jeder Mund öffnete sich, die Freygebigkeit des Kaisers zu preisen. Eine allgemeine Begierde durchregte den ganzen Hof und ließ Feste von nie gesehener Fröhlichkeit hoffen. Sehr bald aber wurde man gewahr, daß jede zu heftige Begierde das Gemüth beunruhiget, und seine Empfindungen, die einem sanften Abendwinde gleichen sollen, in Stür-

me

me verwandelt. Was man sehr wünschet, um dessen Erlangung ist man in ängstlicher Furcht; und wie könnte sich Freude mit Furcht paaren?

Der folgende Tag war also für die Wetteiferer voll Arbeit und Unruhe; sie sagten und thaten nichts, ohne ihr ängstliches Bestreben zu verrathen; und dadurch wurden sie den andern eben so lästig als sich selbst. Man bewunderte sie zuweilen; aber sie wollten zu sehr gefallen und dadurch gefielen sie desto weniger; der Kaiser aber ärgerte sich heimlich, da er sah, daß seine Höflinge der kostbaren Geschenke wegen mehr thaten, als sie um seinetwillen bisher gethan hatten. Der Abend näherte sich: die Bestürzung wurde häufiger und ängstlicher: alle, die ihre Schwäche fühlten und ihre Niederlage voraussahen, konnten sich nicht enthalten, ihren Groll durch zornige Blicke und feindseliges Murren auszulassen; und der Kaiser fand sich in nicht geringerer Noth als die armen Ueberwundenen.

nen. Man hatte sich mit so viel Eifer um die Belohnungen beworben, daß er glaubte, er müsse in ihrer Austheilung die strengste Gerechtigkeit beobachten. Er nahm alle seine Aufmerksamkeit zusammen: er wog, untersuchte, verglich alle Geschicklichkeiten, alle Arten von Verdiensten, die er an den Streitenden bemerkt hatte; kurz, er quälte sich lange und viel, ohne zu einer Entscheidung zu kommen. Zuletzt bedachte er, daß die vollkommenste Gerechtigkeit die Ueberwundenen doch nicht trösten würde; und daß es eine Art von Grausamkeit sey, an einem Tage, den er der Freude gewidmet habe, Unglückliche zu machen. Er gab also keinem den Vorzug, lobte sie alle, und ließ sie alle mit reichen Geschenken von gleichem Werthe von sich.

Allein er sah sehr bald, daß er eben nicht das beste Mittel gewählt habe, sie alle zu befriedigen; denn die, welche auf Belohnungen gerechnet hatten, fanden sich beleidiget, daß man

man sie gleich den andern behandelte, die sich für überwunden bekannten. Zwar hatten sie mehr empfangen als sie erwarten konnten; aber das half nicht: sie fanden es ungerecht, daß man ihnen den verdienten Vorzug versagte und sie des Vergnügens beraubte, sich an dem Neide ihrer Nebenbuhler zu ergötzen. „So geht es, sagte Seged bey sich selbst, wenn ein Mensch durch andre glücklich zu werden sucht.„ Er begab sich weg, seinen Gedanken nachzuhängen; und, während daß man über seine Freygebigkeit murrte, sah er den fünften Tag sehr traurig zu Ende gehn.

Am Morgen des sechsten Tages machte Seged einen neuen Plan glücklich zu werden. Die vorigen Entwürfe, Anstalten und Zubereitungen waren ihm so sehr mißlungen, daß er die Anordnung der heutigen Lustbarkeiten dem Ohngefehr überließ. Er machte bekannt: ein jeder könne sich auf seine Weise und nach seinem Gefallen lustig machen.

Diese Aufhebung alles Zwangs schien eine allgemeine Fröhlichkeit zu erregen; und Seged glaubte gefunden zu haben, was er suchte. Alles trieb sich in den Gärten auf und nieder, und er selbst wandelte ruhig und still hier und dorthin, als er zu einer grünen Laube kam, in der ein Höfling ziemlich laut mit sich selbst also sprach: „Dieser Seged verlangt Verehrung und Vergötterung von uns: worin besteht denn sein Vorzug? Er hat große Dinge gethan, sagt man; aber was thut er jetzt? Macht ihn die Weichlichkeit, der er sich überläßt, nicht dem niedrigsten seiner Unterthanen gleich?„ Seged wurde von dem Selbstgespräch dieses Menschen um so mehr beleidigt, weil er von je her der niederträchtigste Schmeichler unter allen seinen Höflingen gewesen war. Beynahe hätte ihn der Zorn zu einer Heftigkeit fortgerissen, wenn er nicht noch zur rechten Zeit bedacht hätte: dieser Höfling habe mit sich allein gesprochen und keinen Zuhörer verlangt; sein Ge-

Gespräch sey eigentlich nur ein Gedanke. Er bemühte sich also, diesen beleidigenden Gedanken als einen unüberlegten Scherz anzusehn; und anstatt diesen unwürdigen Tadler zu verderben oder zu beschimpfen, nahm er sich bloß vor, ihn, unter einem anständigen Vorwande, vom Hofe zu entfernen. Diese billige Entschließung und Unterdrückung der Rachbegierde freute ihn wie ein heimlicher Sieg über sich selbst, und goß so viel Ruhe und Zufriedenheit über ihn aus, daß er den übrigen Theil des Tages vergnügt vollbrachte.

Des folgenden Tages befand sich Seged noch in dieser glücklichen Stimmung und alles ging gut, bis er von ohngefähr die Augen auf einen Baum warf, neben welchem er ruhte. Sogleich erinnerte er sich eines ähnlichen Baums, unter dem er einst, nach der Niederlage im Königreich Gotama, eine grausame Nacht zugebracht hatte. Diese Niederlage und die darauf erfolgten Unfälle füllten seine Einbildung mit einer Menge trauriger

Bilder, die keine Bemühung zerstreuen konnte. Kaum hatte er sich wieder beruhiget, als seine Heiterkeit von neuem durch ein Gezänke gestöhrt wurde, das über die ausgetheilten Belohnungen entstanden war. Er suchte die Streiter durch vernünftige und gütliche Vorstellungen zu befriedigen; aber umsonst; er sah sich gezwungen, den Zwist mit einem drohenden Befehle zu stillen.

Am achten Tage wurde der Kaiser sehr früh am Morgen durch einen ungewöhnlichen Lärm geweckt; er fragte, was dieser Aufruhr im ganzen Pallaste bedeute, und erfuhr zu seinem großen Schrecken, daß seine einzige Tochter, die Prinzeßin Balkis, krank geworden sey. Er stand eilig auf, fragte die Aerzte um Rath; sahe aber leider! aus ihren Antworten, daß sie nur schwache Hofnung zur Genesung der Prinzeßin hatten. Nun endigten sich die fröhlichen Feste im Pallaste des Sees Dambea; denn Segeds einziger Gedan-

Gedanke war seine geliebte Tochter; und am zehnten Tage schloß er ihr die Augen zu.

So waren die zehn Tage beschaffen, die Segeb zur Erholung von seinen Kriegsarbeiten und seinen Regierungssorgen bestimmt hatte. Er selbst hat ihre Geschichte der Nachwelt aufbehalten. Laßt euch durch sie belehren, ihr stolzen Sterblichen. Sprecht nie: dieser Tag soll ein Tag der Glückseligkeit seyn, sondern nehmet Leid und Freude, wie beydes euch das Schicksal gönnet und wisset, daß die beste Freude nicht aus unthätiger Ruhe, sondern aus Arbeit und Bestrebung, wie die Rose unter Dornen wachse.

Abdallah und Balsora.

Der Name Helim ist noch jetzt durch alle östliche Theile der Welt berühmt. Er wird unter den Persern, bis auf den heutigen Tag

Helim der Naturforscher genannt: Denn er kannte alle Kräfte der Kräuter, verstand alle Einflüsse der Sterne und wußte jene Geheimnisse, die der Seele Salomons des Sohnes Davids eingeprägt waren. Zu gleicher Zeit war Helim Statthalter des schwarzen Pallastes der Könige von Persien und vornehmster Arzt des großen Königes Almareschin.

Almareschin war der fürchterlichste Tyrann, der je in diesem Lande regiert hatte. Furchtsam, mißtrauisch und grausam, hatte er aus ungegründetem Argwohn fünf und dreyßig seiner Königinnen und mehr als zwanzig Söhne umbringen lassen, von denen er besorgte, daß sie seinem Leben gefährlich seyn könnten. Endlich ward er so vieler Grausamkeiten in seiner eigenen Familie müde und weil er befürchten mußte, das Geschlecht der Kalifen möchte ganz und gar zu Grunde gehen, so schickte er eines Tages zum Helim und redete ihn folgendermaßen an; „Helim, ich habe seit langer Zeit deine Weisheit

und

und Tugend bewundert; jezt will ich dir das vollkommne Vertrauen beweisen, das ich auf dich sezc. Ich habe nur noch zwey Söhne, die jezt noch Kinder sind; es ist mein Wille, daß du sie mit dir nach Hause nehmest und sie als deine Kinder erziehest. Erziehe sie in dem demüthigen, von aller Ehrsucht befreyten Bestreben nach Wissenschaften und Tugend. Auf diese Weise allein wird sich das Geschlecht der Kalifen erhalten: meine Kinder werden nach mir regieren, ohne schon bey meinen Lebzeiten nach meinem Throne zu streben.„ „Der Befehl des Königes, meines Herren, soll geschehen„ antwortete Helim; worauf er sich zur Erde bückte und von dem Könige fortging.

Er nahm sogleich die Kinder in sein Haus und zog sie allein zur Wissenschaft und zur Tugend auf. Die jungen Prinzen liebten den Helim, als ihren Vater und brachten es durch seine Anleitung so weit, daß sie im ein- und zwanzigsten Jahr in aller morgenländi-

schen Weisheit erfahren waren. Der Name des ältesten war Ibrahim und der jüngste hieß Abdallah. Sie lebten mit einander in einer so vollkommenen Freundschaft, daß man noch heut zu Tage von vertrauten Freunden spricht: „Sie leben mit einander wie Ibrahim und Abdallah.“

Helim hatte ein einziges Kind, eine Tochter, in deren schönen Körper die schönste Seele wohnte. Ihr Vater hatte in ihrer Erziehung nichts versäumt, was sie zur Vollkommensten ihres Geschlechts machen konnte, und da sie jetzt mit den Prinzen in einerley Wissensch....n unterrichtet ward: so entstand zwischen ihnen ein Umgang wie zwischen Brüdern und einer Schwester. Abdallah, dessen Gemüthsart sanfter war, als das Gemüth seines Bruders, gewann sie immer lieber, bis er endlich glaubte, er könne nicht mehr, wenn er nicht mit seiner geliebten Balsora, so hieß dies unschuldige Kind, zusammen wäre.

Der

Der Ruf von ihrer Schönheit verbreitete sich indeß immer mehr und kam endlich dem Könige zu Ohren, der unter dem Schein die jungen Prinzen, seine Söhne, zu besuchen, von dem Helim begehrte, er solle ihm auch ihre Gespielin, seine Tochter Balsora zeigen. Der König ward von ihrem Liebreiz dermaßen gerührt, daß er den folgenden Morgen sogleich den Helim holen ließ und also zu ihm sagte: „Ich bin gesonnen, Helim, dich für alle deine treuen Dienste zu belohnen; und in dieser Absicht wähle ich deine Tochter zu meiner Gemahlin: sie werde Königin von Persien an meiner Seite.„

Wie ein Donner erklang diese Stimme in Helims Ohr; das Schicksal der unglücklichen Königinnen, die auf solche Art waren erhoben worden, war ihm zu wohl bekannt und auch die heimliche Liebe war ihm nicht entgangen, die Abdallah zu seiner Tochter gefaßt hatte, von der er aber jetzt nothwendig schweigen mußte. Bald aber faßte er sich und sprach mit Demuth;

„König der Völker! So sehr dein Knecht deine Gnade erkennt: so sey es ferne von dir, daß du das Blut der Kalifen befleckest und dich mit der Tochter deines Arztes verbindest.„

Der König, ohne irgend eine Entschuldigung zu hören, befahl, augenblicklich die Balsora vor ihn zu führen und behielt den Vater bey sich, damit er ihr die Ehre selbst andeuten möchte, die der Beherrscher Persiens ihr zugedacht habe. Balsora, die viel zu bescheiden war, als daß sie ein Gedanke darüber hätte beunruhigen können, was für einen Eindruck ihre Gestalt bey dem Könige gemacht habe, ward vor ihn gebracht und stand da vor ihm, unschuldig wie eine der Jungfrauen des Paradieses. Sobald sie aber die ihr zugedachte Ehre vernahm, sank sie in Ohnmacht, wie todt zu den Füßen des Königes nieder.

Helim weinte, und nachdem er sie ein wenig zu sich selbst gebracht hatte: so stellte er dem Könige vor, daß eine so unerwartete Ehre

re viel zu außerordentlich sey, als daß sie seiner bescheidenen Tochter auf einmal hätte angedeutet werden mögen; allein, wenn es dem Könige gefiele, so wolle er sie allgemach dazu vorbereiten. Der König befahl ihm, alles zu thun, was er für gut befände, und ließ ihn von sich. Balsora ward wieder nach ihres Vaters Hause gebracht, wo das Andenken an den Verlust des liebenswürdigen Abdallah ihren Schmerz jeden Augenblick so erneuerte, daß sie bald in eine hitzige Krankheit fiel und von sich selbst nicht mehr wußte. Der König vernahm ihren Zustand von Boten, die sie täglich selbst sehen mußten; und da sich seine Leidenschaft von Tage zu Tage vermehrte: so sah Helim kein ander Mittel, sie aus dem Arm des Königs zu retten, als daß er sie dem Scheine nach selbst aus dem Leben brächte. Einst in einer heitern Stunde entdeckte ers seiner trostlosen Tochter selbst, er sprach ihr Muth zu, und da sie darein willigte: so gab er ihr einen Trank, von dem

er

er wußte, daß sie darnach auf viele Stunden wie todt daliegen würde. Kaum erfolgte die Wirkung des Trankes, so war Helim der Erste, der mit allem Jammer eines Trostlosen Vaters zum Könige eilte, ihm ihren Tod zu melden. Der König, in dessen Herz nie eine reine menschliche Empfindung gekommen war, tröstete sich bald über diese Zeitung; „gleichwohl, sagte er zu Helim, da es im Königreich einmal bekannt ist, daß ich deine Tochter zu meiner Gemahlin erwählt habe, so fordert es meine eigne Ehre, daß sie auch nach ihrem Tode als eine solche angesehen werde. Mache also Anstalt, daß ihr Leichnam im schwarzen Pallast neben den Leichnamen meiner Weiber und Kinder ruhe.„

Es ist die Gewohnheit der Perser, die Leichname des königlichen Hauses bald nach ihrem Tode auf eine stille Art in den schwarzen Pallast zu bringen; welches die Ruhestätte für alle diejenigen ist, die von den Kalipben abstammen, oder auf irgend eine Weise

mit

mit ihnen verwandt sind. Der oberste Arzt ist Aufseher dieses Pallastes, weil es sein Amt ist, für die Balsamirung und Aufbewahrung der königlichen Familie nach ihrem Tode so zu sorgen, wie er im Leben für ihre Erhaltung sorgen mußte. Der schwarze Pallast hat seinen Namen von dem schönen schwarzen Marmor, von welchem er aufgeführt ist. Fünftausend nie verlöschende Lampen brennen darin: seine hundert Flügelthüren von Ebenholz werden Tag und Nacht von hundert Mohren bewachet, daß niemand hinangehe, als der Aufseher.

Nachdem also Helim den Körper seiner Tochter an diesen Ort gebracht hatte: so fand sich gar bald eine andere Leiche, die ihr folgte; es war der zweyte Sohn des Königes Abdallah. Sobald dieser nämlich vom Vorhaben seines Vaters, sich mit der Balsora zu vermählen, Nachricht bekam, fiel er ebenfalls in eine Krankheit, die bey dem übeln Befinden derselben von Tage zu Tage zunahm und bey ihrem

ihrem vermeinten Tode endlich selbst tödtlich ward. Verzweifelnd wollte er ihr in jene Welt folgen, bis der Vater der Balsora keinen andern Rath wußte, als auch ihm den Trank zu geben, den seine Tochter getrunken hatte, und so ward er wenige Tage nach ihrem Begräbniß ihr Gefährte im Pallast der Todten.

Balsora erwachte zuerst und ihr Vater verfehlte die Stunde nicht, in der sie erwachen mußte. Mit zärtlichen Armen umfing er sie, da sie ins Leben zurück kam und um ihr Auge von dem fürchterlichen Ort zu wenden, in welchem sie sich fand, zeigte er ihr sogleich ihren Abdallah, neben ihr schlummernd. Er erzählte ihr die Geschichte seines Grauens um sie, der ihn beynahe auf eine ernstere Art in dieses Todtenhaus geführt hätte und empfahl ihr seinen schönen Körper, bis er erwachte. Wie der Engel der Auferstehung über dem Verstorbenen wacht, bis seine Morgenstunde herannahet: so wachte Balsora über ihrem holden Geliebten, bis lang-

langſam die Stunde, da die Arzeney ihre Kraft verlohr, herannahte. Und da Abdallah von Helims Anſchlage, als er ihm dieſen Trank gegeben hatte, nichts wußte: ſo iſts unmöglich, das Erſtaunen, die Freude, die Entzückung zu beſchreiben, in der er ſich bey ſeinem Erwachen fand. Er glaubte wirklich in dem Aufenthalt der Seligen zu ſeyn und daß der Geiſt ſeiner geliebten Balſora, die er für wirklich geſtorben hielt, der erſte ſey, der ihm erſchiene, um ihn ins Paradies zu führen. Als ſie ihm aber den Ort entdeckte, wo ſie wären, dünkte auch dieſer ihm, ungeachtet aller ſeiner Schrecklichkeit, viel angenehmer als Mahomets Laube: denn er befand ſich in ihm lebend an der Seite ſeiner geliebten Balſora.

Helim, von dem man nicht anders glaubte, als daß er mit Balſamirung der todten beſchäftiget wäre, beſuchte den ſchwarzen Pallaſt gar oft und verſah ſeine Kinder mit Allem was ſie bedorften. Sein gröſter

Kum-

Kummer war nun aber, wie er sie aus diesem Todtengefängniß herausbringen und ihr Leben verbergen möchte, indem die Thüren auf gemeldete Art von den Mohren bewacht wurden. Auch die zween begrabenen Liebhaber beunruhigte diese Sorge nicht wenig. Endlich besann sich Helim, daß der erste Tag des Vollmonds im Monat Tizpa nahe sey und erinnerte sich zugleich der allgemeinen Sage unter den Persern, daß die Seelen der Verstorbenen aus dem königlichen Hause, wenn sie in einem seligen Zustande seyn, jederzeit am ersten Vollmonde nach ihrem Tode, aus dem östlichen Thor des schwarzen Pallasts herausgingen; daher man diese Pforte auch die Pforte des Paradieses nannte. In glänzendem Schmuck, sagt die Erzählung, gingen sie durch die Pforte, die sich vor ihnen eröfnete und hinter ihnen zuschloß, und erhaben sich sodann im Schimmer des Mondes in jene Auen des ewigen Friedens.

Innig

Innig erfreute sich Helim, da er an diese Sage dachte und die zwey Liebende nicht minder. Mit Sehnsucht erwarteten sie den Abend, der sie aus ihrem Kerker bringen sollte und mit eben so verschwiegner Sorgfalt machte Helim Anstalten für diesen Abend. In ein himmelblau seidenes Kleid, das auf die prächtigste Weise durchwirkt war, kleidete er Abdallah und Balsora. Eine lange Schleppe des feinsten Flors, weißer als Schnee, flog hinter ihnen her: auf des Abdallah Haupt grünte ein Kranz von Myrthen, auf dem Haupt der Balsora blühte ein Kranz von den frischesten Rosen. Beyder Kleider aber dufteten alle köstlichen Specereyen Arabiens.

So stand das schöne Paar der Liebenden bereit und kaum ging der Vollmond auf, der wie um ihretwillen mit einem neuen Zauberglanz alles erhellte: als Helim von innen aus leise die Pforte des Paradieses aufthat, und sie, sobald Abdallah und Balsora hin-

aus waren, mit eben der Schnelle ablief. Die Mohren, die an dieser Pforte in einiger Entfernung wachten und plötzlich im schönsten Glanz des Mondes zwo solche Erscheinungen sahen und den Geruch, der von ihren Kleidern strömte, wie Düfte des Paradieses in sich tranken, dachten nicht anders als daß dies die Geister der zween lezt Verstorbenen seyn müßten. Sie fielen auf ihr Angesicht nieder, indeß beyde mitten durch sie hindurch gingen, und blieben auf der Erde liegen, bis jene lange hinweg waren. Den folgenden Tag berichteten sie, was sie gesehen hatten; allein der König selbst, und die meisten übrigen hielten es für eine Schmeicheley, die man dem königlichen Hause gemeiniglich mache.

Helim hatte zwey von seinen Maulthieren in gehöriger Ferne vom schwarzen Palaste an den Ort gestellet, den sie mit einander abgeredet hatten. Hier fand er sich zu den

den Entwichenen, und führete sie auf einen von seinen Landhäusern, welches auf dem Berge Rhoeteo lag. Die Luft auf diesem Berge war sehr gesund, und als Helim einst den König nach einer langwierigen Krankheit dahingebracht und dieser seine Gesundheit daselbst wieder erlangt hatte, so hatte er ihm den ganzen Berg, nebst dem schönen Hause und Garten geschenkt, die auf dessen Spitze lagen. In dieser Einsamkeit lebten nun Abdallah und Balsora. Sie befleißen beyde alle Wissenschaften des Nutzens und Vergnügens; sie hatten auch eine so beständige und gleichförmige Neigung gegen einander, daß ihnen ihre Einsamkeit nie zur Last ward. Abdallah kannte sich auf diejenigen Künste, die sich zu einer Einsamkeit, und zu der Lage des Ortes schickten: so daß er in wenigen Jahren den ganzen Berg in einen Garten verwandelte, und alle Thäle beklleiden mit Blumen und Bäumen bedeckte. Auch Helim war ein viel zu gütiger Vater, als daß er es ihm an

irgend etwas hätte fehlen lassen, was ihm seinen Aufenthalt angenehm machen konnte.

Ungefähr zehn Jahre nach ihrem dasigen Aufenthalte, starb der alte König und sein Sohn Ibrahim folgte ihm auf dem Throne. Ungeachtet dieser nun einige Jahre lang über seines Bruders Tod nicht zu trösten war: so konnte ihm Helim das Geheimniß dennoch nicht entdecken dürfen; welches, wie er wußte, schreckliche Folgen gehabt haben würde, wenn es auf einige Weise dem alten Könige zu Ohren gekommen wäre. Ibrahim aber war kaum auf dem Throne, so suchte Helim Gelegenheit, ihm die ganze Sache zu klagen, die, wie er wußte, einen so gnädigen und großmüthigen Prinzen sehr angenehm seyn müßte. Allein der Zufall kam Helims Bestreben zuvor. Der junge Prinz, welcher auf der Jagd von seinem Gefolge abgekommen war, und vor Hitze und Durst fast verschmachten wollte, befand sich am Fuß des Berges Khacan. Er

stieg

ſtieg hinan; und da er an Helims Haus kam, ſo forderte er einige Erfriſchungen. Zum Glücke war Helim eben da und nachdem er dem Könige die auserleſenſten Weine und Früchte vorgeſetzt, den dieſe Erquickungen ungemein fröhlich machten, ſo ſagte er ihm, daß der beſte Theil ſeiner Bewirthung noch kommen ſollte; und nun erzählte er ihm die vorgegangene Begebenheit mit allen Umſtänden treulich. Erſtaunt und entzückt hörte der König zu, als plötzlich er ſeinen Bruder ins Zimmer treten ſah, Balſora an ſeiner Hand und um ſie her eine Schaar hüpfender fröhlicher Kinder. „Er iſts, rief der König und lief ihm entgegen, es iſt mein Abdallah!„ Sie fielen einander um den Hals und weinten beyde. Alle Anweſende ſchwiegen und Balſora weinte vor Freuden. Die Kinder hüpften um den König herum, an dem ſie Züge von ihres Vaters Geſicht erkannten, und der König, nachdem er dem Helim einen freundlichen Verweis gegeben, daß er ihn ſo

lange seines Bruders und seiner Schwester beraubet habe, umarmte sie alle und mit ihnen seine Jugendfreundin Balsora. Mit Zärtlichkeit sprach er zu ihr: „sie sollte mitkommen und da sie doch zur Königin bestimmt sey, jetzt in der That eine Königin werden; denn er wolle sogleich seinem Bruder alle eroberten Länder jenseits des Tigris abtreten.„ Aber in den Augen dieser zween Glücklichen, die noch immer Liebende waren, merkte er bald, daß sie seinem Königreiche ihre jetzige Eingezogenheit weit vorzögen. Er änderte also seinen Antrag und schenkte ihnen das offene Land, so weit sie von der Spitze des Berges Khacan sehen konnten. Hier fuhren sie fort, glücklich zu leben und Abdallah machte nichts eher, bis er die ganze Gegend zum Lustgarten von Persien umschuf. Ibrahim besuchte sie oft und erholte sich auf dem paradiesischen Schlosse von manchem Gram, von mancher Last seiner Regierung; bis endlich nach einer langen und glücklichen Regierung

rung Er zuerſt und bald nach ihm ſein einziger Sohn erblos ſtarb und Abdallah, ein Sohn des Abdallah und der Balſora, auf dem Perſiſchen Thron folgte. Dies war jener König Abdallah, der die Reſidenz auf den Berg Khacan verlegte und noch bis auf den heutigen Tag iſt ſie der liebſte Pallaſt der Perſiſchen Monarchen.

Das Mittel, die Todten zu erwecken.

Feridun, der König von Perſien, war untröſtlich über den Verluſt der ſchönen Jrandocte, die in ſeinen Armen verſchieden war. Er wollte dieſer geliebten Gemahlin ins Grab nachfolgen, und hatte ſchon drey Tage und drey Nächte ohne Nahrung und ohne Schlummer in Einſamkeit und heftiger Verzweiflung zugebracht. Schon ſchien der Tod das Schwerdt gegen ihn auf-

zuheben; als ein Weiser aus Indien, der bey dem Könige in hohen Gnaden stand, in das einsame Gemach trat, in welchem der König trauerte. „König der Könige, fing der Weise an, zürne nicht, daß ich es wage, deine Einsamkeit zu stören. Ich komme nicht, deinen gerechten Schmerz durch eiteln Trost zu besänftigen; sondern dir die nahe Rückkehr des Glücks zu verkündigen, dessen Verlust du beweinest. Bald, glaube mir, bald wird die Königin selbst die Thränen abtrocknen, welche du um sie vergiessest; sie wird leben und dein und unser Glück erneuern. Du erstaunest über meine Rede; aber wisse, großer König, daß ich in den Schriften eines alten Weisen ein Mittel gefunden habe, die liebenswürdige Irandocte ins Leben zurückzurufen; ein sicheres Mittel, das eben so leicht, als gewiß scheint. Es bedarf weiter nichts, als daß man drey vollkommen glückliche Menschen finde und ihre Namen auf das Grab der Königin schreibe. Die Macht dieser Kraft

dieser drey Namen wird dir eine geliebte Gemahlin und deinen Unterthanen eine beweinte Wohlthäterin wiedergeben. „Ich will leben, rief der König, ja ich will leben, um dieses wundervolle Mittel noch zu versuchen. Wähle du selbst, weiser Kulai, die drey glücklichen Sterblichen, welche du nöthig hast. Wenn sie mir meine theure Irandocte wiedergeben, so werde ich allein glücklicher seyn als sie alle drey. Alsobald ließ er einen Befehl ausgehen; daß alle, die eines vollkommenen Glücks genössen, vor dem Philosophen Kulai erscheinen, seine Fragen ohne Zurückhaltung beantworten und ihm eine richtige Abschrift ihrer Namen übergeben sollten; denn auf der schleunigen Erfüllung dieser Punkte beruhe das Leben des Feridun und die Auferstehung der Irandocte.

Kaum war dieser Befehl auf dem großen Platze Estekar ausgerufen worden, als ein junger Mensch zum indischen Weisen fast außer Athem gelaufen kam und zu ihm sagte:

„Ich heiße Kebad .... hier ist mein richtig geschriebener Name .... weckt die Königin auf.“ Er eilete sich ein wenig und setzte hinzu: „Aber jetzt gleich, wenn es seyn kann; denn ich muß euch sagen, Herr, es ist keine Zeit zu verlieren.“ Warum diese Eile? fragte der Weise. „Herr, antwortete Kebad, ich liebe die reitzende Menulon; das vollkommenste Geschöpf, das Gott zu seiner Freude geschaffen hat! Aber die göttliche Menulon, wenn ich es wagen darf, solch eine Lästerung gegen sie auszusprechen, ist von jenem veränderlichen Eigensinn, den man an ihrem Geschlecht tadelt, nicht ganz frey. Gestern verbannte sie mich aus ihrer Gegenwart; heute ruft sie mich wieder zurück und denk ich bin ich der glücklichste unter allen Menschen! ob ich es morgen noch bin, weiß ich nicht.“ Ich verstehe, unterbrach ihn Zulma, du bist der glücklichste unter den Menschen, so kannst du von der göttlichen Menulon gehaßt werden; und sie liebt oder verjagt dich,

dich, nachdem sich das Wetter ändert. Das ist eine seltsame Glückseligkeit! Lieber wollt' ich ein abwechselnd Fieber haben, dessen Anfälle wenigstens eine gewisse Stunde halten und bey dem man weiß, wessen man sich zu versehen hat. Nimm deinen Namen zurück, Jünglina; er ist zur Auferweckung der Königin untauglich.

Einige Tage nachher kamen ein Paar Liebende, die besser aufgenommen wurden. Zalzar und Balkis hatten sich seit vier Jahren auf das vernünftigste und zärtlichste geliebt. Ihre Liebe hatte manche Widerwärtigkeit bestanden, endlich aber alle Hindernisse besiegt. Heute waren sie vermählt und hatten vor dem Altar ihre langegprüfte Treue besiegelt. Sie beschrieben ihre Glückseligkeit so lebhaft, so rührend, daß der Weise sehr zufrieden darüber schien. Um aber zu sehen, ob sie ächt sey, sagte er zu ihnen, möchten sie sich gefallen lassen, eine kleine Prüfung zu bestehen. Diese Prüfung, fuhr er fort, soll weder lang noch

noch beschwerlich seyn. Genieſſet das Vergnügen euch zu sehen und zu besitzen nur acht Tage; aber ohne Unterbrechung, ohne Zerstreuung und in einer gänzlichen Einsamkeit. Ihr seyd euch einander selbſt genug; denn zwey innigvereinigte Seelen können die übrige Welt entbehren.„ Entzückt über dieſen Vorſchlag eilten die beyden jungen Eheleute, die Süßigkeiten einer achttägigen Einsamkeit zu schmecken. In welcher Freude, in welchem Entzücken verfloß der erſte Tag! der folgende war etwas kälter; am dritten hatten ſie Langeweile; am vierten zankten ſie und am fünften liefen ſie aus einander.

Nach dem neuen Ehepaar meldeten ſich zwey Leute von dürftigem Anſehn und von unfreundlichen Gebehrden bey Kulai an und begehrten Gehör. Sie waren Brüder und der älteſte führte das Wort; „Wir ſind von geringer Geburt; wir haben keine Freunde; wir leben in einer kleinen Stadt, wo wir kaum unſern Nachbarn bekannt ſind; mit einem

nem Wort, wir sind freylich bey weitem nicht glücklich: Wollte uns aber der König in unserm Bemühen beystehn, so wollten wir es bald werden; ja vielleicht glücklicher werden, als es die Auferweckung der Königin selbst verlangt. Wenn er meinen Bruder zum Statthalter unsrer kleinen Stadt ernennt; und mir, dessen Neigungen weniger ehrgeizig sind, zwanzig tausend Goldstücke auszahlen läßt, so ist unser Glück gemacht.„ Euer Verlangen ist leicht zu erfüllen, antwortete Kulal. Ich werde es dem Könige vortragen, und ich zweifele nicht, daß er diese Kleinigkeit bewilligen werde. Doch müßt ihr euch eine Bedingung gefallen lassen. Wenn du einen Reichen von zwanzig oder auch von hundert tausend Goldstücken; und du einen Statthalter von einer kleinen oder einer großen Stadt findest, die beyde mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden sind: so ist die Schwierigkeit gehoben. Wir haben dann statt der drey gesuchten vier Glückliche und die Auferstehung

ſtehung der Irandocte iſt unfehlbar. Die zwey Brüder nahmen den Auftrag mit Freuden an und verſprachen bald, jeder mit einem Gefährten wieder zu kommen; aber ſie kamen nicht wieder. Sie fanden keinen Reichen, der nicht noch reicher, und keinen Statthalter, der nicht Monarch zu werden begehrte. Durch dergleichen Wendungen entledigte ſich Kulai einer Menge Träumer, die alle glücklich zu werden verſprachen, wenn ſie ein Landgut, eine Ehrenſtelle, einen prächtigen Titel u. ſ. w., erlangen könnten; bis endlich nach ſo viel eiteln oder gewinnſüchtigen Thoren ein geſetzter, trefflicher Mann ankam, der nichts begehrte und nichts wünſchte. „Herr, ſagte dieſer glückliche Sterbliche, ich liebe einzig und allein das Vergnügen; aber ich liebe es weislich. Veränderung, Mäßigkeit, oft auch Entſagung des Genuſſes ſind die Mittel, wodurch ich mir den Genuß vervielfältige und erhöhe. Ich bin noch jung, ich bin geſund und beſitze beträchtliche Güter.

Denke

Denkt euch zu dem allen einen leichten, fröhlichen Sinn, Freunde, die nie beschwerlich fallen, eine reizende Geliebte, die ich weder zu viel noch zu wenig liebe, und urtheilt, ob ich nicht Ursache habe, mich für glücklich zu halten. — „Ey freylich! hast du Ursache; und ich gestehe, an deiner Stelle würde mir vor Einem Feinde ein wenig bange seyn, vor dem Tode.„ Das ist wohl wahr, erwiederte jener, aber die Guter dieses Lebens müßten einen sehr schlechten Werth haben, wenn man um ihren Verlust nicht besorgt seyn sollte — „Sehr schön! antwortete Kulai, mir ist nur bedenklich, ob das eine reine und vollkommene Glückseligkeit heißen könne, die von Furcht beunruhigt wird!„ — Ich denke an den Tod so wenig als möglich — „Thu noch mehr, Freund, und denke gar nicht an ihn; oder, welches nicht schwer seyn kann, suche es möglich zu machen, daß du nie stirbst. Wenn du so weit gekommen bist, so will ich deinen Namen auf das Grab der Unsterblichen schreiben

ben lassen — denn jetzt hilft er noch nicht.„

Der Glückliche ging hin und bemühte sich alle Todesgedanken zu verbannen, aber das hieß sie herbey rufen; und Kulai war im ganzen Ernste darauf bedacht, dies traurige Lustspiel zu enden, in welchem er seit drey Monden eine beschwerliche Rolle spielte. Er ging zum Könige, dessen Schmerz so erträglich geworden war, daß er ihm gestehen konnte, wie fruchtlos sein bisheriges Bemühen geblieben sey, und daß er keinen vollkommen Glücklichen gefunden habe. Wozu, antwortete der König, wozu brauchen wir alle diese Mühe? warum schreibst du nicht sogleich die Namen der beyden Philosophen, deiner Landsleute, und vorzüglich den deinigen auf das Grab der Königin? Wo ist denn die reine vollkommene Glückseligkeit, welche die Philosophen, wie sie sich rühmen, im Schooß der Weisheit besitzen? — „Ach! gnädiger Herr, die Philosophen sind Menschen;

schen; sie betrügen sich oft, lügen zuweilen und was mich betrift, so habe ich zwar dreyßig Jahre nach Weisheit und Glückseligkeit gestrebt, es ist aber mehr als zu wahr, daß ich weder die eine noch die andere besitze.„ Also, lieber Kulai, ist kein Mensch vollkommen glücklich? „Nein, gnädiger Herr, um es endlich zu gestehen, kein Mensch ist vollkommen glücklich und niemand kann es auf dieser Erde seyn, wo alles Sichtbare sich augenblicklich verändert und unsre Freuden wie die Blumen verblühn. Die großmüthige Königin, welche du beweinest, glaubte in ihren schönsten Tagen an diese traurige und heilsame Wahrheit. Sie verehrte den Willen des Schöpfers, und durch weisen Gebrauch dieses mühseligen Lebens hat sie jene schönere Glückseligkeit verdienet, welche ihr nun zu Theil worden ist. O König der Könige! ahme der verklärten Königin, deiner Gemahlin, nach und höre endlich auf, dich über ihr Glück zu betrüben.„

Der König war, nach reiflicher Ueberlegung, mit der Klugheit und liebreichen Absicht des weisen Kulai sehr wohl zufrieden. Er gab es auf, die Königin von den Todten erwecken zu wollen und tröstete sich, wie man sich gewöhnlich zu trösten pflegt; das heißt: Zeit, Zerstreuung und neues Herzeleid machten, daß er das vergangene vergaß.

Die gutartigen Prinzeßinnen.

Kanzade, die Königin von Kaschmire, sprach zu ihren zwey Töchtern, von denen die älteste nicht über neun Jahr alt war: „Lieben Kinder, eure Tante, die Königin von Tibet, hat eine Turteltaube, die allemal weint, wenn sie die Tugend oder die Wohlanständigkeit von jemand verletzen sieht. Ich will sie um diesen wunderbaren Vogel bitten; vielleicht kann er bey eurer Erziehung nützlich seyn.„ O

Köni-

Königin, antwortete die älteste Prinzeßin, ich brauche keinen Vogel, der mich durch seine Thränen an meine Fehler erinnere; wenn ich so unglücklich bin und etwas versehe, so giebt mir mein eigen Herz Verweise darüber und ich weine selbst. „Das schadet nicht, Mama, sagte die jüngste, laß nur das kleine liebe Turteltäubchen bringen, das bey der Tante vielleicht weinen muß, und schenk es mir. Ich will so artig seyn, so artig! daß es statt zu weinen, immer umherhüpfen und lachen soll.

Das Paar Pantoffeln.

Zu Bagdad lebte ein alter Kaufmann, mit Namen Abu-Caſem Tamburi, der wegen seines Geizes sehr berühmt war. Seines Reichthums ohngeachtet waren seine Kleider nur Flicke und Lappen: sein Turban ein grobes

Tuch, dessen Farbe man nicht mehr unterscheiden konnte; unter allen seinen Kleidungsstücken aber waren es seine Pantoffeln, die die größte Aufmerksamkeit erregten. Mit großen Nägeln waren ihre Sohlen bewaffnet: das Oberleder bestand aus so vielen Stücken, als irgend nur ein Bettlermantel besaß: denn seit den zehn Jahren, seitdem diese Pantoffeln waren, hatten die geschicktesten Schuhflicker von Bagdad alle ihre Kunst erschöpfet, diese Trümmer zusammen zu halten. Nothwendig waren sie hievon so schwer geworden, daß, wenn man etwas recht plumpes beschreiben wollte, man die Pantoffeln des Casem nannte.

Als dieser Kaufmann einst auf dem grossen Markt der Stadt spazieren ging, that man ihm den Vorschlag, einen ansehnlichen Vorrath Krystall zu kaufen. Er schloß den Kauf und sehr glücklich. Einige Tage nachher erfuhr er, daß ein verunglückter Salbenhändler nur noch Rosenwasser, als seine letz-

te

te Zuflucht zu verkaufen habe; er machte sich das Unglück dieses armen Mannes zu Nutz, kaufte ihm sein Rosenwasser für die Hälfte des Werths ab und war über diesen Kauf in der besten Laune.

Es ist die Gewohnheit der morgenländischen Kaufleute, die einen glücklichen Handel gethan haben, ein Freudenfest zu geben; dies that aber unser Geizige nicht. Er fand es für zuträglicher, einmal auch etwas an seinen Körper zu wenden und so ging er ins Bad, das er seit langer Zeit sich nicht hatte gönnen mögen. Indem er nun darin seine Kleider auszog, sagte einer seiner Freunde, (den er wenigstens dafür hielt, denn Geizige wie er, haben selten Freunde:) es wäre doch einmal Zeit, seine Pantoffeln abzudanken, die ihn zum Mährchen der ganzen Stadt machten und sich ein Paar neue zu kaufen. „Darauf denke ich schon lange, antwortete Casem; wenn ich sie aber recht betrachte, so sind sie doch noch so schlecht nicht, daß sie nicht noch

Dienste thun könnten.„ Indeß war er ausgekleidet und ging ins Bad.

Während daß er sich badete, kam auch der Cadi von Bagdad dahin und weil Casem eher fertig war, als der Richter, ging er zuerst heraus. Er zog seine Kleider an, aber vergebens suchte er seine Pantoffeln. Ein ander Paar stand da, wo die Seinigen gestanden hatten und unser Geizhals überredete sich gern, daß dies neue Paar wohl ein Geschenk des Freundes seyn könne, der ihm beym Auskleiden die schöne Lehre über seine Pantoffeln gegeben hatte. Flugs schlüpfte er in sie hinein und ging mit dem Vorbehalt des Danks, wenn er ihn sähe, voll Freuden aus dem Bade.

Unglücklicher Weise aber waren es des Cadi Pantoffeln; und da dieser sich gebadet hatte und seine Sklaven vergeblich nach ihnen suchten: so fanden sie nichts als ein schlechtes Paar andrer, die sich verschoben hatten und die man sogleich für Casems Pantoffeln erkann-

erkannte. Eilig lief der Thürhüter hinter ihm her und führte ihn, als auf dem Diebstahl ertappt, zurück zum Cadi. Dieser, über die unverschämte Dreuſtigkeit des alten Geizhalzes ergrimmt, ließ ihn sogleich ins Gefängniß werfen: und um nicht als ein Dieb mit öffentlicher Schande beraubt zu werden, mußte er nach orientalischer Art reichlich zahlen. Er mußte mehr zahlen, als hundert seiner Pantoffeln werth waren, nur damit er mit heiler Haut nach Hause käme.

Sobald er dahin gelangte, nahm er Rache an den Urhebern seines Verlustes. Zornig warf er die Pantoffeln in den Tigris, der unter seinem Fenster vorbeyfloß, damit sie ihm nie mehr zu Gesicht kämen; aber das Schicksal wollte es anders. Wenige Tage nachher zogen die Fischer ihr Netz, das ungewöhnlich schwer war. Sie glaubten schon einen Schatz erwischt zu haben und fanden statt seiner, die Pantoffeln Cafems, die noch dazu mit ihren Nägeln das Netz also zerris-

sen hatten, daß sie Tagelang daran flicken mußten.

Voll Unwillen gegen Casem und seine Pantoffeln, warfen sie sie also gerade in seine offenen Fenster; und da unglücklicher Weise noch eben alle die Flaschen, voll schönen Rosenwassers, das er erkauft hatte, in bester Ordnung vorm Fenster aufgestellt standen; so kamen diese schweren eisernen Feinde unter dieselben. Das schöne Krystall zerbrach und das herrliche Rosenwasser schwamm auf dem Boden.

Man stelle sich Casem vor, als er ins Zimmer trat und die Zerstörung sahe. „Verwünschte Pantoffeln, rief er aus, indem er sich den Bart raufte, ihr sollt mir ferner keinen Schaden anrichten.“ Sofort nahm er eine Schaufel und lief mit ihnen in den Garten. Hastig grub er eine Oefnung in der Erde, um seine Pantoffeln lebendig zu begraben; als unglücklicher Weise einer seiner Nachbarn, der ihm seit langer Zeit gern etwas

was anhaben wollte, eben zum Fenster herausſah und das haſtige Graben Coſems gewahr ward. Unverzüglich lief er zum Statthalter und meldete ihm in der Stille, daß Coſem in ſeinem Garten einen groſſen Schatz gefunden habe. Mehr bedurfte es nicht, um die Geldbegierde des Statthalters anzufachen und es war umſonſt, daß unſer Nachbe betheuerte, er habe nichts gefunden, er habe vielmehr hinein gelegt und ſeine Pantoffeln begraben. Vergebens grub er ſie wieder auf und ließ ſie ſelbſt vor Gericht zeugen; der Statthalter hatte ſich auf Geld gefaßt gemacht und Coſem mußte ſich abermals mit einer groſſen Summe löſen.

Voll Verzweiflung ging er vom Statthalter, ſeine theuren Pantoffeln in der Hand und wünſchte ſie von ganzem Herzen zum böſen Geiſte. „Warum, ſprach er, ſoll ich ſie noch mit zum Schimpf in den Händen tragen?„ und warf ſie nicht weit von des Statthalters Pallaſt in eine Waſſerleitung.

„Nun werde ich, sprach er, doch weiter von euch nichts hören, nachdem ihr mir so manche Saure gekostet habt. Fahret zum Teufel.„ Aber der Teufel, der auch hier im Schlamm der Wasserleitung war, hörte das Wort und weil er ihm noch ein Paar Streiche zu spielen gedachte, so richtete er seine Pantoffeln gerade in die verschlemmte Röhre der Wasserleitung. Nur noch dieses Zuschusses bedurfte es und in wenigen Stunden stand der Fluß gestemmt: die Wasser traten über: die Brunnenmeister liefen zusammen: des Statthalters Gewölbe waren überschwemmt und an alle diesem Schaden, an alle diesem Unglück war niemand Schuld als die Pantoffeln Caesars. Zu ihrem eignen Glück fanden die Brunnenmeister solche in dem von ihnen vernachlässigten Schlamm und hatten sich damit genugsam gerechtfertigt. Der Herr der Pantoffeln ward in Verhaft genommen, und weil dies vielleicht eine boshafte Rache gegen den Statthalter schien, so mußte er

mit

mit einer noch größern Geldstrafe, als die beyden vorigen waren, lösen. Seine Pantoffeln aber gab ihm der Gouverneur sorgfältig wieder.

„Was soll ich mit euch nun thun? sprach Cafem, ihr vermaledeyten Pantoffeln? Allen Elementen habe ich euch gegeben und ihr kamet immer mit größerem Verlust für mich wieder; jetzt ist mir nur noch Eins übrig; die Flamme soll euch verzehren.„

„Weil ihr aber, fuhr er fort und mögte sie in seinen Händen, so gar mit Schlamm erfüllt und mit Wasser getränkt sind, so muß ich euch noch das Sonnenlicht gönnen und euch auf meinem Dache *) trocknen: denn euch in mein Haus zu bringen, werde ich mich wohl hüten.„ Mit diesen Worten stieg er aufs platte Dach seines Hauses und legte sie

*) Die Häuser haben in den wärmsten Gegenden des Orients kein runden sondern ein plattes Dach, wo man nach Sonnenuntergang frische Luft schöpft.

sie daselbst vor den Augen der Sonne nieder. Aber das Unglück hatte noch nicht alle Künste gegen ihn erschöpft; ja der letzte Streich, der ihm aufbehalten war, war der grausamste von allen. Ein Hund seines Nachbars ward die Pantoffeln gewahr, er sprang von dem Dach seines Herrn auf das Dach Casems und spielte mit ihnen und zerrete sich mit ihnen umher. Und indem er so damit spielte, — unglücklicher Zufall! — fiel der traurige Pantoffel einer schwangern Frauen, welche eben unterm Hause vorbey ging, gerade auf den Kopf: sie fiel nieder: sie mißgebar: ihr Mann brachte seine Klage vor dem Richter an und Casem mußte hätter büßen, als er je gehöft hatte: denn sein unvorsichtiger Pantoffel hätte beynah zwey Menschen erschlagen. „Richter der Gerechtigkeit, sprach Casem mit einer Ernsthaftigkeit, die den Cadi selbst zum Lachen brachte, alles will ich geben und leiden, wozu Ihr mich verdammt habt; nur erbitte ich mir auch jetzt

den

den Schutz der Gerechtigkeit selbst gegen die unversöhnlichen Feinde, welche die Ursache alles meines Kummers und Unglücks bis auf diese Stunde waren. Es sind diese armseligen Pantoffeln. Sie haben mich in Armuth, in Schimf, ja gar in Lebensgefahr gebracht und wer weiß, was sie noch im Schilde führen. Sey gerecht, o edler Cadi und fasse einen Schluß ab, daß alles Unglück, was ohne Zweifel noch diese Werkzeuge der bösen Geister anrichten werden, nicht mir, sondern ihnen zugerechnet werde.„ —

Der Richter konnte ihm seine Bitte nicht versagen: er behielt die unglücklichen Störer der öffentlichen und häuslichen Ruhe bey sich und dem Alten konnte er keine Lehre geben, als die dieser bereits mit großen Kosten gelernt hatte, nämlich: daß man sich nicht geschwinde genug ein Paar neue Pantoffeln kaufen könne, wenn die alten nicht mehr taugen.

Der

Der Neidische.

Der heilige Bazarlu aß die ganze Fastenzeit hindurch des Tages nur Einmal, nämlich nach Untergang der Sonne, und niemals mehr als Eine Weinbeere. Auf die Mauer seiner Zelle hatte er das vielbedeutende Wort Hu *) geschrieben; über dessen Sinn er unaufhörlich nachdachte. Er betete mit solcher Inbrunst, daß ihn die Vögel für eine todte Bildsäule hielten und sich auf ihn niederließen. Doch war es nicht sowohl sein eifriges Gebet zu Gott, als sein liebreiches Bezeigen gegen die Menschen, das seinen Namen in ganz Natolien berühmt machte. Seine Einsiedeley war die Zuflucht aller Unglücklichen und Büßenden. Wen Gemüthsunruhe quälte, wem sein Gewissen Vorwürfe wegen

*) Dieses Wort heißt: Er und soll den höchsten Begriff vom Wesen Gottes andeuten.

gen begangener Sünden machte, der ging zu diesem guten Heiligen und kam getröstet zurück. Eines Tages kam ein Einwohner von Smirna zu ihm und sagte: „O heiliger Mann! ich bin arm und dürftig; doch darüber würde ich mich trösten, wenn ich nur nicht meinen Bruder dabey im unverdientesten Wohlstand sähe. In allen Dingen geht es ihm glücklich und der Himmel gießt seine Gaben mit solch einem Ueberfluß auf ihn aus, daß mich meine Zurücksetzung desto empfindlicher schmerzet. Das ist noch nicht genug; ich werde gehaßt und verachtet, während daß dieser glückliche Bruder allgemein hochgeschätzt und geliebt wird. Wohin ich mich wende, muß ich das quälende Lob seiner Tugenden hören und sie wohl gar mit loben. O Heiliger! ich bin der unglücklichste unter allen Menschen. Bete für mich und tröste mich, wenn du kannst.„ Die Klagen dieses Neidischen waren die ersten, welche der fromme Heilige ohne Mitleiden abwies. „Fliehe,

sagte

sagte er mit einem edeln Unwillen zu ihm, fliehe aus meinen Augen, du Feind alles Guten. Die Hölle mag dein Tröster werden, du Unmensch, der du nicht glücklich werden kannst, ohne daß Gott geitzig und dein Bruder unglücklich und ein Böswicht werde.«

Der Bettler und sein Spiegel.

Ein Bettler von Schiras fand einen kleinen Spiegel, in dem, sagt man, das häßlichste Gesicht sich schön zeigte. Er war klug und wußte dieß Glas so zu gebrauchen, daß es ein Schatz in seinen Händen ward. Er hielt den vorübergehenden seinen Spiegel mit einer demüthigen Gebehrde vor und sagte: „Betrachtet das reizende Gesicht, das euch Gott gegeben hat; und schenkt eurem armen Diener ein kleines Almosen.“ Was konnte man einem so höflichen Bettler und einen so gefäll-

gefälligen Spiegel abschlagen? Jedermann gab mit mildem Herzen und besonders die Frauen sehr reichlich, so daß es ihm und den Seinen keinen Tag an überflüßigem Unterhalt fehlte. Einst wurde der alte Bettler krank; sogleich vertraute er diesen gewinnreichen Spiegel seinem Sohne an und lehrte ihn mit aller Sorgfalt, den Spiegel zu gebrauchen; aber seine Mühe war verlohren. Der Knabe kam gegen Abend wieder, ohne etwas gewonnen zu haben. Er gestand, er habe vergessen, den vorübergehenden mitleidigen Seelen den wunderthätigen Spiegel vorzuhalten: er habe von ohngefähr selbst hinein gesehen und sich so schön gefunden, so schön, daß er den ganzen Tag nichts anders habe thun können als sich selbst zu bewundern. „Armer Thor! sagte der alte Schalk, was hast du damit gewonnen? Bist du dadurch reicher oder weniger häßlich geworden? Lerne von deinem Vater, wie ein kluger Mensch sich von einem Thoren unterscheide: der Thor

schmeichelt sich selbst und der Kluge dem Thoren. „Mein Vater, sagte des Bettlers verständige Tochter, ich glaube, beydes ist dem Menschen schädlich. Eigenliebe macht dumm und läßt sich betrügen; Schmeicheley gegen andere aber macht des Schmeichlers Angesicht zu einem trügenden Spiegel, in den nur der Thor gern schauet und Zeit genug mit Reue belohnt wird. Komm, mein Bruder, wir wollen uns unsern Unterhalt auf eine anständigere Weise erwerben.

Der Dechant von Badajoz.

Der Dechant des Bisthums Badajoz war allem gelehrter als alle Doctoren zu Salamanca, Coimbra und Alcala. Er verstand alle todte und alle lebende Sprachen, besaß alle göttliche und menschliche Wissenschaften: nur die Zauberkunst verstand er noch nicht und kom-

konnte sich über dieser Mangel nicht zufrieden geben. Endlich hörte er, daß in einer Vorstadt von Toledo ein sehr geschickter Zauberer, Don Torribio wohne. Er ließ sogleich ein Maulthier satteln und reiste nach Toledo; wo er vor der Thür eines kleinen unansehnlichen Hauses, der Wohnung dieses großen Mannes abstieg. „Weiser Mann, redete er zu ihm, ich bin der Dechant von Badajoz. Die Gelehrten von Spanien erweisen mir zwar die Ehre, mich ihren Meister zu nennen; könnte ich aber das Glück haben, euer Schüler zu heißen, so würde ich diesen Ruhm jedem andern vorziehn. Habt also die Gütigkeit, mich zu den Geheimnissen eurer Kunst einzuweihn; und rechnet auf meine Dankbarkeit, die nicht unterlassen wird, mit der Vortreflichkeit des Lehrers und seiner Wissenschaft zu wetteifern.„

Don Torribio machte aus der Höflichkeit eben nicht viel, ob er gleich, vermöge seiner Wissenschaft, mit den vornehmsten Geistern

in Verbindung stand. Er antwortete dem Herrn Dechant: er müsse sich anderswo nach einem Lehrer in der Zauberkunst umthun; denn Er sey eines Unterrichts überdrüßig, mit dem er nichts als schöne Worte und leere Versprechen gewonnen habe. Er wolle die verborgenen Wissenschaften nicht länger entehren und sie Undankbaren Preis geben. „Wie! Undankbaren? rief der Dechant? so hat Don Torribio Undankbare gefunden? Könnte er wohl so ungerecht seyn und mich mit diesen Ungeheuern vermengen?„ Nun brachte er aus dem reichen Schatz seines Gedächtnisses eine Menge Sprichwörter und sinnreiche Gedanken hervor, die er von der Dankbarkeit gelesen hatte; er redete mit so viel Anmuth und so warmem Gefühl; er sprach so schön über diese Tugend, daß der Zauberer nach einigem Nachdenken gestand: er könne einem so trefflichen Manne nichts abschlagen. „Hyacinthe, rief er seiner Haushälterin zu, stecke zwey Rebhühner an den Brat-

Bratspieß; ich hoffe, der Herr Dechant wird mir die Ehre geben und mit mir speisen.„ Zugleich nahm er ihn bey der Hand und führte ihn in sein Kabinet. Als sie hinein gekommen waren, berührte er ihm die Stirn und murmelte diese drey geheimnißvollen Worte: „Ortebolan, Pistafrich, Onagriuf;„ und ohne weitere Vorbereitung fing er an, ihm die ersten Blätter des Zauberbuchs zu erklären.

Der neue Schüler hörte mit solcher Aufmerksamkeit zu, daß er kaum zu athmen schien; bis Hyacinthe hastig mit einem kleinen Menschen herein trat, der bis an den Gürtel gestiefelt und bis an die Schultern mit Koth bespritzt war; und mit dem Herrn Dechant einer sehr dringenden Sache wegen zu sprechen begehrte. Es war der Postillon seines Onkels, des Bischofs von Badajoz; der ihm eilends nachgeschickt und hinter ihm spornstreichs bis nach Toledo gerannt war, um ihm die Nachricht zu bringen, daß einige

Stunden nach seiner Abreise, der Bischof, sein Onkel, von einem heftigen Schlagfluß befallen worden, von dem man die traurigsten Folgen befürchte. Der Dechant war zornig und fluchte, (doch, um kein Aergerniß zu geben, ganz leise) auf die Krankheit, den Kranken und den Boten; die ihm alle drey so sehr zur ungelegnen Zeit kamen. Um des Botens los zu werden, befahl er ihm: ohne Säumen nach Badajoz zurückzukehren; und fügte hinzu: „Er selbst werde ihm auf das schleunigste folgen.„ Darauf setzte man den Unterricht so emsig fort, als ob kein Onkel und kein Schlagfluß in der Welt sey.

Einige Tage nachher empfing man neue Nachrichten von Badajoz, die es aber weit eher verdienten, angehört zu werden. Der Obersänger und die zwey ältesten Domherrn thaten dem Dechant zu wissen: „wie sein Onkel, der hochwürdigste Bischof abgeschieden sey, um in dem Himmel die Belohnung seiner Tugenden zu empfangen; ferner, wie sich die

Stifts-

Stiftsherrn, den heiligen Gesetzen der Kirche gemäß, versammlet und ihn zum Nachfolger auf dem entledigten Stuhl erwählt hätten; endlich, wie man ihn bitte zu eilen und seine neue Braut, die Kirche von Badajoz, durch seine Gegenwart zu trösten.„ Don Dorribio hatte die Rede der Abgesandten mit angehört und suchte sich diese schöne Gelegenheit, als ein kluger Mann, zu Nutze zu machen. Er zog den neuen Bischof auf die Seite und nach einem kurzen Glückwunsch, der sich zu den Umständen schickte, sagte er zu ihm: er habe einen Sohn, der Don Benjamin heiße und von der Natur mit einem guten Verstande und dem besten Herzen begabt sey; weil er aber weder Geschmack noch Fähigkeit für die geheimen Wissenschaften an ihm bemerkt habe, so habe er gedacht, einen Geistlichen aus dem Knaben zu machen. Diesen frommen Entschluß habe Gott so wohl gedeihen lassen, daß er jetzt mit großer Freude höre, wie sein lieber Sohn als das Mu-

ster der Geistlichkeit zu Toledo gepriesen werde. Da nun Ihre Bischöfliche Gnaden die Dechantstelle nebst dem Bischofthum zugleich nicht würden verwalten können; so wolle er in unterthäniger Demuth bitten, die ledige Stelle dem Don Benjamin zu ertheilen.

„Ach! antwortete der Prälat, mit einiger Verwirrung, so gern ich euch in allem gefällig zu seyn wünsche, so bin ich es für diesmal nicht im Stande. Ich habe einen Anverwandten, den ich einst beerben werde. Er ist ein alter Geistlicher, der zu nichts als zu einem Dechant taugt: und ich würde meine ganze Familie, die ich bis zur Schwachheit liebe, auf das äusserste beleidigen, wenn ich ihm diese Stelle abschlüge. Aber, fuhr er in einem liebreichen Tone fort, wollet ihr mich nicht nach Badajoz begleiten? Könntet ihr so grausam seyn und mich verlassen, gerade, da ich in den Stand gesetzt werde, euch nützlich zu seyn? Nein, lieber Freund und Lehrer, ich hoffe, ihr werdet bey mir blei-

bleiben und den Unterricht eures Schülers vollenden. Wegen der Beförderung des Don Benjamin seyd unbesorgt; sie soll meine erste Sorge seyn und bald oder spät werde ich mehr für ihn thun, als selbst der Vater begehrt. Eine schlechte Dechantstelle im Innern von Estremadura ist keine Beförderung für den Sohn eines Mannes wie ihr seyd.„ Don Torribio begleitete also seinen vornehmen Schüler nach Badajoz. Er bewohnte einige der schönsten Zimmer in dem bischöflichen Pallaste, und jedermann beugte sich vor ihm als dem Liebling des Bischofs und dem Austheiler der bischöflichen Gnade.

Der Bischof selbst that unter der Leitung eines so geschickten Lehrers schnelle Schritte in den geheimen Wissenschaften. Der Eifer, mit dem er sich ihnen anfangs ergab, war beynahe zu groß; nach und nach aber wußte er ihn so wohl zu mäßigen und einzuschränken, daß die Erlernung der Zauberey den bischöflichen Pflichten nicht den mindesten Nach-

theil brachte. Denn er glaubte: es sey für einen Bischof nicht genug, seinen Geist mit seltnen Kenntnissen zu schmücken; sondern er müsse auch andern den Weg zum Himmel zeigen und sich bemühen, in den Seelen der Gläubigen gute Werke, als die Blüte der heiligen Lehre, zum Wachsthume zu bringen. Dieses weise Verhalten breitete den Ruhm des gelehrten Prälaten sehr bald in der ganzen Christenheit aus; und als er am wenigsten daran dachte, wurde er zum Erzbischof von Compostella erwählet. Das Volk und die Geistlichkeit zu Badajoz seufzten, wie man denken kann, über den Verlust eines so treuen Hirten; und, um ihm das letzte Zeichen ihrer Hochachtung zu geben, so überließen ihm die Domherrn einmüthig die Wahl seines Nachfolgers.

Don Torribio versäumte nicht, bey dieser neuen Gelegenheit für seinen Sohn zu sprechen. Er bat von dem neuen Erzbischof das erledigte Bisthum; doch der neue Erzbischof wußte

wußte es ihm auf die freundlichste Weise abzuschlagen. „Er verehrte seinen Lehrer so hoch! er war so beschämt, so betrübt, ihm solch eine Kleinigkeit verweigern zu müssen! Aber wie konnte er anders? Don Ferdinand de Lava, der Conestabile von Castilien verlangte das Bisthum für einen seiner Verwandten. Dieser Herr hatte ihm von je her so viel wichtige Dienste erwiesen, daß es jetzt nothwendige Pflicht war, einen alten Wohlthäter dem neuen vorzuziehn. Diese genaue Beobachtung der Dankbarkeit konnte dem Don Torribio nicht unangenehm seyn: denn er sah hieraus, wie viel er zu hoffen habe, wenn einst die Reihe an ihn kommen werde, und das mußte ohnfehlbar bey der ersten Gelegenheit geschehen.„ Der Zauberer war so höflich, das Mährchen von den alten Wohlthaten zu glauben, und freute sich recht sehr, dem Don Ferdinand nachgesetzt worden zu seyn. Sie schickten sich zur Abreise an und kamen nach Compostella; aber der

dasige

daſige Aufenthalt war ſehr kurz. Denn nach einigen Monaten kam von Rom ein päbſtlicher Oberkämmerer und brachte dem Erzbiſchof den Cardinalshut nebſt einem ſehr gnädigen Breve; worin ihn Seine Heiligkeit bat: nach Rom zu kommen und ihm mit ſeinem Rath in der Regierung der chriſtlichen Welt beyzuſtehn, ja was noch mehr iſt, der heilige Vater erlaubte ihm, das Erzbisthum nach ſeinem Gefallen an einen andern zu vergeben.

Don Torribio befand ſich nicht zu Compoſtella, als der Abgeſandte des heiligen Vaters ankam. Er beſuchte ſeinen Sohn, der noch immer Prediger in ſeiner kleinen Pfarrey zu Toledo war. Bey ſeiner Zurückkunft erſparte ihm der Prälat die Mühe, um das erledigte Erzbisthum zu bitten. Er lief ihm mit offenen Armen entgegen und ſagte: „Mein werther Lehrer, ich bringe Euch zwey gute Nachrichten ſtatt einer. Euer Schüler iſt Cardinal und euer Sohn ſoll es auch bald werden,

werden, wenn ich in Rom irgend was vermag. Ich hätte ihn gern einstweilen zum Erzbischof von Compostella gemacht; aber seht, wie unglücklich ich bin! Meine Mutter, die wir zu Badajoz gelassen haben, hat mir in eurer Abwesenheit einen grausamen Brief geschrieben, der alle meine Absichten vereitelt. Sie will mir mit aller Gewalt den Archidiaconus meiner vorigen Kirche, den Licentiaten Don Pablos de Salazar, ihren vertrauten Freund und Beichtvater, zum Nachfolger aufdringen. Sie droht mir, vor Verdruß zu sterben, wenn ich ihr Verlangen nicht erfülle. Was müßte ich also bey ihrer schwächlichen Gesundheit nicht befürchten, wenn ich sie im geringsten erzürnte? Setzt euch an meine Stelle und sagt: soll ich eine Mutter beleidigen, die ich so zärtlich liebe?„ Don Torribio war weit entfernt, solche kindliche Zärtlichkeit zu mißbilligen. Er gab der Wahl des Don Pablos seinen ganzen Beyfall und ließ nicht den mindesten Unwillen gegen

gen des Prälaten Mutter verspüren. Er begleitete Ihre Eminenz nach Rom; kaum aber waren Sie da angelangt, als der Pabst starb. Die Kardinäle versammeln sich im Conclave; alle Stimmen des heiligen Collegiums vereinigen sich für den Spanischen Cardinal; und er wird Pabst.

Nach den Feyerlichkeiten der Krönung erhält Don Torribio eine geheime Audienz. Er küßt seinem theuren Schüler die Füße und weint vor Freuden, da er ihn den päbstlichen Thron mit so viel Würde bekleiden sieht. Mit tiefer Bescheidenheit spricht er von seinen langen und treuen Diensten. Er erinnert Ihre Heiligkeit an die heiligen Versprechen, die Sie noch vor kurzem erneuerten. Er berührt mit einigen Worten den Cardinalshut, den Sie mit der dreyfachen Krone vertauscht hatten; doch, anstatt diesen Hut für Don Benjamin zu bitten, endigt er mit einer unbegreiflichen Mäßigung. Er betheuert, daß er nebst seinem Sohne aller ehrgeitzigen Hofnung

nung entsage; und daß sie zufrieden seyn würden, wenn Ihre Heiligkeit, nebst ihrem väterlichen Segen, sie mit einer kleinen Wohlthat begnadigen, und ihnen auf Lebenslang einen mäßigen Unterhalt gewähren wollten, der die bescheidnen Bedürfnisse eines Priesters und eines Philosophen völlig befriedigen würde. Während dieser kleinen Rede bedachte sich der Pabst, was mit seinem Lehrmeister zu thun sey. Nach einiger Ueberlegung fanden Ihre Heiligkeit, daß Don Torribio ein unnützer und sogar ein lästiger Mensch sey; und nach dieser Entscheidung wurde es Ihnen weiter nicht schwer, eine Antwort zu finden. Sie antworteten folgendermaßen: „Wir haben mit Schmerzen vernommen, daß ihr unter dem Schein verborgener Wissenschaften einen abscheulichen Umgang mit dem Geist der Finsterniß und der Lügen habt. Wir ermahnen euch also väterlich, diese ungeheure Verbrechen durch Reue und Leid abzubüßen. Ferner gebieten wir euch, innerhalb drey Tagen

gen das Gebiet der Kirche zu verlassen; widrigenfalls man euch dem weltlichen Arm und der Strafe des Feuers überantworten wird.„

Ohne sich zu entsetzen, wiederholte Don Torribio seine drey Zauberworte; öffnete das Fenster und rief so laut er konnte: „Hyacinthe, stecke nur ein Rebhuhn an den Bratspieß; der Herr Dechant wird nicht mit mir speisen.„ Dies war ein Donnerschlag für den eingebildeten Pabst. Er erwachte aus seiner Verzückung, worein ihn gleich anfangs die drey Zauberworte versetzt hatten. Anstatt im Vatikan zu seyn, wurde er gewahr, daß er sich zu Toledo im Kabinet des Don Torribio befand. Er sah sogar an der Uhr, daß noch keine völlige Stunde verflossen war, seitdem er dies verwünschte Kabinet, in welchem man so schöne Träume sah, betreten hatte. In weniger als einer Stunde hatte er geglaubt, Zauberer, Bischof, Erzbischof, Cardinal und Pabst zu werden; und fand am Ende der Rechnung, daß er nichts als ein Geck und

und ein undankbarer Bösewicht sey. Alles war Täuschung; die Proben ausgenommen, die er von seiner Falschheit und seinem schlechten Herzen gegeben hatte. Er ging fort, ohne ein Wort zu sagen; fand sein Maulthier, wo er es gelassen hatte und kehrte nach Badajoz zurück, ohne gelernt zu haben, wie man eine Nessel knüpfe.

Hassan.

Als der Kaliph Almolick das erstemal zum heiligen Hause nach Mekka wallfahrtete, gefiel es ihm, in Pilgrims-Kleidern unbekannt in der Stadt umher zu gehn. Er hatte ein großmüthiges Herz und eine unveheuchelte Frömmigkeit; er suchte also die Nothleidenden im Stillen auf, um ihren Kummer durch Wohlthaten zu erleichtern und damit seine wahre Andacht zu beweisen. Also verkleidet trat er einst in die Wohnung eines armen

Handwerkers, der eben bey seiner Arbeit saß und ein fröliches Lied sang. Auf seinem Gesicht wohnte Gesundheit und Zufriedenheit, Ordnung und Reinheit in seinem Hause. Hassan, so hieß dieser vergnügte Arme, nahm den Pilgrim freundlich auf, bewirthete ihn mit Erfrischungen und fing ein fröliches Gespräch an. Almalick war erstaunt, in dieser armen Hütte den Glücklichsten seiner Reiche, (wie ihn dünkte,) zu finden; er konnte ihn nicht genug bewundern, nicht genug hören und sehen, wie in diesem verborgenen Winkel das wahre Glück des Lebens wohne. Endlich sprach er: „Hassan, ich habe dich lieb gewonnen und möchte die meine Liebe gern durch etwas bezeugen. Hast du, bey der Glückseligkeit, die in dir wohnet, noch etwas zu wünschen?„ Hassan antwortete lächelnd: „was sollte ich wünschen? ich bin gesund, ein Tag ist mir so hell wie der andre, ich erwache mit dem Gesang der Vögel, mit denen ich meine Arbeit beginne und endige: diese verschafft mir bequemen Unterhalt; ich bin zufrieden; was fehlet mir also und was könnest auch du mir geben, armer gutherziger Pilger?„ Freundlich blickte ihn Almalick an und warf sein Oberkleid zurück. „Ich bin

bin Almalick, sprach er, der Beherrscher der Gläubigen: siehe hier das Gewand des Kalifen und den heiligen Siegelring des Propheten.„ Erschrocken stürzte Hassan zu des Beherrschers Füßen, der ihm aber sogleich die Hand reichte. „Hassan, stehe auf, du bist glücklicher und also auch größer als ich.„ Herr, erwiederte dieser: ich sollte glücklicher seyn als du bist? ein Wurm kann ich nur sein. Dein Wink kann Glück und Elend geben, wem er will. — „Glaube das nicht, fiel ihm Almalick in die Rede, ich kann deine Glückseligkeit geben, aber sie wohl ohne mein Wissen rauben. Das Laster zu strafen, die Beste und Unterdrückung im Raum zu halten, das ist meine Pflicht: so weit reicht auch meine Macht und nicht weiter. Alle meine Gewalt ist nichtig, wenn sie wahrhaftig beglücken oder die Tugend belohnen soll. Könnt' ich das: so wollt ich sie zuerst an dir belohnen. Aber siehe! fühlst du dich über meine Macht erhoben, mit der Einfalt deines Herzens würde ich dir deine sichern Tage rauben, sobald ich dir Reichthum oder Hoheit, das Einzige was in meiner Hand ist, aufdringen wollte.„ Hierauf stand der Kalif auf, befahl dem Hassan, wer er sey, zu verschweigen und entfernte sich.

Von dem Augenblick an war Hassans Glück ehrlich zerstöhret. Wünsche nach Ehre und Reichthum bemächtigten sich auf Einmal seines sonst sorglosen Herzens. Er zürnte, daß er den köstlichen Augenblick nicht besser benutzt und sich einen glänzenden Zustand verschafft hatte. Seine Niedrigkeit war ihm zur Last; er träumte von Gärten, Pallästen und Bedienten, verstummte unter diesen Einbildungen seine Arbeit, wurde täglich dürftiger, ungefeiedner und glich beynahe schon einem Bettler, als der Kaliph nach Verlauf eines Jahres wieder nach Mekka kam und mit einer Art von Ungeduld seinen Glücklichen besuchte. Er trat in die Wohnung desselben und wollte ihn eben freundlich begrüssen, als der veränderte Zustand seines Gastfreundes ihm ins Auge fiel. „Woher? rief er, o Hassan, woher die fürchterliche Veränderung, die ich an dir gewahr werde?„ und erfuhr zu seiner Bestürzung, daß er selbst davon die unglückliche Ursache gewesen. Mitleidig sah er den Elenden an und als [illegible] einen [illegible] Vorwurf sich selbst mache, [illegible] er mit [illegible] Wehmuth: „armer Hassan! mein Anblick hat dir mehr geraubt, als alle meine Macht dir wiedergeben kann.

kann. Damit du aber nicht sagest, Almalick sey ungerecht: so will ich wenigstens die Wünsche deines Herzens, die ich aus Unvorsichtigkeit in dir aufgeregt habe, so weit befriedigen, als ich sie befriedigen kann. Steh auf und folge mir. „Hassan küßte dem großmüthigen Kaliphen den Saum seines Kleides und entfloh seiner ärmlichen Wohnung, in der er so viele Jahre glücklich gelebt hatte, wie man der Höhle eines Löwen entflieht. Er folgte dem Fürsten nach der Karavanserа, wo er herbergte und von da nach Bagdad. Almalick gab dem Bethörten ein Zimmer in seinem Pallast ein; er ließ ihn von seinen Sklaven bedienen, von seiner Tafel ihm die Speisen reichen und wöchentlich aus seiner Schatzkammer ihm eine Summe zahlen, die die kühnste Erwartung des neuen Hofstags übertraf. So gingen die ersten Wochen hin und Hassan war ausser sich vor Freuden, er ging wie im Traum umher und dünkte sich der glücklichste Mann auf der Erde. Aber bald bekam er mitten in dieser Herrlichkeit Langeweile. Die niedlichsten Speisen aß er, ohne ihre Süßigkeit zu schmecken; denn nur der Hunger ist des Gastmahls Würze. Auf köstlichen Teppichen ruhete er ohne Schlaf;

denn nur den Müden ist der Schlummer hold. Schon fing er an, im Stillen seine verlohrne Fröhlichkeit zu beseufzen, als mitten im Glanz seiner Regierung und in der Blüte seines Lebens Almalick plötzlich starb und mit ihm alles Wohlleben Hassans aus war. Abubekir, der nach ihm den Thron bestieg, wies den unnützen Gast aus seinem Hause. Betäubt und niedergeschlagen irrete dieser Verzärtelte nun umher; er wollte nach Mekka zurückkehren und wagte es nicht: denn er schämte sich, in seiner Armuth daselbst zu erscheinen und ein Gespött seiner alten Bekannten zu werden. Aber der Engel der Vorsehung, der die Thorheiten unsres Herzens immer nur mit der lindesten Strafe züchtigt, hatte ihn noch nicht verlassen; er lenkte jetzt seinen verlohrnen Weg zur Hütte eines Einsiedlers, der ihm durch seine Weisheit die Glückseligkeit wiedergeben sollte, die ihm jener gute Sultan geraubt hatte. Hungrig und durstend langte er an dieselbe an und der Greis empfing ihn mit brüderlichem Erbarmen. Er speisete und tränkte ihn, befragte ihn nach seinem Zustande und lockte ihm die ganze Erzählung seiner Schicksale aus seinem verwundeten Herzen. „Sey getrost, sprach er,

er, nachdem er alles gehört hatte, ſey getroſt, Bruder, die Quelle deiner Glückſeligkeit iſt noch nicht verſieget. Sie rinnet auch dir noch, ob du ſie gleich verſchmähet haſt.“ Er bat den Unglücklichen, bey ihm zu bleiben, übergab ihm ſeinen kleinen Garten und gewöhnte ihn dadurch unvermerkt wieder zur Mäßigkeit und zur Arbeit. Er erzählte ihm ſeine eigne Geſchichte, die ihn lehrte, daß auch er den Betrug des Glücks, den Ueberdruß müßiger Hoheit und die ſtechende Dornen eitler Begierden nur zu ſehr erfahren und nicht eher glücklich geworden ſey, bis er dieſen verborgenen Winkel der Erde zu ſeinem Garten ſich umgeſchaffen und ſein Glück in ſich ſelbſt zu finden gelernt habe. Wie ſanfter Thau der freundlichen Abendröthe die verbrannte Aue erquickt: ſo erquickten die Lehren des frommen Einſiedlers das matte Herz unſeres Fremdlinges und in wenigen Tagen war er ein ganz andrer Mann. Er fühlte ſich ſtark genug, in ſeine verlaſſene Hütte wieder zurückzukehren, ſeine vorige Arbeit anzufangen und durch ſie ſeine alte Glückſeligkeit wieder zu koſten. Hätten drey Sultane jetzt an ſeine Thür geklopfet und ihm die Schätze ihrer Herrlichkeit angeboten; freu-

dig hätte er sie verschmähet: denn er fand, daß Almaick wahr geredet hatte, als er ihn, in seiner fleißigen Armuth, in seiner gesunden, zufriedenen Mäßigkeit den Glücklichsten seines Reichs nannte.

Die Macht der Religion.

Als der Kaliph Hußain, ein Sohn des großen Ali, beq Tische saß, ließ einer seiner Sklaven eine Schaale voll siedenden Reises auf sein Haupt fallen. Zornig blickte der Kaliph den Sklaven an und dieser zitternd und bebend wirft sich zu seinen Füßen nieder und spricht folgende Worte aus dem Koran: Das Paradies ist für die bereitet, die ihren Zorn zurückhalten und ihn bemeistern. Kaltsinnig antwortete Hußain: „ich bin nicht zornig.„ Der Sklave fuhr in dem nämlichen Verse fort: Und die denen, die sie beleidigt haben, verzeihen. Hußain, ohne ihn anzusehen, sprach: „ich verzeihe dir.„ Der Sklave redete weiter: Und Gott liebt die über alles, die Böses mit Gutem vergelten. Hußain reichte ihm gnädig die Hand

Hand. „Nun dann! steh auf: ich schenke dir die Freyheit und vier hundert Drachmen Silbers.„ Gerührt umfaßte der Sklav seine Füße: O mein Herr, rief er aus! du gleichst dem edelsten Baume: er leiht seinen Schatten, er schenkt seine Früchte selbst dem, der mit frechem Arm Steine gegen ihn schleudert.„

Die Reise nach Babylon.

Kaum schimmerten die ersten Strahlen des Tages, als ich mich auf meinen Esel setzte und den Pfad einschlug, der auf die große Straße nach Babylon führet. „O wie gern, rief ich aus, wie vergnügt und heiter irren meine Blicke auf diesen neuen Hügeln umher! Wie viel Blumen auf diesen Wiesen! mit wie stärkenden, süßen Gerüchen durchströmen sie die Lüfte! Eine schöne Allee von Bäumen ist mein Weg, in deren Schatten mein Esel und ich ruhen können, wenn es uns gefällt. Wie glänzend ist der Himmel! wie schön der Tag! wie rein die Luft, die ich athme! Der Eile habe ich auch nicht nöthig; denn mit meinem guten Lastthier komme ich noch zu guter Stunde des Tages in Babylon an.„

So sprach ich und war trunken von Freude; ich sah meinen Esel mit Gefälligkeit an und streichelte ihn mit meiner Hand, als ich plötzlich ein Geräusch hinter mir hörte und da ich meinen Blick wandte, sahe ich auf schönen Kameelen einen Trupp Männer und Weiber heranziehn. Sie hatten ein ernsthaftes verachtendes Ansehen: sie waren alle mit langen Purpurröcken bekleidet, mit Gürteln von Gold geschmückt und mit Edelgesteinen besäet. In wenig Augenblicken hatten ihre Kameele mich eingeholet und in der Nähe ward ich durch ihren Glanz noch mehr geblendet. Wie klein kam ich mir jetzo auf meinem Esel vor! ich mochte mich aufrichten, ich schien darum nicht größer. Kaum reichte mein Haupt an die Sohlen ihrer Füße: mein Stolz war sehr beleidigt und dennoch wollte ich ihnen nachfolgen.

Mit verachtender Ungeduld trieb ich also meinen Esel an: ich wünschte, daß er sich auf einmal zur Höhe des größten Kameels erhöhe und seine beyden langen Ohren weit über ihre Häupter emporhübe. Ich trieb, ich spornte: er eilte auch, was er eilen konnte; aber sechs seiner Schritte legten kaum so viel Weges zurück, als Ein Schritt des

Ka-

Kameels. Ich verlohr ſie aus dem Geſicht; und gab zugleich alle Hofnung auf, ſie zu erreichen. „Welch ein Unterſchied, rief ich aus, zwiſchen ihrem Schickſal und dem meinigen! warum ſind ſie nicht an meinem Platz? warum bin ich nicht an dem ihrigen? Ich Elender gehe allein, auf dem ſchlechteſten und langſamſten der Thiere; ſie hingegen traben ſtolz daher und ſchämeten ſich ſogar meines Gefolges.„

Unter dieſen Betrachtungen ſank mein Zügel: mein Eſel wird gewahr, daß ich ihn nicht mehr treibe; er geht langſam und langſamer fort, endlich bieget er ab dem Wege; die Wieſe lockt ihn: er ſteht ſtill, läßt ſeinen Kopf ſinken und frißt. Das ſchöne Gras iſt ihm ſüß: es ſcheinet ihn auch zur Ruhe einzuladen; er legt ſich nieder und ich falle. Ich fiel und erwachte aus meinem Traum, ſehr zornig auf meinen läßigen Gefahrten, als eben ein neues Geräuſch von tauſend Stimmen mein Ohr erfüllte. Ich öffnete meine Augen; ſiehe da, ein weit zahlreicherer Trupp als der erſte war. Ihre Reuthiere waren ſo beſcheiden als das meinige: ihre langen leinenen Röcke beſchämten den meinigen nicht: vertraulich beſprachen ſie ſich

unter

unter einander und der nächste bey mir gab mir das Herz, ihn anzureden. „Wie sehr ihr auch eilt, sagte ich zu ihm, so werdet ihr auf euren Thieren nie jene erreichen, die auf ihren stolzen Kameelen so weit vor euch sind.„ „Davor werden wir uns wohl hüten, antwortete er. Die Unsinnigen setzen ihr Leben in Gefahr, und wozu? damit sie einige Augenblicke eher anlangen als wir. Wir gehen alle nach Babylon. Eine Stunde eher, eine Stunde später; in einem leinenen, oder in einem Purpurrock; auf einem Esel oder auf einem Kameel; was liegt daran, wenn man angelangt ist? und selbst auf der Reise was liegt daran, wenn man sich zu ergötzen weiß? Ihr, zum Beyspiel, wie stünd' es um euch, wenn ihr bey eurem jetzigen Fall ein Kameel gehabt hättet?„ Ich schämte mich und antwortete nichts; sah aber hinter mich her und erstaunte. Männer, Weiber und Kinder folgeten uns als Fußgänger nach und noch dazu waren ihre Rücken mit Lasten beschwert. Indessen sangen die einen; die andern hüpften auf dem weichen Grase: „Wir gehen alle nach Babylon,„ riefen sie fröhlich und die Kinder lalleten nach, was die Alten sprachen. „Sie gehen alle nach Babylon,

sprach

sprach ich, und sind fröhlich unter ihrer Bürde; und ich, ich wäre betrübt?„ Vergnügt setzte ich mich auf mein Thier und ritt meinem Tröster zur Seite. Ich unterredete mich mit ihm und fühlte mich wie einer, dem eine Bürde von seinen Schultern genommen oder ein Stein von seiner Brust gewälzt ist.

So zogen wir fort und ehe wir anlangten, trafen wir den größern Theil der ersten Reisenden unvermuthet und in einem schlechten Zustande wieder. Ihre Kamele hatten sie abgeworfen; ihre lange Purpurröcke, ihre Gürtel von Gold mit Edelgesteinen besäet, waren mit Koth bedeckt. — Damals, ihr Mächtige der Erde, damals lernte ich die Kleinheit der menschlichen Größe kennen und ward, zwar nicht gleichgültig, aber doch sehr getröstet über der Menschen verschiedenes Schicksal. „Wir kommen alle nach Babylon, sprach ich, und der Fußgänger langt oft fröhlicher und glücklicher daselbst an, als der stolze Reuter. Indessen ists angenehm, eine gute Reisegesellschaft, und gemächlich, ein treues Lastthier zu haben, das uns selbst und unsren kleinen Vorrath bis zur gemeinen Herberge trage.„

Mir-

Mirza's zweytes Gesicht.

Mit niedergebeugtem Haupt ging ich an den Ufern des Euphrat und trauerte. Die Sonne neigte sich auf die Gebürge, und alle Geschöpfe freuten sich des milden Glanzes, womit sie Erd und Himmel schmückte; nur ich allein war betrübt. „Nein! sprach ich, es waltet keine göttliche Vorsehung über den Menschen; sie sind Würmer ohne Namen und Niemand achtet ihrer Noth. Gedeihen die Bösen nicht wohl, unterdessen die Guten im Elend verschmachten!„ So sprach ich, setzte mich unter einen Palmbaum, sah in die vorüberrauschenden Wellen des Stroms und weinte. Der Tag war vergangen, die nächtliche Dämmerung brach ein, ohne daß ich es merkte. Auf einmal umgab mich ein schimmernd Licht; der Strom und die Gesträuche hellten sich auf, wie im Mittag; ein Schauer überfiel mich; ich hob meine Augen auf und siehe! ein Jüngling in schneeweißem Gewand stund vor mir und sprach: „Mirza, ich bin Albuneh Sahareddin, ein Diener am Throne des Ewigen und der Ausleger

leger seiner Geheimnisse. Er hat deine Klagen gehört und mich gesandt, dich zu belehren. Auf! und folge mir.„

Er faßte meine rechte Hand und ich schwebte über die Ebene; der Strom und das Thal schwanden aus meinem Gesicht und vor mir erhob sich ein hohes, schroffes Gebürge, dessen Klippen die Sterne berührten. „Dieser Fels, sprach der Geist, ist der Gurt, der die Rathschlüsse des Ewigen umgiebt, und den kein Sterblicher ohne göttlichen Beystand ersteigen kann.„ Ich staunte noch über seine unabsehliche Höhe, als ein sanfter Wind uns an ihm aufhob, wie ein Vogel von seinen leichten Schwingen gehoben wird. Lange stiegen wir, ehe sich die Tiefe verlohr, und wiederum lange, ehe wir den Gipfel erreichten. Endlich schwebten wir, von Sternenlicht beschienen, über seinen silbernen Rücken. Da that sich eine so liebliche Ebene vor mir auf, daß ich gedachte in der Wohnung der abgeschiedenen Seligen zu seyn. „Dies ist die Aue der Schicksale, sprach der Geist; betrachte sie wohl.„ Tausend Bäche wanden sich in mannigfaltigen Krümmungen durch schönfarbige Blumen und blühende Bäume, und verlohren sich in den rund

umlauf-

umlaufenden Felsen. Sie flossen alle von der Mitte aus, in der ein goldner Tempel auf saphirnen Säulen ruhte und, wie die Morgenröthe, nach allen Gegenden strahlte.

Wir gingen zwischen den Bächen hin; aber ich konnte ihre Bahnen nicht begreifen; denn sie schlangen sich in einander, wie die seidnen Fäden in einem künstlichen Gewebe. Wir näherten uns dem Tempel; seine Pforten thaten sich auf, ließen uns ein und schlossen sich wieder. „Hier sollst du erkennen, sprach der Geist, daß deine Zweifel über die Vorsehung ungerecht sind.„ So sprach er, berührte meine Augen und verschwand. Ich stund in einem hohen Gewölbe von klarem Krystall, das ringsum einem Spiegel glich. In der Mitte erhob sich ein Altar, aus dem eine weiße Feuerflamme brannte, von allen Seiten zurückstrahlte und die Wölbung mit heller Klarheit füllte.

Ein Schauer der Ehrfurcht durchdrang mein Herz, ich kniete auf die Schwelle des Altars und betete. Da hört' ich eine Stimme, die sprach: „Steh auf, Mirza und sieh.„ Ich hob meine Augen auf und sah:

Ein junges Weib saß unter einem Palmbaum und säugte einen blondgelockten Knaben.

ben. Sie ſtreichelte ihm das weiche Haar, und ihre Blicke ruhten mit Liebe auf ſeinem ſchönen Antlitz. Endlich neigte ſie das Haupt, ſchloß ihre Augen und ſchlummerte ein. Der Knabe hob ſeine kleine Hand und wollte ſie um den Nacken der Mutter ſchließen; berührte aber eine Schlange, die ſich eben an der Palme aufwand. Das Thier fuhr zornig zurück und biß den Knaben, daß er ſtarb.

„Ach! rief ich aus, was hat dieſe Unſchuldige gethan, daß ſie ihren Sohn ſo kläglich verlieret?„ Da ſprach die Stimme: „Wende dich und lies.„ Ich wandte mich und ſah hinter mir eine ſchwarze Tafel, auf der dieſe Worte ſtanden: „Die Mutter trägt Sünde auf ihrem Haupt; und aus allzugroßer Liebe hätte ſie den Knaben zu einem Böſewicht erzogen.„

Traurend wandt' ich mich wieder um; aber das Gemählde war aus dem Kryſtall verſchwunden und ein anderes ſtand an ſeiner Stelle. Abdallah, mein tugendhafter Freund, lag halb nackt auf ſchlechtem Stroh. Neben ihm lagen ſeine fünf kleinen Kinder. Krankheit und Mangel hatten ihre Wangen gebleicht und den Glanz ihrer Augen getödtet. Sie hoben alle die Hände wimmernd zu dem

Vater auf und ihr blasser Mund sagte: „Vater, gieb uns Brod!„

Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen, verhüllte mein Gesicht und neigte meine Stirn auf die Schwelle des Altars. Da rief die Stimme: „Sieh noch einmal hin und richte recht.„ Ich hob meine Augen auf und sah die fünf Kinder meines Freundes in köstlichen Kleidern. Sie standen um ihres Vaters Grab, bestreuten es mit Blumen und erinnerten sich seiner Tugenden, zu denen er sie erzogen hatte. Sie gingen Hand in Hand zurück; zu beyden Seiten begleitete sie eine Menge Volk, rief ihnen Segenswünsche zu und ehrte sie als die Edelsten im Lande. Freudenthränen flossen bey diesem Anblick über meine Wangen. Ich wandte mich nach der Tafel und las: „Reichthum hätte Abdallahs Kinder stolz und böse gemacht; so aber wird des Vaters Tugend durch das Glück der Kinder belohnet.„

Ich freute mich noch über das vergangene Gesicht, als ich meines verstorbenen Bruders Tochter Thezah mit Tarik, ihrem tugendhaften Gemahl, in dem Krystall erblickte. Sie standen in dem Saal ihres Hauses und statteten sechs arme Vermählte mit

mit Hochzeitgaben aus. Denn so hatten sie gelobt jährlich an ihrem Vermählungstage zu thun, um auch andere zu Glückseligkeit theilhaftig zu machen. Die Jünglinge und Jungfrauen gingen jetzt mit reichen Gaben hinweg und ließen die beyden Glücklichen allein. „Geliebte, sprach Tarick, wie ist deine Seele so hold! du verschmähst deine schönen Gewande und kleidest dich, wie die Lilie, in einfältigen Schmuck.„ O Tarick! du bist mein Schmuck und meine Krone. „Wer könnte sie schmücken, die lieblichste Rose? Ist sie nicht die Königin der Blumen auf der Flur?„ O! schmeichle mir nicht; ich liebe das Veilchen im Thal; es verwebt seinen liebenden Athem und verbirgt sein Haupt im Grase.„ So sprachen ihre Gebehrden und mein Herz schwoll in väterlicher Freude auf, als mit einemmal die Decke im Saal einstürzte und sie beyde unter dem Schutt begrub.

Da fiel ich wehmüthig auf mein Angesicht, klagte laut und feuchtete mit meinen Thränen die Schwelle des Altars. Lange lag ich und weinte, bis endlich die Stimme rief: „Mirza! traure nicht mehr.„ Schüchtern hob ich mein Auge nach der Tafel und las: „Der kurzlebende Mensch sieht nur das Ge-

genwärtige; aber die Weisheit Gottes auch das Zukünftige. Der Tod entriß deine glücklichen Kinder einem schnell hereinbrechenden Unglück, das jetzt schon vor deinen Augen aufsteigt; denn die Einwohner deiner Vaterstadt begehen schreyende Sünden.„

Zitternd wandt' ich mich um und sah in den Krystall. Der alte ehrwürdige König meines Landes lag auf einem Sopha und schlummerte. Neben ihm standen zwölf junge Knaben in blauem Gewand; das waren die Engel seiner guten Thaten; jeder hielt einen Fächer und wehte ihm süßen Schlummer zu. Da kam des Königs Sohn mit leisen Schritten gegangen. Sein Gesicht und seine Hände waren schwarz und seine Augen flammten wie röthlich Feuer. Er nahm seines Vaters Becher und goß Gift hinein. Der König erwachte, wollte sich erquicken, trank den vergifteten Saft und starb. Ein tiefer Seufzer drängte sich aus meiner Brust, als sich das Gemählde plötzlich veränderte. Der neue König zog mit einem Kriegsheer aus; ein anderes zog ihm entgegen, schlug ihn in die Flucht und belagerte seine Hauptstadt. Die Mauern wurden erstiegen, alle Einwohner geschändet oder ermordet; das ganze Land verwü-

verwüstet und der Vatermörder an einen Baum geknüpft.

Mein Haupt sank auf meine Brust; meine Seele trauerte über die Verwüstung des väterlichen Landes; meine Augen waren hart geworden und meine Empfindung in herber Betrübniß eingeschlummert, als ein lieblich Getöne mich weckte. Mein Herz war wieder so leicht, wie der Flug der Schwalbe, und freute sich des schönen mannigfaltigen Gesangs, der mich umgab. Ich hob meine Augen auf und erblickte in dem Krystall eine liebliche Aue. Greise, Jünglinge und Kinder gingen in grünen Gängen, tanzten in fröhlichen Reihen oder pflückten Blumen im Grase. Die Vögel sangen in das Gesäusel der Bäume, die Bäche murmelten in die Lieder der Knaben und Mädchen und alles athmete Freude. Töirzah und Tarick saßen in einer blühenden Myrtenlaube und banden sich Kränze aus Rosen und Veilchen; unterdessen eine Menge lieblicher Kinder ihre Laube mit Blumenketten schmückte. Ich sah meinen Freund Abdallah; den guten, alten König und so viele andere, die sich in diesem schönen Lande ihrer erworbenen Tugenden freuten und alles vorige Weh des irdischen Lebens vergaßen. Ich

wünschte mich zu ihnen; sehnlich breitete ich meine Hände nach ihnen aus, als die Erscheinung wieder verschwand und die vorige Stimme sprach: „Erst in der Ewigkeit wird die leidende Tugend vollkommen belohnt; darum geh hin, Mirza, und verehre die Wege der Vorsehung auch da, wo sie deinem blöden Auge ungerecht scheinen.„

Ich erwachte und befand mich unter dem Palmbaum am Ufer des Euphrats, ungewiß, ob ich geträumet oder eine wirkliche Erscheinung gehabt hatte; aber mein Herz war erquickt und mein Geist war erleuchtet.

Palmblätter.

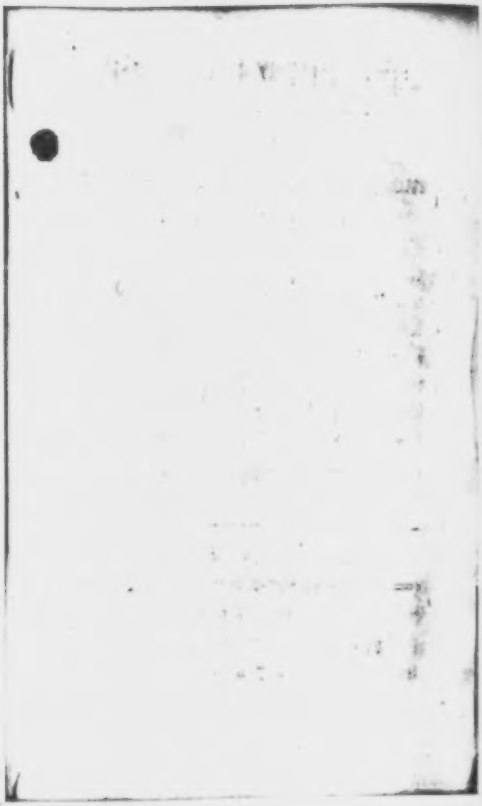
Erlesene
morgenländische Erzählungen
für die Jugend.

Von

August Jacob Liebeskind
Prediger zu Ofmannſtädt.

Zweyter Theil.

Gotha,
bey Carl Wilhelm Ettinger,
1788.



Vorrede.

Der günstige Beyfall, welchen der erste Band dieser Palmblätter erhalten hat, war für den Verfasser die schönste Ermunterung, einen zweyten Band derselben zu sammeln. Da aber die bekanntesten Quellen dieser kleinen Morgenländischen Erzählungen und Gleichnisse mit der ersten Sammlung beynahe erschöpft waren: so hat er über dieser zweyten länger zugebracht, als er wegen des Verlangens seiner Freunde und Gönner selbst wünschte. Er hat sich bemüht, den Grundsätzen der ersten Sammlung so viel möglich getreu zu bleiben und hat nichts aufgenom-

nommen, was nicht als Lehre oder als Beyspiel nachgeahmt werden kann. Weil er seiner Absicht nach das Nützliche dem Lustigen vorzog, so hat er auch nicht immer bloß übersetzt oder blindlings nacherzählt, sondern ist oft seinem eignen Gefühl und seiner eignen Erfindung gefolgt. Deswegen macht er sich die schmeichelhafte Hoffnung, daß seine jetzige Arbeit eine eben so günstige Aufnahme finden werde, als die vorige; wenigstens wünschte er, daß auch dieser Band der Empfehlung werth sey, mit welcher der erste von einem der größten und besten Männer so großmüthig und so liebreich unterstützt ward.

Inhalt.

Abdallah . . . Seite 1
Der Räuber von Seistan . . 16
Der Kaufmann von Schirwan . 21
Salomo's Vögel . . 27
Die drey Söhne . . . 37
Die Königinn der Gebirge . . 39
Der Gefangene . . . 49
Der Verleumder . . . 56
Der Empfindliche . . . 58
Der Esel des Dadschial . . 62
Oran Zeb 72
Das heilige Feuer . . . 74
Die Reise 76
Das Wasser des Lebens . . 80
Die Stimme des Sterbenden . . 84
Die Belohnung . . . 87
Der blaue Palmbaum . . 89
Der Trost im Unglück . . . 96

Der

Inhalt.

Der Bauer von Bilbis . . S. 97
Die Verwandlung . . . 101
Almets Gesichte . . . 105
Bohaddins Gesichte . . . 117
Das beste Erbtheil . . . 126
Die Königinn Amberbaah . . 128
Die Heucheley . . . 142
Moskanser . . . 145
Mahmuds Spiegel . . 147
Die Schöpfung . . . 149
Soliman . . . 151
Die Mondkönigin . . . 153
Der kluge Vezir . . . 155
Alaeddin 157
Die erprobte Treue . . 185
Die Königinn Zulikah . . 189
Der zärtliche Dietrich . . 218
Die Reisenden . . . 220
Hassan und Nahe . . . 235

Abdallah.

Ein alter, ehrwürdiger Derwisch übernachtete auf einer seiner frommen Wallfahrten bey einer armen Wittwe in der Vorstadt von Balsora. Die Freundlichkeit, mit welcher die Arme ihn bewirthete, gewann ihr sein Herz. Er wollte ihr die bewiesene Liebe vergelten, und sagte beym Abschiede: „Ich sehe, ihr seyd arm, liebe Schwester. Es wird euch schwer werden mit eurer Arbeit so viel zu erwerben, als zur Erziehung eures Sohnes Abdallah nöthig ist. Wollt ihr mir den Knaben anvertrauen, so will ich für seine Erziehung sorgen.„ Die Witt-

we, die den Derwisch seit vielen Jahren als einen heiligen Mann kannte, willigte mit Freuden in diesen Antrag und gab ihm ihren Sohn mit. Sie durchzogen drey Jahre lang die schönsten Länder und volkreichsten Städte von Asien. Der Derwisch hielt den Abdallah wie seinen eignen Sohn; er unterwies ihn in allerley nützlichen Dingen und als derselbe in eine tödtliche Krankheit fiel, pflegte er seiner mit väterlicher Liebe. Abdallah sprach bey jeder Gelegenheit von seiner dankbaren Gesinnung; der Derwisch pflegte aber immer zu antworten: die wahre Dankbarkeit bestehe nicht in Worten, sondern in Thaten; es werde schon Zeit und Gelegenheit kommen, wo er seine gute Gesinnung an den Tag legen könnte.

Eines Tages kamen sie auf ihrer Reise in eine wüste Gegend. „Mein Sohn, fing der Derwisch an, jetzt kannst du mir deine Liebe beweisen. In diesem Felsen liegt ein köstlicher Schatz vergraben, der uns beschie-

den

den iſt, wenn du meinen Worten gehorchen willſt.„ Abdallah betheuerte, daß er bereit ſey, ſein Leben für ſeinen Wohlthäter zu wagen. Auf dieſe Verſicherung ſchlug der Derwiſch den Felſen mit ſeinem Stabe. Der Felſen that ſich auf. „Geh hinein, mein Sohn, ſprach der Derwiſch. In einiger Tiefe wirſt du einen eiſernen Leuchter mit zwölf Armen finden; den nimm zu dir; von den übrigen Reichthümern aber, die dabey liegen, rühre nichts an. Merke genau, was ich dir ſage; nimm nichts als den Leuchter: denn das übrige iſt uns nicht beſchieden. Gedenke, mein Sohn, daß dieſes vielleicht die einzige Gelegenheit iſt, wo du mir deinen Gehorſam und deine Liebe beweiſen kannſt.„ Abdallah verſprach alles und ſtieg getroſt hinein; ſo bald er aber die Reichthümer ſah, die neben dem Leuchter lagen, wurden ſeine Augen geblendet. Er vergaß die Warnung des Derwiſches und füllte ſeine Kleider von dem Golde und den

Edelsteinen, womit die Tiefe bedeckt war. Indessen schloß sich der Felsen wieder zu. Die Finsterniß, die ihn auf einmahl umgab, machte ihn furchtsam; er griff eilig nach dem Leuchter und tappte in der Dunkelheit hin und her um einen Ausgang aus der Höhle zu finden. Nach langem Suchen bemerkte er einen schwachen Schimmer von Licht; er ging ihm nach und kam aus der Tiefe wieder hervor. Er sah sich um; allein der Derwisch war nicht mehr da, und zu seinem Erstaunen befand er sich in der Nähe von Balsora, wo seine Mutter wohnte. Laß den Derwisch seyn, wo er will, dachte er; ich bin nun reich genug, ohne ihn leben zu können.

Seine Mutter fragte bey seiner Ankunft sogleich nach dem heiligen Manne. Abdallah erzählte ihr seine Begebenheit und schloß mit den Worten, daß er den Alten nicht mehr brauche; er wolle nun selbst für sein Fortkommen sorgen. Er legte seine Schätze aus

und

und machte allerley Entwürfe, wie er dieſe Reichthümer anwenden wollte. Seine Mutter ward ebenfalls von dem Glanze dieſer Koſtbarkeiten geblendet, und ſah ſie, ohne weiter an den heiligen Derwiſch zu denken, für ein Eigenthum an, das ihr Sohn durch Muth und Klugheit gewonnen habe. Sie ſtanden vergnügt dabey und zählten die Goldſtücke und die Demanten, als mit einemmahle, den Leuchter ausgenommen, alles wieder verſchwand. „Ach! fing die Mutter weinend an, wir haben den heiligen Derwiſch erzürnt. Er hat uns bloß prüfen wollen, ob wir dankbar wären; da wir aber ſeiner vergaßen, ſo hat er uns ſeine reichen Gaben wieder entzogen. Bring' ihm den Leuchter, mein Sohn; vielleicht kannſt du ſeinen Zorn dadurch wieder beſänftigen.„

Abdallah, der von der furchtſamen Frömmigkeit ſeiner Mutter nichts geerbt hatte, ſetzte ſich in einen Winkel und verwünſchte den Alten ſammt dem eiſernen Leuchter. „Das

ist auch was rechtes, was er mir da gelas-
sen hat! sprach er. Ich wage mein Leben
um seinen Eigensinn zu befriedigen; und er
fängt noch an zornig zu werden und nimmt,
was nicht sein ist; was ich mir durch sauere
Mühe erworben habe. Meine Mutter mag
sagen, was sie will; mir scheint der Mann
eher ein Zauberer als ein Heiliger zu seyn.„

Indessen ward es Nacht. Die Mutter
zündete ein kleines Oehllämpchen an und
setzte es auf den Tisch. Abdallah wollte es
bequemer stellen und hing es an einen Arm
des großen eisernen Leuchters. Mit einem-
mahl erschien ein Derwisch in einem langen
braunen Kleide. Er drehte sich eine Viertel-
stunde lang so schnell wie ein geschlagener
Kreisel herum, warf einen Asper auf den
Tisch und verschwand. Abdallah lachte über
diese Erscheinung und versuchte es am
folgenden Abende mit allen zwölf Armen,
die an dem Leuchter waren. Er that in je-
den ein Docht und zündete sie an. Zwölf

braun-

braungekleidete Derwische erschienen, drehten sich eine Viertelstunde im Kreise herum und verschwanden, nachdem jeder einen Asper auf den Tisch geworfen hatte. Sie kamen bey jedem neuen Versuche wieder; mehr aber als einmahl jeden Abend kamen sie nicht. Diese tägliche Einnahme reichte zum mäßigen Unterhalte der Mutter und des Sohnes hin; allein der kurze Besitz des verschwundenen Reichthums hatte einen tiefen Stachel in ihren Herzen zurück gelassen, der mit jedem Tage den Wunsch mehr zu haben wieder rege machte. Abdallah konnte mit diesen zwölf Aspern auch nicht einen einzigen von seinen vielen Entwürfen ausführen. Er fing daher an zu überlegen, ob es nicht besser wäre, wenn er den alten verrosteten Leuchter zum Derwisch trüge, der ihm dafür, wie er nicht zweifelte, wenigstens das Verschwundene wieder geben würde; da er diesen Leuchter höher geachtet hatte, als allen übrigen Reichthum, der in der Felsenhöhle

lag. Da seine Mutter diesen Entschluß billigte, so reisete er gleich am folgenden Morgen mit dem Leuchter ab. Er hatte von dem Derwisch gehört, daß er Abunadar heiße und in der Stadt Magrebi wohne; daher ward es ihm nicht schwer, mit dem Zehrgelde, das er täglich durch den Leuchter bekam, den Derwisch zu finden.

Als er nach Magrebi kam, fragte er, wo der fromme Abunadar wohne. Dieser Mann war in der Stadt so bekannt, daß ihm die Kinder das Haus desselben zeigen konnten. Zehn Thürhüter bewachten den Eingang; der Vorhof wimmelte von Sklaven und Bedienten und das Haus selbst glich eher dem Pallaste eines Fürsten, als der Wohnung eines Derwisches. Abdallah getrauete sich nicht weiter zu gehen. „Entweder haben mich die Leute nicht verstanden, sprach er, oder man hat mich als einen Fremden verspottet.„ Er wollte eben wieder umkehren, als ein Sklave zu ihm trat und sagte: „Sey willkommen,

Ab-

Abdallah. Mein Herr hat ſchon lange auf dich gewartet; ich will dich gleich zu ihm bringen.„ Er führte ihn in einen glänzenden Saal, wo der Derwiſch in ſeinem gewöhnlichen braunen Kleide auf einem Sofa ſaß. Abdallah, verblendet von dem Reichthume, den er auf allen Seiten ſchimmern ſah, warf ſich vor dem Derwiſch nieder und legte ihm den Leuchter zu Füßen. „Du willſt mich betrügen, mein Sohn, redete ihn Abunadar an. Ich ſehe dir in das Herz, du kommſt nicht aus Liebe und Dankbarkeit zu mir; ſondern du gedenkeſt mit deiner Gabe zu gewinnen. Ich bin gewiß, du würdeſt mir den Leuchter nicht gebracht haben, wenn du die Kraft deſſelben gekannt hätteſt. Ich will dir wenigſtens zeigen, wie man ihn nützen kann.„ Er ſteckte auf jeden von den zwölf Armen ein Licht und zündete ſie an. Die zwölf Derwiſche erſchienen und thaten, wie ſonſt. Als ſie ſich einige Zeit gedreht hatten, nahm Abunadar einen Stock und

gab einem jeden einen derben Schlag. Sie ſtanden alle zwölfe ſtill' und verwandelten ſich in eben ſo viel große Haufen Zechinen, Demanten, Smaragden und andre Edelſteine. „Siehe, ſprach er zum Abdallah, auf dieſe Art kann ein Kenner dieſen Leuchter gebrauchen; wiewohl ich ihn in dieſer Abſicht nicht geſucht habe. Er iſt das Werk eines Weiſen, deſſen Andenken ich verehre; und da ich Vergnügen an der Sammlung ſolcher ſeltnen Meiſterſtücke finde, ſo wünſchte ich auch dieſes als eines der vorzüglichſten zu beſitzen. Daß dieſes wahr ſey, davon können dich deine eignen Augen überzeugen. Hier haſt du die Schlüſſel zu meiner Schatzkammer; beſiehe meinen Vorrath und ſage mir wieder, ob ſich ein Sterblicher, wenn er auch der Geizigſte wäre, wohl damit begnügen könnte.„

Abdallah gehorchte. Sechs große Gewölbe, die an einander ſtießen, waren mit ſo vielen und ſo ſeltnen Reichthümern gefüllt, daß

daß er nicht wußte, welche er zuerſt und am meiſten bewundern ſollte. „Ich Thor! ſprach er bey ſich ſelbſt, warum habe ich den Leuchter weggegeben? Wie leicht konnte ich ſeinen Gebrauch zufälliger Weiſe erfahren! Jezt muß ich den Reichthum eines andern von ferne betrachten, da ich eben ſo reich ſeyn könnte, wenn ich klüger geweſen wäre.„ Er kam zurück. Abunadar ſah ſeine Gedanken auf ſeiner Stirn, that aber, als ob er nichts merke. Er begegnete ihm ſehr gütig, behielt ihn einige Tage bey ſich und bewirthete ihn, wie ſeinen beſten Freund. Als der ſiebente Tag zu Ende ging, rief er ihn zu ſich und ſprach: „Die Helfte der Schätze, die du in meinem Hauſe geſehen haſt, habe ich von meinem Vater geerbt; das Uebrige habe ich ſelbſt geſammlet; nicht weil ich geizig war, ſondern weil ich zu meinem Unterhalte kaum den zehnten Theil meiner Einkünfte brauchte. Da ich ſchon in meiner Jugend einſah, daß Reichthum die Menſchen weder

beſſer

beſſer noch glücklicher mache; daß es aber Thorheit ſey, das Geſammelte wieder zu zerſtreuen: ſo that ich, als ob ich nicht reich wäre. Ich kleidete mich in die Tracht der Derwiſche, reiſete viele Jahre umher und ſuchte durch Betrachtung der menſchlichen Thorheiten weiſer zu werden. Ich wallfahrtete dreymahl zu Fuß nach Mekka und lebte wie der dürftigſte Pilgrimm. Den Unglücklichen, die ich fand, theilte ich nur ſo viel mit, als ſie zu ihrer Nothdurft brauchten; weil ich glaube, daß Arbeit und Erwerbung ſeiner Speiſe glücklicher mache, als Müßiggang. Die Jahre gingen unvermerkt vorbey und der Augenblick, wo ich eben ſo leer wieder aus der Welt gehen muß, als ich herein kam, rückte immer näher. Ich hatte keine Kinder und doch wünſchte ich meinen väterlichen Gütern einen Erben, der ſie mit Weisheit und Mäßigung verwalten möchte. Es thut mir Leid, daß du meine Hoffnung durch deine Undankbarkeit vereitelt haſt. Indeſſen

dessen hoff ich, meine Offenherzigkeit und das, was du bisher erfahren hast, soll dich von diesem schändlichen Laster heilen. Ich will dich nicht länger aufhalten; du kannst wieder gehen. Zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die weite Reise, die du des Leuchters wegen, nach welchem ich so sehr verlangte, unternommen hast, wirst du morgen vor meinem Hause das schönste von meinen Pferden finden. Es ist dein; so wie auch der Sklave, der es führt. Dazu schenke ich dir noch zwey Kameele, die du selbst, so reich als du willst, mit Gold und Edelsteinen aus meiner Schatzkammer beladen kannst.„ Abdallah dankte für diese reichen Geschenke und ging in ungeduldiger Erwartung des folgenden Tages zu Bette.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen und dachte an nichts, als an den wunderthätigen Leuchter. „Ohne mich, sprach er, würde ihn Abunadar nicht erhalten haben.

Ich

Ich hohle ihn mit Lebensgefahr aus dem Felsen; da ich ihn in meiner Hand habe, thue ich eine mühsame Reise, überbringe mein Eigenthum in aller Demuth und empfange dafür zwey alte Kameele mit ein wenig Gold und Edelsteinen beladen. Abunadar ist der Undankbare, nicht ich: der Leuchter gibt in einem einzigen Augenblicke mehr, als sechs Kameele tragen können. Warum sollte ich das Meinige nicht wieder nehmen, da mir meine Gefälligkeit so schlecht vergolten wird?„ So sprach er und nahm sich vor den Leuchter heimlich zu entwenden; welches leicht anging, da ihm Abunadar die Schlüssel zur Schatzkammer gegeben hatte. Er nahm den Leuchter und steckte ihn in einen von den Säcken, die er mit Gold und Edelsteinen füllte. Er brachte dem großmüthigen Abunadar die Schlüssel zurück, nahm von ihm Abschied und reisete mit dem Pferde, dem Sklaven und den zwey beladenen Kameelen davon.

Als er noch zwey Tagereisen von Balsora entfernt war, verkaufte er den Sklaven und kaufte einen andern, damit niemand erfahren möchte, wo er seinen Reichthum her habe. Seine Mutter kam ihm bey seiner Ankunft mit neugieriger Freude entgegen; allein er war mit der Abladung seiner Schätze so beschäftiget, daß sie nur kurze Antworten auf ihre Fragen erhielt. Seine erste Sorge war den Leuchter in eine abgelegene Kammer zu bringen: denn er brannte vor Ungeduld die Verwandlung der Derwische zu sehen. Er zündete zwölf Lichter an und steckte sie auf. Die Derwische erschienen und drehten sich herum. Er hatte schon einen Stock bereit; und weil er glaubte, der Zauber liege in der Stärke des Schlages, so gab er einem jeden einen derben Streich. Zum Unglücke hatte er nicht bemerkt, daß Abunadar den Stock in der linken Hand hielt, als er schlug, und faßte ihn seiner Gewohnheit gemäß

gemäß in die Rechte. Darum verwandelten ſich die Derwiſche nicht in Haufen von Gold und Edelſteinen; ſondern ſie zogen unter ihren langen braunen Röcken knotichte Prügel hervor und ſchlugen ſo lange und ſo gewaltig auf den undankbaren, treuloſen Abdallah los, bis er halbtodt zur Erde fiel. Sie verſchwanden und führten die Säcke, die Kamehle, das Pferd, den Sklaven und den Leuchter mit ſich davon.

Der Räuber von Seiſtan.

Leiſch war ein Tagelöhner in dem Lande Seiſtan. Da er in einer großen Theuerung ſich mit ſeiner Handarbeit nur ſchlecht ernähren konnte, ſo ſchlug er ſich zu einer Räuberbande, bey welcher er ſich durch ſeinen Muth und durch ſeine Klugheit bald in ein ſolches Anſe-

Anſehn ſetzte, daß ſie ihn zu ihrem Anführer wählte. Dieſe Räuber wurden unter ſeiner Anführung endlich ſo kühn, daß ſie ſich vornahmen den Schatz des Königes zu berauben. Sie brachen des Nachts ein und packten an Gold, Silber und Edelſteinen ſo viel zuſammen, als ſie tragen konnten. Sie waren ſchon im Begriff ſich mit dem Raube davon zu machen, als Leiſch oben an dem Gewölbe etwas Glänzendes ſchimmern ſah. Er glaubte, es ſey ein Stein von ſeltenem Werthe; und da er ſich mit beyden Händen heben mußte, um hinauf zu reichen, ſo berührte er ihn mit der Zunge und erkannte, daß es ein Salzſtein ſey. Er rief ſogleich ſeinen Gefährten zu und bath ſie, ſich an dem Könige nicht zu verſündigen und alles liegen zu laſſen. „Ich habe Salz von dem Könige gegeſſen, ſprach er, und ihr wißt, daß Brod und Salz, als die beyden edelſten Geſchenke, die uns Gott gegeben hat, den Menſchen zur Treue gegen diejenigen ver-

pflichten, bey welchen er sie genossen hat. Seine Gefährten, die gegen diese alte väterliche Sitte gleiche Ehrfurcht trugen und ihren Anführer sehr liebten, ließen sich überreden, schlossen die Thüren wieder zu und gingen ohne das geringste zu entwenden davon.

Als der Schatzmeister des Königes den andern Tag hineinkam und an der Verwirrung, in welcher alles umher lag, erkannte, daß Einbruch geschehen sey, so wollte er sich diesen Zufall zu Nutze machen. Er trug einige Bündel mit Kostbarkeiten in sein Haus und versteckte sie in einem abgelegenen Winkel. Darauf lief er zum Könige, zerriß sich zum Zeichen der Verzweiflung den Bart und schrie, daß man diese Nacht den königlichen Schatz bestohlen habe. Der Diebstahl belief sich auf viele Tausende. Man that allenthalben scharfe Nachsuchung und versprach denjenigen große Belohnung, die einen von den Räubern entdecken würden.

Der

Der listige Leisch hatte durch einige seiner Gesellen auflauern lassen und die Untreue des Schatzmeisters sogleich erfahren. Da er nun sah, daß man nicht nur viele Unschuldige in Verdacht hatte, sondern auch gefangen setzte, so konnte er dem guten Triebe der Billigkeit nicht widerstehen. Er ging ohne zu bedenken, was er wage, zum Vezir und gab an, er wisse, wer den Schatz bestohlen habe. Der Vezir führte ihn auf sein Begehren zum Könige. Leisch erzählte aufrichtig alles, wie es sich begeben hatte, und sagte zuletzt: da er für die Treue und den Gehorsam seiner Untergebnen stehen könne, so wolle er seinen Kopf zum Pfande setzen, daß man den Raub bey dem Schatzmeister finden würde, wenn der König in dem Hause desselben wollte nachsuchen lassen.

Der König erstaunte über des Räubers Erzählung und sandte sogleich in des Schatzmeisters Haus, wo man nach langem Suchen den Raub in einem heimlichen Gewölbe fand.

Der Schatzmeister ward gebunden zum Könige geführt. „Wie? redete der König ihn an; ich habe dich in meinem Hause groß gezogen, ich habe dich mit Ehre und Wohlthaten überhäuft und du bist einer solchen Treulosigkeit fähig? Du bist selbst der Dieb und bringst unschuldige Leute in Verdacht: da ein Räuber, dem ich nie eine Wohlthat erwiesen habe, um ein wenig Salzes willen mein treuer Gastfreund wird, den Raub liegen läßt und seine Gefährten zu gleicher Gewissenhaftigkeit bewegt! Man führe ihn zum Tode, sprach der König weiter, als der Schatzmeister verstummte. Dich aber, wandte er sich zu dem Räuber Leisch, mache ich zu meinem Schatzmeister mit der Bedingung, daß ihn deine Gefangenen von außen bewachen und daß du mir versprechest für ihre Treue zu stehen.„ Leisch versprach es bey seinem väterlichen Glauben und so lange er dieses Amt hatte, ward nie wieder von einer Beraubung des königlichen Schatzes gehört.

Der

Der Kaufmann von Schirwan.

Ein junger Fremdling, Nahmens Fitead, den die äußerſte Armuth drückte, kam in die Stadt Schirwan. Weil er an jedem andern Orte gleichwenig zu hoffen hatte und des hin und her Wanderns müde war, ſo beſchloß er daſelbſt zu bleiben. Sein Zuſtand war traurig. In einer großen volkreichen Stadt, wo jeder arme Fremdling ſchon ſeiner Dürftigkeit wegen verdächtig ſcheint, war er ohne Geld und ohne Freunde verlaſſener als in einer Wüſte. Was ſollte er thun? In keiner Kunſt geübt, zu keiner Handarbeit gewöhnt konnte er ſich auf keine andere Weiſe helfen, als daß er von einer Thür zur andern ging und ſeinen täglichen Unterhalt erbettelte. Allein dazu war ſein Herz zu empfindlich und zu ſtolz. Von Hunger gezwungen und von einem innern Gefühl der Ehre getrieben entſchloß er ſich endlich, um

einen geringen Tagelohn in einem Garten zu arbeiten. Das ſchwere Grabſcheit rieb ſeine Hände wund und ſein Rücken krümmte ſich unter der Bürde harter Arbeit. Bey dieſem niederdrückenden Geſchäfte blieb doch ſein Geiſt unternehmend und kühn. Wie ein edles Roß, das der Sporn verwundet, ſo lange läuft als es Athem hat: ſo war auch Fitzad unermüdlich. Wenn ſein Muth ſinken wollte, ſo ſtärkte er ſich wieder mit der Hoffnung einer beſſern Zukunft, zu der er ſchon jetzt den Grund zu legen ſuchte. Mit dem erſten Strahle der Morgenröthe ging er an ſein Werk und arbeitete unabläßig bis in die dunkle Nacht. Durch dieſen raſtloſen Fleiß erwarb er ſich ſo viel, daß er von der Hälfte ſeines täglichen Verdienſtes leben und die andere Hälfte erſparen konnte. Sein kleiner Schatz nahm täglich zu und ward unvermerkt größer: Denn wo ſich Fleiß und Sparſamkeit vereinigen, da wird der geringe Vorrath in kurzer Zeit zum Reichthum.

In wenigen Jahren hatte er ſo viel geſammelt, daß er einen kleinen Handel anfangen konnte. Das Glück, als ob es ſeine bisherige Arbeit belohnen wollte, war ihm von nun an in allen ſeinen Unternehmungen günſtig; jedes Geſchäft, ſo gar jeder kühne Entwurf ging ihm nach Wunſche von Statten; und nach einer Reihe von zwanzig glücklichen Jahren war er ſo reich, daß der bloße Zehnte ſeiner Habe die Schätze eines jeden andern Kaufmanns in derſelben Stadt übertraf.

Während dieſer Zeit war der glückliche Fitead alt geworden. Seine Haare wurden grau und mit ſeinen Kräften nahm auch ſeine Munterkeit ab. So lange er jung und geſund war, merkte er in ſeiner Geſchäftigkeit kaum, daß er weder Gattinn noch Kinder habe; jetzt aber in dem Herbſte ſeiner Tage fing er an zu fühlen, daß er mit allen ſeinen Schätzen ein armer Verlaſſener ſey, an dem kein zärtliches Herz Theil nehme.

Er ſehnte ſich nach Freunden, die ſeiner pflegen, die ihn lieben möchten. Wo konnte er dieſe finden, als in ſeinem väterlichen Lande, wo ſeine Brüder und Schweſtern vielleicht noch lebten und ſeiner Hülfe bedurften. „Ich bin, wie ein einſamer Baum auf einer wüſten Aue. Seine Zweige hangen voll Früchte; aber da iſt kein freundlicher Pilgrim, der ſich an ihnen erquicke. Ich will in meine Heimath zurück kehren, in das Land meiner Jugend, wo die Geſpielen meiner Kindheit noch leben; wo ich Kinder und Freunde finden werde, die den alten Jitead für ſeine Wohlthaten lieben.„

So ſprach er und fing ſchon an ſeine Güter fort zu ſenden, als ſein Vorhaben allgemein bekannt ward und ſo gar vor die Ohren des Königs von Schirwan kam. Der König ließ ihn vor ſich fordern und ſagte: „Guter Alter, du haſt ein Vorhaben gefaßt, dem wir uns billig widerſetzen. Du wirſt dich erinnern, wie dürftig du in unſre Stadt kamſt.

kamſt. Das Unglück, das dich vorher verfolgte, verwandelte ſich, ſeitdem unſer Fittig dich bedeckte, in ſtätes Glück. Du wurdeſt durch die blühende Handlung unſres Landes reich; nun aber willſt du mit unſern Schätzen als ein undankbarer Gaſt davon ziehen! Das wäre gegen unſere Gerechtſame. Du ſollſt wiſſen, daß wir dein Vorhaben unter keiner andern Bedingung genehmigen können, als wenn du nach alter Gewohnheit die Hälfte deiner Reichthümer in unſern königlichen Schatz lieferſt; oder gib dein Vorhaben lieber auf und bleibe bey uns: ſo wollen wir dir in Gnaden verſtatten, die bey uns erworbenen Schätze in Friede zu genieſſen, bis dich der Tod davon trennt.„

„Großer König, antwortete Fitead mit einer edlen Zuverſicht, die durch ſein graues Haar ehrwürdig ward, befleißige dich, die Herzen der Menſchen durch Güte und Wohlthätigkeit zu gewinnen. Macht und Hoheit ſind zwey geſegnete Mütter, die auf der Erde vergöt-

zert werden, wenn ſie den Menſchen Liebe und Gerechtigkeit gebohren haben. Während meines langen Aufenthaltes zu Schirwan habe ich den Schatz meiner Jugend verlohren; die Jahre haben mir denſelben geraubt. Kann mir deine königliche Macht und der Reichthum deines Landes dieſen Verluſt wieder erſetzen: ſo nimm alle meine Schätze und laß mich meine Abreiſe um keinen Augenblick länger verzögern.„

Der König, der, wenn ihn die Weisheit ſeines Großvezirs nicht irre machte, ein ziemlich gerechter Mann war, nahm dieſe Antwort des alten Fitead wohl auf. Er ſah ihn gnädig an und berührte ſeine Stirn mit dem königlichen Stabe, zum hohen Zeichen, daß ihm ſeine Bitte gewährt ſey und daß er ohne Abzug oder Beſchwerde mit allem, was er habe, von Dannen ziehen könne.

Salo-

Salomo's Vögel.

Die Königinn Mernisa wollte den ersten Unterricht ihrer Kinder keinem fremden Menschen anvertrauen. Sie übernahm ihn daher selbst und erzählte den Kleinen eines Tages folgende Geschichte.

Der König Salomo hatte, außer vielen andern wunderbaren Sachen, auch Vögel, welche die Landessprache mit sehr gutem Verstande redeten. Einer von diesen Vögeln, der vor allen übrigen klug und witzig war und Dunkelblau hieß, weil er einen dunkelblauen Federbusch hatte, flog heimlich davon und besuchte sein Weibchen, das in einem nahen Gebüsche brütete. Sie saß auf ihrem Neste und klagte über die Entfernung ihres Männchens, der nun schon in vielen Tagen nicht zu ihr gekommen war. Als Dunkelblau ihre Klage von fern hörte, flog er auf sie zu, flatterte um sie her, schlug

mit

mit ſeinen Flügeln, öffnete den Schnabel und wollte ihr einen zärtlichen Kuß bringen. Allein ſie weigerte ſich ſeiner Liebkoſungen und ſagte erzörnt: Gehe nur wieder zu deinem Könige Salomo, du Treuloſer! du liebeſt ihn doch mehr als mich. Ich rupfe alle meine Federn aus, um unſer Junges zu bedecken; ich fliege ängſtlich hin und her um Speiſe zu ſuchen; du aber denkeſt nicht an meinen Kummer. Du wohneſt ſorglos in des Königes Hauſe, trinkeſt aus einem goldnen Becher und ſchläfeſt unter einer goldnen Decke. Gehe nur wieder hin, ich mag dich nicht mehr ſehn. „Zörne nicht, liebes Weibchen, antwortete Dunkelblau und pickte freundlich mit ſeinem Schnabel. Ich will dich nun nicht wieder verlaſſen. Ich bin dem Könige heimlich entflohn, um von nun an bey dir zu bleiben. Ich will dir Speiſe zutragen; wir wollen beyde unſer Neſt bauen, für unſer kleines Vögelchen ſorgen und uns nie wieder trennen.„ Das Weibchen

ließ

ließ ſich durch dieſe Worte verſöhnen und verzieh dem guten Dunkelblau ſeine lange Entfernung. Sie hatte vor vier Tagen ein ſchönes rothes Ey gelegt; ſie hatte es fleißig gehütet und noch an demſelben Tage ging ein kleines Vögelchen von ſeiner Schönheit aus dem Ey hervor; als ob es eile, den neuen Bund der Liebe zwiſchen dem Vater und der Mutter durch ſeine Ankunft zu befeſtigen.

Das kleine Vögelchen ward wunderſchön. Sein Kopf war gelb, der Hals blau, der Leib weiß, die Flügel hellgrün und der Schwanz roth. Der Vater und die Mutter hüpften und trillerten vor Freude über die Schönheit ihres Kindes. Sie lehrten ihm ſprechen, führten es mit ſich aus und zeigten ihm die ſchönſten Früchte, die in der Gegend zur Speiſe wuchſen. So lebte Dunkelblau mit ſeinem Weibchen und ſeinem Sohne glücklich, ohne ſich nur einmahl wieder nach dem Hofe des Königes zurück zu ſehnen.

Da Salomo seinen lieben Dunkelblau nicht mehr sah, ward er sehr bekümmert. Er ließ in allen Wäldern nach ihm suchen; da man ihn aber nicht finden konnte, so sandte er zwey rothe Vögel von derselben Art nach ihm aus. Diese waren nicht so schön wie Dunkelblau, auch nicht so zärtlich gesinnt; an List aber übertrafen sie alle Vögel ihres Geschlechts. Sie flogen vierzehn Tage hin und wieder, bis sie Dunkelblauen mit seinem Weibchen und seinem Sohne, dem kleinen Hellgrün, in dem Gebüsche fanden. Die rothen Vögel gaben vor, der König Salomo habe sie von seinem Hofe verjagt, weil er aus Betrübniß über den Verlust seines geliebten Dunkelblau keinen Vogel ihrer Art mehr sehen wollte. Sie beklagten sich über ihr Unglück: „denn, sagten sie, da wir in den Freuden des königlichen Hofes erzogen und derselben gewohnt sind, so wird uns der Aufenthalt in den rauhen, wüsten Wäldern die größte Qual seyn.„

„Das

„Das wird ſich geben, lieben Brüder, antwortete Dunkelblau: denn ich für meinen Theil führe hier ein ſehr glückliches Leben. Ich liebe mein Weibchen und ſie liebt mich; wir ſind vergnügt und freuen uns über unſern kleinen Sohn. Wir ſind frey; wir wohnen in dem ſchönen offenen Felde unter grünen Zweigen; und da wir uns in dem Lande des guten Salomo vor keinem Feinde zu fürchten haben, ſo ſagt mir, ob die Herrlichkeit des königlichen Hofes, deſſen Verluſt ihr ſo ſehr beklagt, mit meiner Glückſeligkeit könne verglichen werden? Der mächtige Salomo ſelbſt, wenn er nur einen Augenblick an meiner Stelle ſeyn könnte, würde geſtehen, daß er bey aller ſeiner Weisheit und ſeinen großen Schätzen lange nicht ſo glücklich ſey, als ich in meiner Armuth. Folget meinem Rathe, lieben Brüder, vergeſſet den Hof und bleibet hier; ich für meinen Theil habe das Gelübde gethan, hier zu ſterben.„

Da die rothen Vögel sahen, daß die Verstellung ihnen nichts helfe, so gestanden sie aufrichtig, der König habe sie gesendet seinen Liebling aufzusuchen. Dunkelblau betrübte sich sehr, da er dieses hörte. Weil er den guten König wirklich liebte, und viele Wohlthaten von ihm empfangen hatte, so hielt er es für Undankbarkeit seine Einladung abzuschlagen; auf der andern Seite aber konnte er sich nicht entschließen, sein Weibchen und seinen Sohn zu verlassen. Er wußte nicht, was für eine Antwort er den rothen Vögeln geben sollte und ward traurig. Sein Weibchen, die seine Verlegenheit merkte, nahm das Wort und sagte: „Geht nur hin und sagt dem Könige, Dunkelblau könne die Einladung nicht annehmen, weil ihn sein Weibchen bitte, bey ihr zu bleiben. Der König Salomo ist viel zu klug und zu sanftmüthig, als daß er deswegen auf den unschuldigen Dunkelblau zörnen sollte, weil er seinem Weibchen etwas zu Gefallen thut.„

Dun-

Dunkelblau, der sich unter den Hofleuten zur Höflichkeit gewöhnt hatte, fand diese Antwort nicht sinnlich und sagte zu seiner Frau, sie müßten wenigstens ihren Sohn, den kleinen Hellgrün, mit den rothen Vögeln zurück senden, um seinen Vater bey dem Könige zu entschuldigen. Die Mutter wollte ihren einzigen lieben Sohn nicht von sich lassen; sie weinte und klagte; Dunkelblau aber blieb bey seinem Entschluß. Er belehrte seinen Sohn, wie er sich am Hofe zu verhalten habe; und weil der kleine Hellgrün nicht viel auf einmahl merken konnte, so faßte der Vater den ganzen Unterricht in diese drey Lehren zusammen: „Thue nichts Böses, liebkose den Günstlingen des Königes und sey verschwiegen.„

Der König empfing den kleinen Hellgrün sehr freundlich. Das kleine Vögelchen schwatzte, was ihm einfiel und sagte, sein Vater sey deswegen nicht gekommen, weil seine Mutter nicht gewollt habe. Salomo sühnte

ſich von neuem nach ſeinem lieben Dunkelblau, deſſen Munterkeit und Scherze er noch immer nicht vergeſſen konnte: denn das kleine Vögelchen, ſein Sohn, hatte zwar ſchönere Farben; aber er war nicht ſo klug wie ſein Vater. Da nun der König von den rothen Vögeln hörte, daß Dunkelblau bloß aus Liebe zu ſeinem Sohne die Einladung des Königes ausgeſchlagen habe, ſo nahm er ſich vor, den kleinen Hellgrün zu prüfen, ob er dieſe große Liebe verdiene und gegen ſeine Eltern dankbar ſey. Er ſtreichelte und liebkoſete den kleinen Hellgrün; er verſprach ihm einen goldnen Becher und ein ſeidenes Halsband, wenn er ſeinen Vater bewegen könnte, wieder an den Hof zu kommen. Hellgrün war eitel; er putzte ſich gern und weil er ſeine Eltern nicht ſehr liebte, ſo verſprach er alles, was man von ihm verlangte.

Er flog zu ſeinen Eltern zurück und als er zu ihnen kam, ſtellte er ſich ſehr erſchrocken. „Ach! rief er, wie froh bin ich, lieber Vater

ter und liebe Mutter, daß ich wieder bey euch bin! Der König iſt auf euch erzörnt; er ließ mich in einen engen Käfich̃t ſperren und drohte mir ein ewiges Gefängniß. Ich bin zwar mit genauer Noth entflohen; der König aber hat Jäger ausgeſandt, die mich und euch tödten ſollen. Kommt, laßt uns fliehen! Ich will euch an einen ſichern Ort führen, den ich nicht weit von hier entdeckt habe; dort werden uns die Jäger nicht finden.„ Der Vater und die Mutter waren außer ſich vor Schrecken; ſie flogen ohne Bedenken ihrem lieben Sohne nach; der treuloſe Hellgrün aber hatte ſie belogen und führte ſie in die Netze, die Salomo hatte ausſpannen laſſen. Sie wurden gefangen und zum Könige gebracht. Salomo empfing ſeinen lieben Dunkelblau ſehr freundlich. „Ich will dich nicht zwingen bey mir zu wohnen, ſprach er, wenn du nur des Tages einige Stunden zu mir kommſt. Ich wollte deinen Sohn prüfen, ob er dei-

ner Liebe werth ſey; da er dich aber verrathen hat, ſo muß ich ſeine Treuloſigkeit beſtrafen.„

Die Mutter weinte und bath für ihren Sohn; der König aber ſprach: „Der kleine Hellgrün iſt noch jung; vielleicht wird er durch dieſe Züchtigung gebeſſert. Wenn ich ſeine Undankbarkeit nicht beſtrafte, ſo könnte er glauben, er habe recht gethan und würde von Tag zu Tage ſchlimmer werden.„ Der undankbare Hellgrün ward nun wirklich in einen Käfich geſperrt; darin mußte er ein ganzes Jahr gefangen ſitzen. Er bekam weder den goldnen Becher noch das ſeidene Halsband. Keiner von den Vögeln bedauerte ihn: denn mit einem Undankbaren hat niemand Mitleiden.

Die

Die drey Söhne.

Togktamisch, ein reicher Tartar, der von seiner einzigen Gemahlinn Turkan-Katan drey Söhne hatte, übergab den Tag vor seinem Tode dem Kady des Ortes ein versiegeltes Testament, worin derjenige von seinen drey Söhnen zum Erben aller seiner Güter eingesetzt war, welcher am besten beweisen würde, daß er des Togktamisch Sohn sey. Die drey Brüder kamen zum Kady und brachten ihre Beweise vor. Sie schienen alle drey gleiches Recht zur Erbschaft zu haben: denn sie beriefen sich alle drey auf das Zeugniß ihrer Mutter, welche noch lebte. Der Kady wußte sich in dieser verwickelten Sache nicht zu helfen und trug sie dem Sultan Togrul, der eben in die öffentliche Versammlung kam, zur Entscheidung vor. Der Sultan war im Begriff auf die Jagd zu gehen; deswegen befahl er den Streitenden die Mu-

mie ihres Vaters ohne Verzug herbey zu bringen. Er ließ dieselbe in eine ziemliche Entfernung stellen; als das geschehen war, reichte er dem ältesten Sohne seinen Bogen und sprach: „Wer von euch dreyen mit seinem Pfeile den Vater gerade in das Herz trifft, der soll für den Sohn und Erben des Togkramisch erkannt werden; da es nicht möglich ist, diese verwirrte Streitigkeit auf eine bessere Art zu entscheiden.„

Der älteste Sohn zielte und sein Pfeil traf in des Vaters Brust. Der zweyte nahm den Bogen und traf eben so gut. Nun spannte der jüngste den Bogen; als er ihn aber anlegen wollte, ließ er ihn wieder aus den Händen fallen, fing an zu weinen, warf sich dem Sultan zu Füßen und sprach: „Herr, zörne nicht, wenn dein Sklave sich weigert deinem Befehle zu gehorchen. Ich denke eben an die vielen Wohlthaten, die ich von meinem Vater empfangen habe. Er

liebte

liebte mich so zärtlich, er that mir so viel Gutes und begegnete mir immer so liebreich, als ob ich sein einziger Sohn sey. Wie könnte ich nun die grausame Undankbarkeit begehen, ihn noch in seinem Tode zu verwunden? Lieber will ich mein Erbtheil entbehren, als es auf diese Weise gewinnen.„

Der Sultan hob ihn auf, küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Du hast am besten bewiesen, daß du des Togktamisch Sohn seyst; darum sollst du auch sein einziger Erbe seyn. Die beyden ältesten aber verkaufe man als Sklaven: denn sie haben durch ihre Undankbarkeit bewiesen, daß sie keine ächten Söhne eines edlen Vaters sind.„

Die Königinn der Gebirge.

Ein Sultan von Aegypten ward krank. Da er merkte, daß er sterben würde, so ließ er seine drey Söhne zu sich kommen, ermahnte

sie zur Einigkeit und übergab ihnen ein verschlossenes Kästchen. „Ihr werdet darin eine Menge der schönsten Edelsteine finden, sprach er; theilet sie mit einander zu gleichen Theilen: denn ich habe euch alle drey gleich lieb „ Der Sultan starb und die drey Brüder fingen an zu theilen. Die Edelsteine waren von so verschiedenem Werthe, daß eine gleiche Theilung beynahe unmöglich schien. Die Erben konnten nicht einig werden; sie fingen an sich zu zanken und riefen den alten Großvezir ihres Vaters, daß er zwischen ihnen richten sollte. „Ehe ich dieses Amt übernehme, sprach der Vezir, so muß ich den Sultanen, meinen Herren, eine Begebenheit erzählen, welche mit dieser Theilung viel Aehnlichkeit hat und zeigen wird, wie der Streit am besten zu heben sey. Die Prinzen wurden neugierig und der Vezir fuhr fort:

„Ich diente in meiner Jugend dem siegreichen Babur, dem Sultan von Indien. Er wollte meine treuen Dienste belohnen und machte

machte mich zum Oberſten über tauſend Mann Reiter. Nach der Eroberung der Stadt Candahar erhielt ich Befehl, meine Leute über die Gebirge zwiſchen Kabul und Tibeth zu führen. Dieſe Gebirge ſind ſehr hoch, und an vielen Orten unerſteiglich; die Thäler aber ſind mehrentheils bewohnt.

Eines Tages ſchlugen wir nach einem beſchwerlichen Wege unſere Zelte in einem Thale bey einem Dorfe auf, das nur aus wenigen Häuſern beſtand. Einige von meinen Leuten entdeckten am Ende dieſes Thals ein groſſes, altes Gebäude, das einem halbverwüſteten Pallaſte glich. Ein alter Bergeinwohner ſagte ihnen, es ſey das Schloß der Königinn dieſer Gebirge, die ſchon lange Zeit hier wohne und vorzüglich die Fremden, welche ſich in das Schloß wagten, feindſelig behandele. „Wer iſt denn dieſe Königinn? fragten meine Leute; wo ſtammt ſie her und was hat ſie für ein Gefolge?„ Wer ſie ſey, antwortete der Alte, das weiß ich nicht. Sie

hat das Ansehn einer schönen Frau; ich glaube aber nicht, daß sie Fleisch und Bein wie andre Menschen habe: denn sie fliegt durch die Luft, wie ein Vogel. Ihre Bedienten thun auch seltsame Dinge; sie fechten in der Luft, jagen einander die Felsen auf und ab, wie die Gemsen, und sind so zahlreich, daß man eine kleine Armee von ihnen errichten könnte. Nur selten kommt einer oder der andere zu uns; sie reden aber wenig und niemand weiß, wovon sie leben. Wir wagen uns nie an die Nähe des Schlosses: denn einige, die mit ihren Heerden zu nahe kamen, wurden von ihren Leuten halb todt geschlagen. „Beym Mond und seinen Hörnern, rief einer von meinen jungen Offizieren, das ist ein Abenteuer für uns! Wir wollen in dem Schlosse übernachten; die schöne Königinn wird uns ohne Zweifel liebreich empfangen. Der Anblick eines Heeres, wie das unsrige, würde selbst den mürrischen Geist Asmuzh freundlich machen.„

Sie

Sie kamen und gaben mir von dieſem allen Nachricht. Da ich nicht weniger neugierig war, dieſe Königinn kennen zu lernen, ſo ließ ich mir von den Einwohnern des Dorfes eine Anzahl Lampen bringen und brach mit meinen Leuten auf.

Wir zogen in das Schloß ein; ich vertheilte ſie truppweiſe, und ſtellte Wachen aus, als ob wir einen Feind erwarteten. Meine Leute machten Feuer, aßen, tranken und waren ruhig; hielten aber ihre Waffen immer bereit. Ich ſpeiſete mit den Offizieren in einem ſchönen Saale, den ich mit den Oellampen der Bauern hatte erleuchten laſſen. Wir unterhielten uns bis gegen Mitternacht und fingen ſchon an ſchläfrig zu werden, als ſich in der Nähe des Saals ein lermendes Getöſe erhob. Wir fürchteten nichts: denn unſere Menge und der Muth, mit dem wir ſo viele Gefahren beſtanden und uns den Ruhm der Tapferſten in Baburs

Heer

Heer erworben hatten, machten uns kühn. Wir griffen zu unsern Waffen, wandten uns gegen die Seite des Saals, wo der Lerm war und erwarteten ruhig, was sich begeben würde. Das Geräusch ward wieder stille und bald hernach sahen wir die Königinn des Schlosses erscheinen. Zwölf Bewaffnete traten trotzig vor ihr her; neben und hinter ihr ging eine Anzahl reichgekleideter Frauen, denen die übrige Begleitung folgte. Die Gestalt, die Kleidung und die Waffen ihrer Diener waren so stolz und köstlich, als ob sie von einer Menge Raja's begleitet würde. Die Pracht der Königinn aber, und die reichen Steine, die auf ihrem Gewande flimmerten, blendeten uns die Augen.

Sie schien mir so liebenswürdig und ihre Geberde war so königlich, daß ich bey dem lächelnden Blicke, womit sie mich ansah, verstummte. „Wie, mein Herr, sprach sie halb scherzhaft, ich finde euch mit dem Säbel in der Hand? Ist das eure gewöhnliche

Art

Art Besuche abzustatten?„ Meine Gebiethe-
rinn, sprach ich, wird mir diese Unhöflich-
keit verzeihen; ich glaubte hier Feinde zu fin-
den. „Vielleicht habt ihr sie auch gefunden,
erwiederte die Königinn; nur werdet ihr an-
dere Waffen nöthig haben, wenn ihr sie be-
siegen wollt.„ Ich wollte der Königinn auf
ihren Scherz eine höfliche Antwort geben,
als ein Grobian, der aus meiner Gesellschaft
hervorzutreten schien, sich der Königinn nä-
herte, sie beym Kinn faßte und rief, er wol-
le sich mit ihr schlagen, wenn sie Lust habe.
Die Königinn wich beschämt einen Schritt
zurück. Eine von ihren Frauen sprang dem
Verwegenen, dem ich eine Ohrfeige gab,
nach den Augen. In einem Augenblicke wa-
ren alle Säbel entblößt. Die Offiziere der
Königinn wollten die Beleidigung rächen,
und die meinigen schrien, daß der Schuldige
bestraft werden sollte. Unser ganzes Heer,
das in dem Schlosse truppweise zerstreuet lag
und das Geschrey hörte, drängte sich be-
waffnet

waffnet herein, bis der Saal so voll war, daß man kaum die Arme rezen konnte.

Die Königinn geberd Stillschweigen und fragte den Schuldigen, wer er wäre. Der Boshafte gab keine Antwort. Die Offiziere der Königinn sagten, er gehöre zu uns; die meintzen aber, die ihn nie gesehen hatten, behaupteten mit mir das Gegentheil. Der Streit war heftig; es fielen von beyden Seiten empfindliche Reden. Die Säbel klirrten gegen einander, die Lampen wurden von den Wänden geschlagen; das Blut fing an zu fließen. Die Finsterniß und das unaufhörliche Geschrey machten alles Zureden vergeblich; ein jeder schlug um sich her, so lange er konnte und der Streit dauerte bis an den Morgen.

Als der Tag anbrach, sahen wir die Königinn an der Thür des Saales stehen und hörten sie lachen. „Oeffnet die Augen, ihr Thoren, rief sie; und sehet, mit wem ihr streitet.„ Die Zauberey, die uns bisher geblen-

geblendet hatte, verging; unſere Wuth verwandelte ſich in Schrecken: denn wir ſahen, daß wir nicht gegen Feinde, ſondern gegen uns ſelbſt ſtritten. Ich hatte zwey tiefe Wunden und lag kraftlos unter den Todten, mit welchen der Saal bedeckt war. „Auf! Freunde, rief ich, ſo laut ich konnte; greifet die Zauberinn und rächet den Tod eurer Brüder.„ Alle die ſich noch bewegen konnten, rannten mit den Säbeln auf ſie zu; allein ſie verſchwand mit einem lauten Hohngelächter, das durch den alten Pallaſt lange wiederhallte.

Ich hatte von meinen Leuten kaum den vierten Theil noch übrig. Ich ließ die Verwundeten in das Dorf tragen. Als die Todten begraben waren, ſandte ich die übrigen voraus und verſprach, ſo bald ich wieder geſund ſeyn würde, mit den Verwundeten nachzukommen. Ich war troſtlos über mein Unglück; denn ich hatte durch meine Vermegenheit das tapferſte Heer in einem ſchimpflichen Aben-

Abenteuer verlebten. Weil ich mich von vor dem Heere des Sultans fürchtete, so nahm ich, als meine Wunden geheilt waren, einen andern Weg; begab mich auf die See und kam nach Aegypten, wo mich der großmüthige Sultan, dessen Tod wir betrauern, unter seine Diener aufnahm.“

„Dieses Unglück hat mich belehrt, fuhr der Vezir fort wie verderblich es sey wenn Freunde in Zwietracht gerathen. Einigkeit macht stark; wenn sich aber Brüder entzweyen, so werden sie ihren Feinden zum Gelächter. Ich wünschte die Söhne meines Wohlthäters stark, mächtig und glücklich zu sehen. Das werden sie auch seyn, wenn sie sich wie Brüder vertragen. Daher hoffe ich, die Sultane, meine Gebieter, werden den Rath eines alten Mannes nicht verachten. Wenn sie mir dieß versprechen, so will ich das angebothene Amt eines Richters übernehmen und die Streitigkeiten schlichten.“

Die

Die drey Prinzen gaben dem alten Vezir die Hände; er theilte die Edelsteine in drey Theile und warf das Loos. Ein jeder war mit dem Seinigen zufrieden, sie gingen vergnügt aus einander und wurden durch ihre brüderliche Einigkeit so stark, daß alle ihre Nachbarn sie ehrten.

Der Gefangene.

Ali, der Sohn Abbas, war eines Tages gegen Abend bey dem Kalifen Mamun, als ein Mann an Händen und Füßen gebunden vor denselben gebracht ward. Da der Kalif auf die Treue des Ali sehr großes Vertrauen setzte, so befahl er ihm, den Gefangenen diese Nacht über zu bewahren und den folgenden Tag wieder vor ihn zu bringen, wo er sein Urtheil empfangen sollte. Ali nahm den Gefangenen mit sich in sein Haus

und verſchloß ihn in ſein Harem, als den ſicherſten Ort deſſelben; weil er an den Blicken des Kalifen gemerkt hatte, daß er auf dieſen Mann ſehr zornig ſey. Er fragte den Fremden, wer er ſey. „Ich bin aus der Stadt Damaskus, antwortete der Gefangene; mein Haus ſteht nicht weit von der groſſen Moſchee.„ „Der Himmel ſegne dieſe Stadt, rief Ali aus, und vorzüglich dieſen Theil, wo du wohneſt: denn daſelbſt hat mir ein Mann das Leben gerettet.„ Der Fremde ward neugierig und fragte, wer dieſer Mann ſey. „Es ſind nun einige Jahre, fuhr Ali fort, als der Kalif den vorigen Statthalter Huſſein abſetzte und den jetzigen zu ſeinem Nachfolger ernannte. Ich war unter dem Gefolge dieſes letztern. Huſſein war ein Verräther, der ſich vor dem Zorne des Kalifen fürchtete: denn als wir in den Pallaſt des Statthalters einzogen, wurden wir von ſeinen Anhängern auf allen Seiten umringt und niedergehauen. Ich ſprang

durch

durch ein Fenſter und flüchtete in die Gegend der großen Moſchee. Ich ſah die Thür eines anſehnlichen Hauſes offen ſtehn; ich eilte hinein und bath den Eigenthümer deſſelben, der mir entgegen kam, mich zu verbergen. Er nahm mich auf und führte mich in ſein Harem, wo ich vor meinen Feinden verborgen blieb und wie ein Gaſtfreund von dem Unbekannten bewirthet ward.„

„Nach Verlauf eines Monathes gab mir mein Wirth Nachricht, daß ich mit guter Gelegenheit wieder in mein Vaterland kommen könnte, weil in wenigen Tagen eine Karawane nach Bagdad abgehe. Ich ſchämte mich meine Armuth zu geſtehen und war entſchloſſen der Karawane zu Fuße zu folgen. Allein wie erſtaunte ich, als ich am Tage der Abreiſe ein ſchönes Pferd, ein Maulthier mit Speiſe beladen und einen Sklaven zu meiner Bedienung vor der Thür fand. Mein Wirth überreichte mir einen Beutel voll Goldſtücke, führte mich ſelbſt zur Ka-

rawane und empfahl mich seinen Freunden. Ich gab mir viel Mühe den Nahmen und Stand dieses großmüthigen Mannes zu entdecken; konnte aber weder von seinen Freunden noch von andern erfahren, wer er sey. Ich wollte vergnügt sterben, wenn ich ihn wiederfinden und ihm meine Dankbarkeit bezeigen könnte.„

„Deine Wünsche sind erfüllt, sagte der Gefangene. Ich bin der Mann, der dich in sein Haus aufnahm; kennst du mich nicht mehr?„ Ali erschrak und trat näher. Alter und Unglück hatten zwar des Fremden Gesicht verändert; doch Ali, der die Gestalt seines Wohlthäters im Herzen trug, konnte die Aehnlichkeit, welche ihm die Nacht verborgen hatte, nicht lange verkennen; und als ihn der Fremde noch an einige besondere Umstände erinnerte, so blieb ihm kein Zweifel mehr übrig. Er umarmte seinen Freund, löste seine Banden auf und fragte, durch welches Unglück er sich den Zorn des Kalifen zuge-

zugezogen habe. „Neidiſche Feinde, antwortete der Fremde, haben mich heimlich bey dem Kalifen verklagt, ob ich gleich nicht weiß, weswegen. Man hat mich eilig von Damaskus weggeführet; man hat mir nicht einmahl erlaubt von meiner Frau und meinen Kindern Abſchied zu nehmen. Ich weiß nicht, was für ein Schickſal auf mich wartet; ſollte ich aber, wie ich befürchte, morgen ſterben müſſen, ſo erweiſe mir die Liebe und gib meiner Familie von meinem Tode Nachricht.„

„Nein, du ſollſt nicht ſterben, rief Ali weinend aus; du biſt frey und ſollſt deine Gemahlinn und deine Kinder wiederſehen.„ Er gab ihm einige Edelſteine zum Geſchenk für ſeine Gemahlinn und einen Beutel mit zwey tauſend Goldſtücken zum Reiſegeld. „Gehe, mein Freund, ſprach er; eile zu den Deinigen zurück. Der Zorn des Kalifen mag auf mich fallen; ich fürchte ihn nicht, wenn ich dich nur gerettet habe.„ „Was verlangſt

„Langst du von mir? antwortete der Fremde. Um einem zweifelhaften Tode zu entgehen, sollte ich dein Leben, das ich einst rettete, für mich zum Opfer geben? Nein, Freund, ich bin nicht so feige, daß ich nicht sterben könnte, wenn es seyn muß. Suche den Kalifen von meiner Unschuld zu überzeugen; dieß ist das einzige, was ich von dir bitte. Kannst du das nicht, so will ich lieber zweymahl sterben, als durch meine Flucht ein Verräther an meinem Freunde werden.„ Ali bath von neuem; allein der Fremde blieb unbeweglich.

Den andern Tag begab sich Ali dem Befehle gemäß wieder zum Kalifen. Der Kalif war in einen feuerfarbenen Mantel gekleidet; das gewöhnliche Gewand, wenn er über Verbrecher Gericht hielt. So bald er den Ali sah, fragte er, wo der Gefangene sey und befahl denselben herbey zu führen. „Herr, antwortete Ali und warf sich vor dem Throne nieder, es hat sich mit dem Gefangenen

genen dieſe Nacht etwas beſonderes zugetragen. „Ich ſchwöre dir bey den Geiſtern meiner Väter, rief Mamun zornig aus, wenn der Gefangene entflohen iſt, ſo mußt du an ſeiner Stelle ſterben. „Mein Leben und das ſeinige ſind in deiner Hand, ſprach Ali; dem Sklave bittet nur um ein kurzes Gehör.„ Hierauf erzählte er, wie und bey welcher Gelegenheit dieſer Mann ihm das Leben gerettet; wie er demſelben, um für ſeine Wohlthaten dankbar zu ſeyn, die Freyheit angebothen, wie er aber dieſes Anerbiethen großmüthig ausgeſchlagen habe. „Er iſt unſchuldig, Herr, fuhr Ali fort; ein Mann, der ſo erhaben denkt und handelt, kann kein Verbrecher ſeyn. Neidiſche Feinde haben ihn verleumdet; aber der große Mamun iſt viel zu gerecht, als daß er einen großmüthigen Mann unverhört verurtheilen ſollte.„

Mamun, der, ſeine Heftigkeit ausgenommen, ein König von großen Tugenden

war, bewunderte die Denkart des Gefangenen und schien gerührt. „Ich verzeihe ihm, weil du für ihn bittest, sprach er. Geh, bring' ihm diese Nachricht und führ' ihn zu mir.„ Ali gehorchte und brachte den Gefangenen herbey. Der Kalif sah ihn gnädig an und ließ ihm ein Ehrenkleid anlegen. Er schenkte ihm zehn Pferde, und zehn Maulthiere aus seinem eigenen Stall; über dieß noch zehn tausend Zechinen Reisegeld. Auch schrieb er einen Brief an den Statthalter von Damaskus, worin er ihm diesen Mann als einen seiner Lieblinge empfahl.

Der Verleumder.

Der Sultan Mahmud erzörnte sich wegen einer Kleinigkeit über einen Offizier seiner Wache. Er befahl denselben zu greifen und ohne Verzug zum Tode zu führen. Der Verurtheil-

urtheilte, den dieſe überlegte Strenge unwillig machte, ſchalt im Weggehn den Sultan einen Tyrannen und einen ungerechten Mann. Mahmud, der ihn nicht verſtand, fragte die Umſtehenden, was er geſagt habe. Einer von den Vezirn, der den Verurtheilten bedauerte und dem Könige einen Verdruß erſparen wollte, nahm das Wort und gab vor, der Offizier habe geſagt, Gott liebe diejenigen, die ihren Zorn mäßigen und unfreywillige Fehler verzeihen könnten. Der Sultan ging in ſich und ſprach: „Nun ſo gehe und ſagt der Wache, daß ich ihm die Strafe ſchenke.„ Einer von den umſtehenden Hofleuten aber, der ein Feind des Vezirs war, wandte ſich zum Sultan und ſagte: „Ein Diener ſoll ſeinen Herrn nicht belügen, noch ihm die Wahrheit verbergen. Der Verurtheilte hat den Sultan, meinen Heren, geſcholten und ſträfliche Reden gegen ihn ausgeſtoßen.„ Der Sultan Mahmud ſah den Verleumder zornig an und ſagte: „Des Vezirs gutmüthige Un-

wahrheit iſt mir lieber, als deine beshafte Wahrheit.„

Der Empfindliche.

Fadhel, der Sohn des Jahia, der Günſtling des Kalifen Harun Alraſchid, war ſo freygebig, daß er beynahe ſeinen Herrn ſelbſt übertraf und von allen Arabiſchen Poeten wegen ſeiner Tugenden beſungen ward. Das geſchah auch bey der Geburt ſeines erſten Sohnes, wo ihm eine Menge Gedichte, worin man ſeine eignen und die künftigen Tugenden ſeines neugebohrnen Sohnes pries, überreicht und vorgeleſen wurden. Da ihm aber keines derſelben gefiel, ſo fragte er den berühmten Demeſchki, ob er nicht etwas beſſeres verſuchen wollte. Demeſchki that es; ſein Gedicht erhielt allgemeinen Beyfall und Fadhel belohnte den Verfaſſer mit einem Geſchenke von zehn tauſend Goldſtücken.

Einige

Einige Zeit darnach fiel Fadhel bey dem Kalifen in Ungnade und kam mit allen seinen Brüdern um. Demeschki konnte seinen Wohlthäter nicht vergessen; und wie ihm das Unglück desselben oft wider seinen Willen einfiel, so geschah es auch, als er eines Tages allein in einem öffentlichen Bade war. Er sang einige Stellen jenes Gedichtes in Gedanken laut für sich ab; als er aber an eine Strophe kam, die dem Fadhel beständiges Glück weissagte, so fiel der junge Mensch, den ihm der Herr des Bades zur Bedienung gegeben hatte, ohnmächtig zur Erde. Demeschki wunderte sich darüber und fragte den jungen Menschen, als er sich wieder erholte, ob er krank sey. „Nein, sprach der Jüngling; aber ich möchte wissen, wer das Gedicht, welches du eben gesungen hast, gemacht habe.„ Ich selbst, antwortete Demeschki, als ich dem Vezir Fadhel zur Geburt seines ersten Sohnes Glück wünschte. „Weißt du, fuhr der Jüngling fort, wo dieser

dieſer Sohn des unglücklichen Fadhel ſeyn lebt?„ Nein, ſprach Demeſchki. „Ich bin derſelbe, ſagte der Jüngling. Ich diene ſeit dem Tode meines Vaters in dieſem Hauſe als freywilliger Sklave, weil ich meinen Unterhalt nicht beſſer zu finden weiß. Da ich dich von den Tugenden meines Vaters reden hörte, ergriff mich ein ſo heftiger Schmerz über mein Elend, daß ich ohnmächtig ward.„

Wie! rief Demeſchki aus, Du biſt der älteſte Sohn meines Wohlthäters, dem ich meinen jetzigen Wohlſtand zu danken habe? Der Himmel ſey geprieſen, daß ich dich finde! Ich bin alt; ich habe keine Erben. Komm mit mir zum Kady; du ſollſt mein Erbe werden. Der Jüngling fing an zu weinen, küßte des Alten Hände und ſagte: „Das wolle Gott nicht, daß ich dir wieder nehme, was du von meinem Vater empfangen haſt. Du biſt ein edelmüthiger Mann; dein Anerbiethen aber darf ich nicht annch-

annehmen, wenn ich die guten Werke meines Vaters, deren Belohnung er im Himmel genießt, nicht vermindern will. Willst du mir eine Wohlthat erweisen, so gib mich für deinen Verwandten aus und verschaffe mir eine Stelle in dem Kriegsheere des Kalifen, wo ich durch Tapferkeit und Tugend dem Andenken meines Vaters Ehre zu machen hoffe. Dieß ist die einzige Art, wie du das Geschlecht deines Freundes vom Untergange retten kannst: denn ich wollte lieber sterben, als die Geschenke meines Vaters zurücknehmen, und ihn seiner guten Werke berauben.„

Demeschki that, was der Jüngling verlangte und verschaffte ihm durch seine Freunde eine Stelle im Kriegsheer; er konnte ihn aber nie bewegen, außer der dürftigsten Ausrüstung das geringste Geschenk anzunehmen. Der Jüngling hingegen hielt sich so brav, daß er unter dem folgenden Kalifen zu einer hohen Stelle gelangte und durch Annehmung seines

seines rechten Nahmens das beynahe verloschene Andenken seines Vaters wieder erweckte.

Der Esel des Dadschial.

Die Einwohner des langen Thales haben ein altes Gesetz, nach welchem sie nie einen Eingebohrnen, sondern immer einen Fremdling zum Könige wählen; es sey denn, daß einer von den Söhnen des verstorbenen Königs eine von dem Oberpriester vorgeschriebene Bedingung in einer bestimmten Zeit erfüllte. Diesem Gesetze zufolge erschien ich sieben Tage nach dem Tode meines Vaters, des Königes Rem-Korim, in dem Tempel, um den Befehl des Propheten durch den Mund des Priesters zu vernehmen. „Prinz Selim, fing der Oberpriester an, als ich vor den Altar trat, der Prophet befiehlt Dir, den Esel des

des Dadschial vom Gebirge Kaf zu holen und in vier Monathen zu mir zu bringen. Die Bedingung ist schwer, aber nicht unmöglich, sonst würde sie der göttliche Prophet nicht befohlen haben. Reise getrost: einem beherzten Manne wird auch das Schwereste leicht.„

Die ganze Versammlung erstaunte über diesen Befehl und sah mich aus mitleidigen Augen an; allein was war hier weiter zu thun, als zu gehorchen, wenn ich König werden wollte? Ich versah mich mit Geld und einigen Kleinodien, nahm von meinen Freunden Abschied und begab mich mit dem ersten segelfertigen Schiffe ans feste Land, wo ich mir einen Sklaven, zwey gute Pferde und ein starkes Maulthier kaufte. Wir bewaffneten uns, ich und mein Sklave; beluden das Maulthier mit reichlichem Vorrath und nahmen den Weg nach dem Gebirge Kaf. Da dieses Gebirge die ganze Erde umgibt, so war es nicht schwer seine Lage

zu

zu finden. Wir erreichten es bald, zogen am Fuße desselben in kleinen Tagereisen hinab, hielten allenthalben gute Mahlzeit und wo wir in einen bewohnten Ort kamen, da fragten wir nach dem Dadschial und seinem Esel; aber nirgends konnte man uns von ihrem Aufenthalte Nachricht geben.

Drey volle Monathe waren wir auf diese Art fortgereiset, ohne das Geringste von dem, was wir wissen wollten, erfahren zu haben, als wir eines Tages auf ein dichtes Gebüsch trafen, aus welchem uns ein Geschrey von verschiedenen Stimmen entgegen schallte. „Bruder, sagte ich zu meinem Sklaven, führe das Maulthier seitab; wir wollen hingu und sehen, was es da gibt. Wenn ein Unglücklicher unsrer Hülfe bedarf, so wollen wir unser Leben für seine Rettung wagen: denn seine Noth kann heute oder morgen die unsrige werden.„ Wir spannten unsre Bogen und eilten dem Geschrey entgegen. Sieben Räuber stritten gegen drey Reisende, die

sich

sich, von einem starken Baume beschützt, muthig vertheidigten. Unsere Pfeile warfen sogleich zwey von den Räubern zu Boden; denen wir mit unsern Säbeln noch zwey beygesellten; und als sich die drey übrigen voll Wuth gegen uns wandten, so wurden sie von den Reisenden augenblicklich erlegt.

Ich umarmte die Fremden, führte sie zu unserm Maulthier und bewirthete sie mit dem Besten von unserm Vorrathe. Ich erzählte ihnen während der Mahlzeit die Absicht meiner Reise und bath sie, mir einige Nachricht von dem Dadschtal und seinem Esel zu geben. „Ein gutes Werk, sprach der Jüngste von den Reisenden, ist nie umsonst gethan. Ihr habt an uns die rechten Leute gefunden, die besser als irgend jemand von diesem Esel sagen können. Wir wohnen am Fuße des Berges, auf welchem dieses Thier weidet, und wissen alles, was einer thun muß, der sich desselben bemächtigen will.„ Gott sey gelobt! rief ich aus;

da ihr dieſes wißt, lieben Freunde, ſo bin ich am Ziel meiner Wallfahrt. „Nicht zu ſchnell, mein Herr, erwiederte der Reiſende; man kommt nicht in allen Dingen zum Ziel, wenn man auch noch ſo gute Kenntniß davon hat. Jetzt wollen wir unſre Reiſe fortſetzen; wenn wir an Ort und Stelle kommen, können wir weiter von der Sache ſprechen. Eure Pferde und euer Maulthier aber mögt ihr hier nur zurück laſſen: denn unſer Weg geht über hohe faſt unerſteigliche Klippen, wo kein ſolches Thier fußen kann.„

Ich bedachte mich nicht lange, was hier zu thun ſey. Ich ließ die beyden Körbe des Maulthiers ausſchütten und theilte den ganzen Vorrath in fünf gleiche Theile. Die drey Reiſenden und ich nahmen jeder den ſeinigen auf die Schultern; den fünften aber überließ ich meinem Sklaven, indem ich zu ihm ſagte: „Ich ſchenke dir nebſt der Freyheit dieſe drey Thiere und dieſen Beutel. Kehre zurück und bethe für mich.„ Er ging weinend davon

von und ich folgte meinen neuen Gefährten. Wir reiseten sechs Tage lang zwischen Klippen und Abgründen, bis wir am siebenten in ein grünes, wasserreiches Thal herabstiegen, wo eine Menge zahmes Vieh weidete. Gegen Abend erreichten wir endlich einen großen bewohnten Ort, in welchem meine Gefährten wohnten. Der Jüngste von ihnen führte mich in sein Haus und bewirthete mich wie seinen Freund.

„Bruder, fing er an, als wir allein waren, auf dem Gipfel des Berges, an dessen Fuße wir wohnen, ist ein Wald von wohlriechenden Bäumen. In diesem Walde weidet der Esel des Dadschial: denn er lebt blos von angenehmen, süßen Düften. Er ist von pechschwarzer Farbe und hat zwey große, gelbe Flügel. Dabey ist er von sehr wunderlicher Gemüthsart: denn er kann, ohne wild zu werden, weder üblen Geruch, noch übermäßige Schwere, noch Furcht an seinem Reiter vertragen. Den beyden ersten

sten Schwierigkeiten ist leicht abzuhelfen; allein die dritte verdient reiflich erwogen zu werden. Denn wo der Esel des Dadschal die geringste Furcht [illegible]pürt, wenn er sich wie ein Adler über die Wolken erhebt, so ist es um dein Leben geschehen; er wirft dich in einem Augenblick aus der Höhe des Himmels an die Erde.„ „An Herzhaftigkeit soll es nicht fehlen, gab ich meinem Wirthe zur Antwort. Er mag so hoch fliegen, als er will; das wird mich nicht kümmern: Schwindel ist eben mein Fehler nicht, vor dem ich mich zu fürchten hätte.„

Mein Wirth war es zufrieden. Wir ruhten zwey Tage aus und mit Anbruch des dritten machten wir uns auf den Weg. Wir stiegen über eine Menge Klippen, bis wir gegen Mittag an eine schöne Quelle kamen, wo ich mich badete und meinen Säbel und die wenigen Kleider, die ich mit mir genommen hatte, sorgfältig abwusch. Als dieß geschehen war, zeigte mir mein Führer den

Weg,

Weg, wünschte mir Glück und kehrte wieder um; weil er mich, wie er sagte, nicht weiter begleiten dürfe, wenn er sich den Zorn des Dadschal nicht zuziehen wollte.

Ich stieg den Berg muthig hinauf, kam in den wohlriechenden Wald und fand den Esel der Beschreibung meines Wirthes vollkommen gemäß. Ich näherte mich, ohne daß er schüchtern ward; er litt sogar daß ich ihn streichelte. Ich liebkoste und streichelte ihn ziemlich lange, um ihn desto sicherer zu machen; endlich nahm ich meine Zeit wahr und schwang mich hinauf. Er breitete seine großen Flügel aus und hob sich in die Luft. Das Rauschen seiner Fittige sauste wie ein Sturmwind um meine Ohren und sein Flug übertraf die Schnelligkeit eines Pfeils. Berge und Thäler schwanden unter mir weg und eh eine halbe Stunde verging, schwebt' ich über dem Weltmeer. Mein Herz war froh und leicht und schien keiner Furcht empfänglich zu seyn; als ich einen großen,

ſchwarzen Rieſen vor mir in den Wolken erblickte, der einen glühenden Wurfſpieß in der Hand hielt und nach mir zielte. Sein langer, weißer Bart und ſeine rothen, fliegenden Haare ſchienen die Schwärze ſeiner Haut noch dunkler zu machen. Er hatte nur ein Auge mit einer einzigen Augenbraune bedeckt; aber dieſes Auge funkelte, wie ein flammender Stern und der Blick deſſelben drohte Verderben. Dieß war der Dadſchial ſelbſt. Seine unvermuthete Erſcheinung in dieſer furchtbaren Geſtalt erſchreckte mich ſo ſchnell, wie ein niederfahrender Blitz. Vielleicht hätte ich mich wieder erholt; allein ſo lange wollte der Eſel nicht warten. Er bäumte und ſchüttelte ſich mit ſolcher Gewalt, daß ich ins Meer fiel.

Die Wellen ſchlugen hoch über meinem Haupte zuſammen; zum Glück aber bedachte ich mich bald und hielt meinen Athem an, bis ich aus der Tiefe wieder auftauchte. Weil ich gut ſchwimmen konnte und ſehr leicht

leicht gekleidet war, ſo konnte ich mich ſo lange über dem Waſſer erhalten, bis einige mitleidige Fiſcher, die am benachbarten Ufer waren und meinen Fall geſehen hatten, ſich mit ihren Kähnen näherten und mich heraus-zogen. Ich hörte von ihnen, daß ich nahe bey der Inſel des großmüthigen Feridun ſey und daß dieſer wohlthätige Geiſt die Unglück-lichen aller Art mit Freundlichkeit bey ſich aufnehme. Ich bath ſie mich hinüber zu bringen. Ich ward von dem gütigen Feri-dun liebreich empfangen. Er rieth mir bey ihm zu bleiben und in ſeiner Einſamkeit, wel-che ſtillen Betrachtungen geweihet ſey, die Stür-me des bürgerlichen Lebens zu vergeſſen. Ich gehorchte. Die vielen Könige, Königs-ſöhne und Helden, die ſich vor mir auf die Inſel Feridun geflüchtet hatten, weil ihr Roß auf dem Eſel des Dedſchial eben ſo un-glücklich abgelaufen war, als der meinige, nahmen mich gern als ihren Gefährten auf. Ich tröſtete mich mit ihnen; und weil ich in

der Stille, welche auf der Insel des Trostes herrschte, viel Muße hatte: so wollte ich wenigstens meine Geschichte beschreiben und sie meinen Brüdern zur Belehrung hinterlassen.

Oran Zeb.

Der Sultan Oran Zeb, der von wenigen Leuten begleitet oft ganze Tagereisen vor seinem Heere voraus ging, stieß einst in gleichen Umständen auf einen Raja, welcher es bisher mit der feindlichen Parthey gehalten hatte. Der Raja führte vier bis fünf tausend Reiter und hatte einen weiten Umweg genommen um den Sultan unvermuthet zu überfallen. Hier konnte weder Flucht noch Widerstand helfen und es schien nichts übrig zu seyn, als sich gefangen zu geben. Allein Oran Zeb ritt gerades Weges auf den Raja zu,

zu, winkte mit der Hand und sagte, als er zu ihm kam: Ich freue mich, Raja, daß du meinen Wünschen zuvor kommst und dich mit mir vereinigen willst. Meine Bothen werden dich mit den Briefen verfehlt haben. Gehe mit deinen Leuten nach Labor, wo meine Armee steht; ich komme in wenigen Tagen wieder zurück. Ich werde mich bemühen für deine Freundschaft dankbar zu seyn.

Mit diesen Worten nahm er die Perlenschnur, die er zum Schmucke trug, von seinem Halse und hing sie dem Raja um. Diese Getrostheit und die Ehre, welche er dem Raja erwies, gewannen denselben so sehr, daß er wirklich von der Gegenparthey abtrat und seine Leute in Oran Zebs Lager führte.

Das heilige Feuer.

Ein alter Vezir am Persischen Hofe sagte zu einem Jünglinge, seinem Verwandten: Gehorche mir, Daud; und wenn du an unserm Hofe dein Glück machen willst, so merke dir diese Lehre, welche mich nie betrogen hat. „Der König ist ein Meer, von dem man sich entfernen muß, wenn es stürmt; wenn es aber ruhig ist, so fischt man Perlen darin.„ Du hast Tugenden, welche dir die Gunst unsers erhabenen Sultans erwerben können. Bilde diese Tugenden aus, mein Sohn; suche dir aber auch die Laster, welche dem Sultan gefallen, geläufig zu machen; Denn ein Laster, das ihm gefällt, gilt bey ihm für eine Tugend. Hauptsächlich lobe alles, was er sagt oder thut. Wenn er am hellen Mittage spricht: Es ist Nacht; so rufe geschwind: Ey, siehe der Mond und die Sterne!

„Das

„Das kann ich nicht, antwortete Daud. Ich will für den großen Sultan sterben, wenn es nöthig ist; allein schmeicheln werd' ich ihm nie. Mein Herz ist zu stark und zu aufrichtig, als daß es sich zu dieser Niederträchtigkeit herabwürdigen sollte. Ich will lieber unter dem Heere des Sultans dienen. Die Gefährlichkeiten des Krieges schrecken mich weniger, als die Sitten des Hofes und die schimpflichen Unfälle, welchen du ausgesetzt bist. Denn was braucht es um dich zu verderben? Der Haß eines Verschnittenen, die kleinste Unachtsamkeit auf deiner Seite, ein zorniger Augenblick oder eine üble Laune dieses Sultans, den du wie einen Gott anbethest, sind hinreichend die Dienste deines ganzen Lebens mit einem Mahle zu vernichten. Ich habe einen Gheber gekannt, welcher das Feuer seit vierzig Jahren mit dem größten Eifer als seinen Gott verehrte. Eines Tages, als er die geweihte Gluthpfanne anschürte, stieß ihn jemand an; er fiel

hinein

hinein und das Feuer fraß ſeinen Anbether auf.„

Die Reiſe.

Am letzten Tage des Monaths Ramadan, im ſechſten Regierungsjahre Schach Jehans, des Vaters der Glaubigen, kurz vor der Zeit des zweyten Gebethes, trat Ogluf-Kan, der Oberſte der königlichen Wache in mein Zimmer und ſprach: „Abdallah, ich wünſche, der Befehl, den ich bringe, möge dir heilſam ſeyn. Gib mir deinen Säbel und folge mir zum Sultan; er iſt es, der mich ſendet.„ Ich warf mich nieder und that ein kurzes Gebeth. „Ogluf-Kan, antwortete ich, lege deine Hand auf mein Haupt: Der Sultan iſt Herr meines Lebens; ich bin ſein Sklave.„ Ich gab ihm meinen Säbel; er ging voran und ich folgte. Vor der Thür

meines

meines Hauses stand Wache, die mich umgab, durch die Vorhöfe des Pallastes führte, und vor Schach Jehan brachte. Es war niemand bey ihm, als der Feldherr Emir-Jemla und der Oberpriester Fassel-Kan. Ogluf-Kan, der, vor mir herging, reichte ihm meinen Säbel und sprach: „Licht der Glaubigen! Abdallah hat sich deinem Befehle ohne Widerstand unterworfen. Möchten alle deine Feinde seinem Beyspiele folgen!„ Ob ich gleich von meiner Unschuld überzeugt war, so war doch mein Herz bey dem Eintritte beklemmt; ich stellte mich aber unerschrocken und ließ keine Furcht merken. Der Sultan schien nicht erzürnt; allein das machte mich nicht gewisser. Denn was bedarf es des Zorns, um eine Mücke zu tödten? Als er mich zu seinen Füßen sah, sprach er: „Sohn des Hanif, wir wollen beten und uns demüthigen vor dem, der nie stirbt.„ Diese Worte vermehrten meine Furcht. Der Sultan, der Feldherr, der

Prie-

Priester, der Oberste und die Wache, die an der Thür stand, knieten nieder, neigten das Gesicht an die Erde und beteten an. Ich bath den Propheten, meiner bey Gott zu gedenken und mein Beschützer zu seyn. „Gesandter Gottes, sprach meine Seele zu ihm, wenn ich meine Hände von Verbrechen rein gehalten habe; wenn mein Vorsatz dein Grab zu besuchen und den heiligen Berg mit meinen Thränen zu benetzen aufrichtig war; wenn dein heiliges Buch bisher die Freude meines Herzens und das Licht meiner Augen war: so stehe mir bey. Die Rechnung meiner Tage geht zu Ende, ich sehe schon die schwarzen Todesengel niederschweben. Gedenke meines Glaubens: Es ist nur ein Gott und du bist sein Prophet.„

Als das Gebeth geendigt war, stand der Sultan auf, wandte sich zu mir und sprach: Sohn des Hanif, bringe dein Hauptz du sollst eine weite Reise unternehmen. „Vater der Glaubigen, antwortete ich unerschrocken,

schrocken, die Reise ist wahrhaftig weit und ohne Rückkehr. Wir treten sie alle, ein jeder in seiner Stunde an. Der gnädige und barmherzige Gott möge dir deine Jahre verlängern.„

Nach diesen wenigen Worten stützte ich mich auf meine Knie und both meinen Hals dar. Er zog meinen Säbel, den er sogar während des Gebethes nicht aus der Hand gelegt hatte. Er hob den Arm, steckte aber, anstatt mir den Kopf abzuschlagen, die Klinge wieder in die Scheide. Die Umstehenden erhoben ein großes Freudengeschrey. Ich öffnete die Augen, die ich schon zur Dunkelheit des Todes geschlossen hatte. Wie froh war mein Erstaunen! Schach-Jehan hob mich mit einem freundlichen Lächeln auf; umarmte mich, lobte meinen Muth und meinen Gehorsam. „Abdallah, sprach er, wann dich der Weg des Todes nicht schreckt, so wirst du dich auch nicht fürchten nach der Insel Boriko zu reisen und mir das Wasser des Lebens, das dort quillt, zu hohlen.„

Herr

Herr, sprach ich erfreut, ich fürchte auf der Erde niemanden, als dich. Ich will getrost bis an das Ende der Erde segeln: Denn vor dem Tode ist ein Mann auch in seinem Hause nicht sicher.

Das Wasser des Lebens.

Der Prophet Salomo klagte einst über die Kürze des menschlichen Lebens. „Was hilft mir meine große Weisheit, sprach er, da mir nicht vergönnt ist, die Früchte derselben zu genießen? Der größte Theil meiner Tage ist verflossen, ehe ich klug ward; und nun da ich anfangen will meine Erfahrungen zu nützen, stehe ich schon am Rande des Grabes. Was ist die Weisheit des Menschen, als die vergängliche Blüthe einer Blume? Sie treibt viele Tage und Wochen, bis ihr Kelch sich öffnet. So bald sie aber ihre Rei-

fe

ſe vollendet hat, iſt auch ihre Schönheit dahin; ſie verwelkt, ohne die Früchte ihrer Arbeit zu genießen.„ So ſprach er und trauerte; als er ſeine Augen aufhob und einen Engel mit einem ſaphiernen Gefäß in der Hand vom Himmel niederſteigen ſah. „Salomo, ſprach der Diener der Macht, ich komme vom Throne des Ewigen. Er hat deine Klage gehört und mich geſandt, die das Waſſer des Lebens zu bringen. Wenn du aus dieſem Gefäße trinkeſt, ſo wirſt du unſterblich werden und einer ewigen Jugend genießen; trinkeſt du aber nicht daraus, ſo gehest du, wenn deine Stunde kommt, den Weg alles Fleiſches. Der Ewige hat die Wahl in deine Hand gelegt; thue, was dir gefällt.„ Der Engel ſetzte das Gefäß vor den Füßen des Propheten nieder und verſchwand.

Salomo war ungewiß, was er thun ſollte. Er verſammelte ſeine Vezire und fragte ſie um Rath. Sie riethen ihm einſtimmig

zur Unsterblichkeit. Weil aber Butimar, der weiseste unter seinen Vezirn nicht zugegen war, so ließ ihn der Prophet rufen und legte ihm die Frage vor. „Großer König, antwortete Butimar, ist dieses Wasser des Lebens für dich allein bestimmt oder kannst du auch andere davon trinken lassen?„ Der Höchste, sprach Saloma, hat nur mir allein diese Gunst erzeigt. „Wenn das ist, erwiederte der Vezir, so werden deine Kinder, deine Freunde, deine liebsten Gemahlinnen nach und nach sterben. Wie ein Baum, den man jährlich seiner schönsten Aeste beraubt, wirst du jedes Jahr, wirst du jede Woche, jeden Tag einen von den Lieblingen deines Herzens verlieren und klagen. Was für Reize kann eine Unsterblichkeit haben, deren Loos eine unaufhörliche Trauer ist? Wenn nicht alles, was du liebst, mit dir unsterblich wird, so ist Unsterblichkeit eine ewige Qual.„

„So

„So denke ich auch, sprach der Prophet. Diese Erde ist nicht dazu geschaffen unsterbliche Kinder zu tragen, sonst müßte die Sonne mitten am Himmel stille stehn. Meine Klage war ungerecht. Ein Weiser, der ewig in diesem Thale der Thorheit wohnen, der ewig die Fesseln irdischer Begierden tragen müßte und kein Ende in seinem Schlangenwege vor sich sähe, der wäre der unglücklichste Mann, welcher unter der Sonne zu finden ist.„

Als der Prophet zurück kam, war das Wasser in dem Gefäße vertrocknet. Er kniete nieder und sprach: „Herr, verzeihe deinem Knechte, wenn er dich in deinen Werken tadelte. Bey dir allein ist Weisheit und Verstand; du hast alle Dinge durch sie geordnet; und der Sohn des Staubes kann nichts, als dein Thun bewundern.„

Die Stimme des Sterbenden.

Der Erzvater Noah, der vor und nach der Fluth eine große Anzahl Jahre gelebt hatte, war nun ein Greis geworden, der am Stabe ging, als der Todesengel vor seine Hütte trat und ihm sein nahes Ende verkündigte. Noah legte sich in den Staub, stärkte sein banges Herz mit Gebeth und erwartete den letzten Augenblick in stiller Geduld. Als seine Kinder und Enkel hörten, daß ihr Vater sterben werde, kamen sie zu ihm, traten um sein Lager und weinten. „Ist es wahr, Vater, sprachen sie, daß du deine Kinder heute verlassen willst? Warum kannst du nicht länger bey uns bleiben? Wir verehren in dir den Vater des neuen Menschengeschlechtes; du bist die Quelle des wahren Glaubens, ein Licht der Weisheit für die Deinigen, denen du die Erde zum Erbtheil gegeben hast. Dein Leben war ein starker

Strom

Strom von Glück und Gesundheit; du hast die Verwandlung der Erde überlebt; du hast alle Freude genossen, alles erfahren und geprüft: So sage uns nun, Vater, hast du während deines langen Lebens eine vollkommene Freude gefunden, die den Nahmen der Glückseligkeit mit Recht verdiente?„

Der Erzvater hörte ihre Rede freundlich an und als sie schwiegen, erhob er sein Haupt und sprach: „Die Welt, meine Kinder, hat zwey Thore; durch das eine kommen wir bey unsrer Geburt herein und durch das andere zieht uns der Tod an seiner starken Hand wieder hinaus. Mein Lebenslauf nahet sich dem Ende. Der lange Weg, den ich von einem Thore zum andern gegangen bin, kommt mir vor, wie der kleine Raum eines einzigen Schritts. Die vielen Jahre, über deren Anzahl ihr euch wundert, scheinen mir nicht länger als ein verschwundener Tag: Denn jener Augenblick, in welchem ich in die Welt kam und dieser, in welchem

ich wieder aus ihr scheide, fließen vor meinen Augen in einen einzigen zusammen, wie sich die Dämmerung des Abends unvermerkt in Dunkelheit verliert. Ich habe alle irdische Freuden genossen; aber ich habe unter denselben keine gefunden, die den Nahmen der wahren Glückseligkeit verdiente. Sie flossen mir wie Wasser aus der Hand und ließen keine Spur von sich zurück. Die einzigen Freuden, die nicht vergingen und deren Genuß mir geblieben ist, sind die guten Werke der Liebe und der Weisheit, durch welche ich meine Kinder gesegnet habe. Diese stehen wie blühende Bäume vor mir und ihr Schatten erquickt mich auch jetzt in der Hitze des Todes.„

Der Erzvater schwieg; seine Kinder und Enkel aber, die sich seiner Liebe und seiner Wohlthaten erinnerten, weinten laut. Sie begruben ihn nach seinem Tode in einen Palmenhain, um das Andenken an seine letzten Worte bis auf die spätesten Enkel zu erhalten.

Die

Die Belohnung.

Der Kalif Harun Alraſchid traf, als er einſt auf der Jagd war, einen alten Mann an, der einen Nußbaum pflanzte. „Welch ein Thor iſt dieſer Alte! ſagte der Kalif zu ſeinen Begleitern; er thut, als ob er noch ein Jüngling wäre und die Früchte von dieſem Baume genießen würde.„ Da ſeine Gefährten gleichfalls über dieſen Alten lachten, ſo ging der Kalif auf ihn zu und fragte, wie alt er ſey. „Ueber achtzig Jahr, Herr, war die Antwort; aber Gottlob! noch ſo geſund, wie einer von dreyßigen. „Wie lange gedenkſt du denn noch zu leben, ſprach der Kalif weiter, daß du in einem ſolchen Alter noch junge Bäume pflanzeſt, die ſo ſpäte Früchte tragen? Warum macheſt du dir ſo vergebliche Arbeit?„

„Herr, gab der Alte zur Antwort, ich bin zufrieden, wenn ich die Bäume gepflanzt

habe, ohne mich darum zu bekümmern, ob ich oder ein anderer die Früchte derselben genießen werde. Es ist billig, daß wir thun, wie unsre Väter thaten. Sie pflanzten Bäume, deren Früchte wir aßen; da wir nun der Väter Arbeit genossen haben, warum sollten wir gegen unsre Nachkommen neidischer seyn, als man gegen uns war? Ich denke, was der Vater nicht genießt, das ärntet der Sohn.„

Der freygebige Harun, dem diese Antwort gefiel, schenkte dem Alten eine Handvoll Goldstücke. „Wer kann nun sagen, fuhr der Alte fort, daß ich heute vergeblich gearbeitet habe, da der junge Baum, den ich pflanze, gleich am ersten Tage so reiche Früchte trägt? Darum ist es wahr, wer was Gutes thut, wird immer reichlich dafür belohnt.„

Der

Der blaue Palmbaum.

Die Sonne war von ihrer Höhe gestiegen und die Winde fingen an in den Blättern der Bäume zu rauschen, als ich mich auf einer meiner Wallfahrten in einer einsamen Gegend befand. Von der Hitze und dem langen Weg' ermüdet setzte ich mich unter einen schattigen Baum und klagte über die Mühseligkeit meines Standes. „Was hab' ich verschuldet, sprach ich, daß ich meinen Unterhalt durch Almosen suchen muß? Bin ich nicht eben so gut, als so viele andre, die im Ueberfluß leben und mich in meiner Dürftigkeit verachten? Warum ward mir von den Gütern der Erde nicht wenigstens so viel zu Theil, als zu einem mäßigen und geruhigen Leben nöthig ist? Ich würde die Reichthümer nicht übler angewendet haben, als die Armuth, die mich bey aller ihrer Beschwerlichkeit noch zu keinem Unrecht verleitet hat.„

So klagte ich über den Eigensinn des Schicksals, das einen Derwisch aus mir gemacht und mir die Bequemlichkeiten des Lebens versagt hatte. Mein Haupt hing traurig auf meine Brust, als ich ein Geräusch hörte und vor mir eine Jungfrau von überirdischer Schönheit stehen sah. Ihr blaues Gewand berührte die Erde und ihre goldnen Locken wallten um sie her, wie die Strahlen der Morgenröthe über den Himmel. In der rechten Hand trug sie einen goldnen Stab, um den sich eine weiße Schlange krümmte; in der linken hielt sie einen blauen Palmzweig.

„Muaser, sprach sie, ich bin die Fehe Gorek, die Beschützerinn der Klugen. Ich habe deine Klagen gehört und bin gekommen deine Wünsche zu erfüllen, wenn dein Herz gegen die Verführung des Reichthums so stark ist, wie du eben gerühmt hast. Am Ende dieses Thales wirst du eine Quelle finden, aus welcher ein kleiner Bach entspringt,

der ſich nach mancherley Krümmungen in einen großen Strom ergießt. In dieſer Quelle liegt ein blauer Kieſelſtein; den nimm zu dir. Verfolge den Bach an ſeinem linken Ufer bis zum Strome; den Strom aber bis an einen Ort, wo er ſich in zwey Arme theilt, und eine kleine Inſel oder vielmehr einen Garten bildet. In dieſem Garten ſteht der blaue Palmbaum, welcher Datteln trägt, die inwendig einen goldnen Kern haben. Ueber den linken Arm des Stromes führt eine Brücke von Marmor, vor welcher hundert Löwen die Wache halten. Lege, ehe ſie dich erblicken, den blauen Kieſel in deinen Mund und gehe getroſt durch ſie hin: denn dieſer Stein hat die Kraft, einen jeden, der ihn im Munde trägt, unſichtbar zu machen. Wenn du zum blauen Palmbaum kommſt, ſo brich drey Datteln und nimm ſie mit dir, ohne die übrigen zu berühren: denn dieſe drey ſind ſchon genug und bringen, wenn du ſie pflanzeſt, in einem einzigen Tage drey

große,

große, blaue Bäume mit eben solchen Früchten hervor. Merke, was ich dir sage; mehr als drey sind dir nicht beschieden.„

So sprach die Jungfrau, berührte meine Stirn mit dem blauen Zweige, den sie in der Hand hielt und verschwand. So freudig, wie ein Gefangener, dem sich wider Vermuthen der Kerker öffnet, sprang ich auf und verfolgte den vorgeschriebenen Weg. Ich fand den Worten der Jungfrau alles gemäß. Ich kam zur Quelle und nahm den Stein; ich ging am linken Ufer des Baches und des Stromes hinab; ich sah die Löwen; ich machte mich unsichtbar und ging hinüber.

Als ich mich dem Garten näherte, wehte mir von den Blumen und Früchten ein so süßer, lieblicher Geruch entgegen, daß ich bey jedem Schritt verweilte und die gewürzreiche Luft mit vollen Zügen einathmete. Als ich aber hinein trat, wünschte ich mir so viel Augen, als der Himmel Sterne hat, um die glänzende Schönheit und die lichten Far-

ben

ben der Blumen, Bäume und Gesträuche mit einem Mahl zu übersehen. Doch alle Schönheiten der übrigen Gewächse und Früchte verschwanden wie Kleinigkeiten aus meinen Augen, als ich den blauen Palmbaum erblickte. Sein Stamm funkelte, wie köstlicher Lasurstein von Samarkand, mit einem feinen Gewebe goldner Adern. Seine langen Blätter strahlten, wie der reinste Saphier im Sonnenlicht; und seine Früchte! Wie soll ich diese beschreiben? Es gibt nichts Irdisches, das mit ihrer lockenden Schönheit verglichen werden könnte. Beym Mahomed und seinem Schwiegersohn Ali, dem Sohne des Abuthalib! Mein Geist kann sich nichts Lieblichers denken, als die reizende Anmuth dieser Früchte. Es war als ob ein heimliches Feuer von ihnen ausginge, das mein Herz mit Verlangen entzündete. Meine Lippen brannten nach ihrem Genuß; ich fühlte und empfand nichts, als ihren süßen Geruch; ja, ich glaube, ich wäre vor Sehnsucht

sucht gestorben, wenn ich meiner Begierde länger widerstanden hätte. Ich nahm den blauen Kiesel aus dem Munde, streckte beyde Hände aus und brach und aß mit der heissesten Begierde von diesen wunderbaren Früchten.

Welch ein Genuß! ich war entzückt, ich war berauscht von ihrem süßen, lieblichen Geschmack; allein die Lust des Genusses dauerte leider! nur wenige Augenblicke. Denn weil ich den blauen Kiesel aus dem Munde genommen hatte, so wurden die Löwen meiner gewahr. Sie rannten schnaubend von allen Seiten herbey, stürzten sich über mich her, rissen mich zu Boden und hätten mich verschlungen, wenn die blaue Jungfrau mit dem goldnen Haar durch ihre Erscheinung die blutgierigen Thiere nicht verscheucht hätte. Ich warf mich zu ihren Füßen und bath wegen meiner Unvorsichtigkeit um Verzeihung. „Mutter, sprach sie, dein Herz ist schwächer als ich dachte; es kann Armuth aber

aber nicht Reichthum ertragen. Geh und murre in Zukunft nicht wieder, weil dein Schicksal dir keine Bürde auflegte, für welche deine Schultern zu schwach sind; sondern denke, daß diejenigen Güter die besten sind, die du durch Fleiß und Arbeit erwirbst.„

Bey diesen Worten schlug sie mich halb unwillig mit dem blauen Zweige auf das Haupt und verschwand. Mir war, als ob ich aus einem tiefen Schlaf erwachte. Ich schlug meine Augen auf; Strom und Garten waren verschwunden und ich saß noch unter dem einsamen Baume, unter welchem ich eingeschlummert war. Die Sonne neigte sich schon gegen die fernen Gebirge; darum ergriff ich meinen Stab, ging meinen Weg geduldig fort und erreichte eben mit dem Ende des Tages das Ziel meiner Wallfahrt.

Der

Der Troſt im Unglück.

Ein armer Dermiſch wallfahrtete barfuß nach Mekka, weil er nicht ſo viel hatte, daß er ſeine Füße bekleiden konnte. Der heiße Sand, über den er ging, brennte ſie wund; er klagte über die Strenge ſeines Schickſals und nannte die Vorſehung ungerecht, weil ſie ihm nicht einmahl ſo viel geſchenkt habe, als ſie den Thieren des Feldes gebe. Als er endlich die Stadt Kufa erreichte, ſah er an der Thür der groſſen Moſchee einen armen Mann ſitzen, dem beyde Füße abgehauen waren. Dieſer Anblick machte ihn klug. „Meine Klage über die Vorſehung war verwegen, ſprach er bey ſich ſelbſt. Womit habe ich es verdient, daß ich glücklicher bin, als dieſer Elende, der wie ein Wurm der Erde von einem Ort zum andern kriechen muß?„ Er ging in die Moſchee, kniete nieder, bereute ſeine Ungeduld und ſagte ſeine

Wall-

Wallfahrt zufrieden fort. Der Weg machte in wenigen Tagen seine Füße hart und er kam nach Mekka ohne zu wissen, daß er mit nackten Füßen über heißen Sand gewandert sey.

Der Bauer von Bilbis.

Ein Bauer von Bilbis führte Getreide zum Verkauf nach Kairo. Er hatte keinen andern Reisegefährten als seinen Esel, welcher die Ladung, die in zwey Säcken bestand, langsam vor ihm her trug. Als er in die Nähe der Stadt kam, begegnete ihm ein Mann, der nach einem freundlichen Gruß zu ihm sagte: „Guter Freund, ich habe schon lange auf euch gehofft; ihr müßt mir euer Getreide überlassen. Da habt ihr Handgeld,„ und ohne auf seine Antwort zu warten, legte er ihm eine Zechine in die Hand. Der Bilbiser wollte das Goldstück betrachten, als die

Erde unter ihm einſank und ihn ſammt ſeinem Eſel in eine weite Höhle fallen ließ. „Wo bin ich?„ rief er furchtſam aus, als er auf beyden Seiten des Gewölbes große Haufen Goldmünzen liegen ſah, bey denen große Hunde mit feurigen Augen die Wache hielten und mit ihren langen Zähnen denjenigen zu zerreiſſen drohten, der ſich wagen würde eine von dieſen Münzen zu berühren. Der Bilbiſer ging zitternd zwiſchen dieſen Goldhaufen hin, zog ſeinen Eſel hinter ſich her und warf ſeine Augen in alle Winkel, zu ſehen, ob nicht irgendwo ein Ausgang aus dieſer fürchterlichen Höhle zu finden ſeyn als ihm der Fremde, von dem er die Zechine zum Handgeld empfangen hatte, wieder entgegen kam. „Beym Propheten und allen Heiligen! rief ihm der Bilbiſer zu; ich bitte euch, ſagt mir, wo ich bin und helft mir aus dieſer Tiefe.„ Seyd getroſt, Freund, ſprach der Fremde. Ihr ſeyd in der Schatzkammer des Sultans; er hat von euch gehört

hört und erlaubt euch, eure beyden Säcke von diesen Geldstücken zu füllen.„ Der Bilbiser wollte es anfangs nicht glauben; als aber die Hunde auf den Wink des Schatzmeisters mit den Schwänzen wedelten und sich verkrochen, bekam er wieder Muth. „Der gnädige Herr Sultan! wer mag ihm wohl von mir gesagt haben?„ sprach er und lud seine Säcke so voll, daß sie sein Esel, der schon ziemlich alt war, kaum tragen konnte. Als er fertig war, nahm er seinen Esel beym Zaum und sagte: „Nun Herr Schatzmeister, bringt dem Sultan meinen schönen Gruß und zeigt mir, wenn ihr so gut seyn wollt, den Ausgang aus diesem Gewölbe.„ „Ihr dürft nur die Augen eine Weile zudrücken, antwortete der Schatzmeister, so werdet ihr sogleich wieder in euerm Wege seyn.„ Der Bilbiser gehorchte, schloß seine Augen fest zu und als er sie wieder öffnete, saß er an der Landstraße von Kairo, hielt den Zaum seines Esels in der Hand und

ſah zu ſeinem Schrecken, daß während ſeines ſüßen Schlafes, der ihn in die Schatzkammer des Sultans verſetzte, ein liſtiger Dieb die Säcke mit dem Getreide von ſeinem Eſel geſtohlen hatte. „Ich einfältiger Thor! fing er an zu ſchreyen und zerriß ſich vor Aerger den Bart. Ich träume von fremden Schätzen und laſſe mir indeſſen mein Eigenthum ſtehlen!„ Er wollte den Dieben nachlaufen; beſann ſich aber eines beſſern und ſprach zu ſeinem Gefährten: „Komm, Bruder, wir wollen wieder heim ziehen. Wir ſagen, wir hätten das Getreide ſammt den Säcken verkauft; wenn wir aber wieder zu Markte gehn, ſo wollen wir lieber den Tag vorher ſchlafen.„

Die

Die Verwandlung.

Ein König in Indien war alt und hatte keine Kinder. Da er ſein Volk liebte und wegen des Stolzes ſeiner Emirn beſorgen mußte, daß nach ſeinem Tode über der neuen Königswahl blutige Kriege im Reiche entſtehen möchten: ſo erklärte er denjenigen Fremdling für ſeinen Nachfolger, welcher des Morgens nach ſeinem Tode durch das öſtliche Thor zuerſt in die Stadt einwandern würde. Als er bald darauf ſtarb, ſo eilten die Einwohner vor das Thor, um zu ſehen, wen ihnen das Schickſal zum künftigen Sultan ſenden werde. Der erſte, der ankam, war ein armer Derwiſch, der von einer Stadt zur andern wanderte und ſein Brot mit Betteln gewann: Er ward mit einem lauten Freudengeſchrey empfangen; man legte ihm die königlichen Kleider an, ſetzte ihn auf einen Elephanten und führte ihn durch die

Stadt in den Pallaſt, wo ihn die Emirn für ihren Sultan erkannten.

Der ſchnelle Uebergang aus der niedrigſten Armuth auf einen glänzenden Thron, den alle irdiſche Herrlichkeit umgab, berauſchte den Derwiſch auf einige Zeit mit Freude, bis er nach und nach gegen die Reize und Annehmlichkeiten ſeines neuen Standes eben ſo gleichgültig ward, als er gegen die Beſchwerden des vorigen geweſen war. Da ſich nun auch der glückliche Anfang ſeiner Regierung in Widerwärtigkeit verwandelte; da mißvergnügte Emirn ſich gegen ihn verſchworen, mächtige benachbarte Feinde ſein Land mit Krieg überzogen und Unruhe, Feindſeligkeit und Klage ſeinen goldnen Thron von allen Seiten umgaben: ſo fing er an zu merken, daß er bey der Veränderung ſeines Standes an Glückſeligkeit nicht nur keinen Zuwachs gewonnen, ſondern an Freude und Zufriedenheit vielmehr verloh-ren habe.

In-

Indeſſen daß der neue Sultan über die Beſchwerlichkeit ſeines Glückes oft ſeufzte, hörte einer ſeiner alten Bekannten von ſeiner Erhöhung. Er kam herbey und wünſchte ihm Glück. „Lob und Preis ſey dem Ewigen, ſprach er, der nach ſeinem Wohlgefallen Roſen aus Dornen wachſen läßt und einen armen Derwiſch in einen mächtigen König verwandelt!„ „Preiſe mich nicht glücklich, antwortete der Sultan: denn ich befinde mich in dieſem Stande ſchlimmer als vorher. Du ſiehest bloß auf mein Kleid, aber nicht in mein Herz. Das war eine goldne Zeit, als wir beyde die Welt durchſtrichen. Wir ſchliefen auf der Erde; aber ruhig und ſicher. Wir aßen geringe Koſt; aber das Wallfahrten und die ſorgloſe Fröhlichkeit unſers Herzens erhielten uns geſund. Das alles iſt jetzt umgekehrt. Ich ſchlafe auf ſeidnen Decken; aber mit Sorgen und Furcht. Ich trage köſtliche Kleider und eſſe gewürzte Speiſen; aber mein Herz iſt matt und krank. An die

Uebel der Niedrigkeit und Armuth, die ich als dein Gefährte tragen mußte, hatte ich mich so gewöhnt, daß ich ihre leichte Bürde beynahe nicht mehr fühlte; die Uebel des Ueberflusses und der Hoheit aber, die ich als König trage, sind so bösartig, daß sie mir täglich drückender werden. Umkehren kann ich nicht, weil ich die Reize der Ueppigkeit und des Reichthums nun einmahl kenne. Ihr Verlust würde mich weit mehr schmerzen, als den Armen, der sie nicht gekannt hat, ihr Mangel. Wenn ich aber das Andenken des Vergangenen aus meinem Herzen nehmen könnte, so verließ ich noch heute den Thron und zöge mit meinem alten Gefährten durch die Welt. Das wahre Glück des Menschen ist Gesundheit und froher Muth. Wer diese beyden Gaben hat, der kann alle übrige ohne Verlust entbehren; und nur derjenige, dem eine derselben mangelt, kann mit Wahrheit sagen, daß er unglücklich sey; in meinem neuen Stande aber fehlen sie mir beyde.„

Almets Geſicht.

Almet, der die heilige Lampe am Grabe des Propheten bewachte, ſtand am öſtlichen Thore des Tempels und betete, als er einen Mann in köſtlichen Kleidern mit einem großen Gefolge vor ſich ſah. Der Fremde nahte ſich mit langſamen Schritten. Almet ging ihm entgegen, grüßte ihn und fragte, ob er ſeiner begehre. „Almet, ſprach der Fremde, du ſiehſt einen Mann vor dir, den der Segen des Glücks elend macht. Alle meine Wünſche ſind erfüllt; ich habe den Genuß aller irdiſchen Freuden in meiner Hand; und doch bin ich nicht glücklich. Ich beklage die vergangene Zeit, weil ſie ungenoſſen vorbey ging; ich hoffe nichts von der Zukunft, weil ich keine wahre Glückſeligkeit kenne und doch zittre ich vor dem Gedanken an den Tod. Zu vergehen, wie die Furchen einer Welle; unter dem Schleyer ewiger Dunkelheit zu

ſchlummern: das ſind Bilder, vor denen mein Herz bebt. Wenn du unter den Schätzen deiner Weisheit eine Lehre haſt, die Zufriedenheit und guten Muth geben kann, ſo theile mir dieſelbe mit: denn darum bin ich gekommen.„

Almet horchte auf die Klage des Fremden mit einer Geberde des Mitleids und der Trauer; doch kehrte die Heiterkeit ſeines Geiſtes bald wieder zurück. Er hob die Hände gen Himmel und ſprach: „Fremdling, der Prophet hat mich hierüber belehrt; du ſollſt ſeine Weisheit aus meinem Munde hören.„

„Ich ſaß eines Tages, da die Sonne ſich neigte, einſam und nachdenkend im Vorhofe des Tempels und ſchaute in die Straßen der Stadt, wo eine unzählbare Menge Pilgrime aus allerley Ständen und Völkern gleich den Meereswogen auf und nieder wallte. Dieſer Anblick der Eilfertigkeit, mit welcher die Reichen gegen einander liefen; und der arbeitſamen Geduld, mit welcher die Armen

ſchwere

schwere Bürden trugen, beklemmte mein Herz. „Arme Sterbliche, sprach ich, warum seyd ihr so geschäftig? Ihr sucht Glückseligkeit; wer ist aber unter euch, der sie findet? Können Kleider von Seide und Purpur Zufriedenheit geben? Kann der Glanz der Edelsteine das Herz befriedigen? Oder hat eine höhere Macht eure Augen geblendet, daß ihr so unermüdet einem betrüglichen Schimmer nachlaufet, der bey jedem Schritte weiter zurück weicht? Wer ist glücklicher, der Arme oder der Reiche? In welchem Genuß, in welcher Freude ist wahre Befriedigung zu finden? Alles ist ein Traum; alles ist Täuschung! weder Weisheit noch Reichthum macht glücklich! Wir sind ein Spiel unsrer Begierden, die uns umhertreiben, bis uns das große Meer der Vergänglichkeit wieder verschlingt.„

So dacht' ich und seufzte, als ich fühlte, daß eine fremde Hand mich berührete. Die Straffen der heiligen Stadt verschwanden; ich stand auf der Spitze eines hohen

Fel-

Felsen und sah neben mir einen Jüngling in weißem Gewande. Ich erschrack vor dem Glanze seiner Schönheit und schlug meine Augen furchtsam nieder. „Almet, sprach er, ich bin Asforan, der Bothe der Belehrung. Ich weiß, du hast dein Leben der Weisheit und der stillen Betrachtung geweiht, um deine Brüder vor den Wegen des Irrthums zu bewahren; jetzt aber hast du dich selbst verirrt: darum sieh auf, betrachte und werde klug.„

Ich hob meine Augen auf und sah ein schönes Gefilde. Es war lieblich wie die Gärten des Paradieses; aber klein an Umfange. Mitten durch dasselbe lief ein grüner Pfad, der sich gegen Abend in eine öde Wüste verlohr, über deren äußerster Gränze dicke Finsterniß schwebte und die Aussicht verschloß. Bäume von allerley Art, welche Blüthen und Früchte trugen, beschatteten diesen Pfad, und lustige Vögel sangen in den Zweigen der Bäume. Aus dem Rasen sproßten schönfarbige Blumen und füllten die Luft,

von

von der ſie gefächelt wurden, mit ſüßen Düften. An der einen Seite floß ein heller Bach mit leiſem Murmeln über Goldſand, der durch die Wellen flimmerte; auf der andern ſah man Quellen, Grotten und Waſſerfälle, die voll Luſt und Anmuth, doch ohne die nahe Gränze des kleinen Gefildes zu verbergen, an einer ſanften Erhöhung des Thals mit einander abwechſelten.

Mein Auge verweilte mit Entzücken auf dieſer lieblichen Aue, als ich einen reichgekleideten Mann den grünen Pfad langſam und nachdenkend herab ſchleichen ſah. Sein Blick hing an der Erde, ſeine Arme lagen gefaltet über der Bruſt und ſein Geſicht war voll Mißvergnügen und Gram. Ein zahlreiches Gefolge, das hinter ihm her ging, ſchien bereit auf den kleinſten Wink ſeine Befehle zu erfüllen. Der eine reichte ihm liebliche Früchte, der andre einen goldnen Becher; allein er aß und trank mit einem ſolchen Verdruß, als ob er gezwungen werde. Die ſchönſten Früchte, die

er

er mit Heftigkeit in die Hand nahm, gab er gleichgültig wieder zurück, wenn er sie kaum mit den Lippen berührt hatte. Er legte sich neben den Quellen und Wasserfällen nieder, als ob er auf ihr Murmeln und auf den Gesang der Vögel horchen wollte; allein er fand auch hier keine Ruh. Er warf sich von einer Seite zur andern, stand wieder auf und ging in seiner vorigen grämlichen Geberde weiter. Zuweilen fuhr er zusammen, als ob er erschreckt werde oder Schmerzen fühle; und wenn sein Auge von ungefähr auf die Wüste traf, die vor ihm lag, so bebte er einige Schritte zurück und wollte umkehren; eine unsichtbare Gewalt aber trieb ihn wider seinen Willen den grünen Pfad immer weiter hinab der Wüste entgegen.

Was soll dieses Gesicht bedeuten? rief ich; indem ich mich zum Engel wandte. „Das Buch der Natur liegt aufgeschlagen vor dir, sprach er, sieh hin und werde weise.„ Ich wandte mich wieder und sah ein

enges Thal zwiſchen nackten ſteilen Felſen. Weder Gras noch Geſträuch wuchs in dieſer ſandigen Wüſte. Die Sonnenſtrahlen fielen glühend von den Felſen herab und die einzige kleine Quelle, die unter einer Klippe hervorbrach, verlohr ſich wenige Schritte von ihrem Urſprunge wieder in den heiſſen Sand. Außer einigen wilden Gemſen, die über die abgeriſſenen Felſen ſprangen, war nichts Lebendiges in dieſer Einöde zu finden; gegen Abend zu aber endigte ſich dieſe Wüſteney in eine angenehme, fruchtbare Gegend voll Bäume, Felder und Häuſer. Mein Auge ſchweifte in der verbrannten Tiefe noch hin und her, als ich einen halbnackten Mann, der ein gefangenes Reh auf den Schultern trug, den Felſen mühſam hinauf klimmen ſah. Die ſpitzigen Steine verwundeten ſeine Hände und Füße; deſſen ungeachtet half er ſich mit fröhlicher Emſigkeit hinauf, bis er eine Höhle erreichte, vor welcher eine Frau und vier Kinder auf ihn warteten. Als die

Kin-

Kleinen ihn sahen, so riefen sie ihm zu, streckten ihre Arme nach ihm aus und liefen ihm bis an den Abhang des Felsen entgegen. Sie sprangen fröhlich um ihn her und führten ihn unter lautem Freudengeschrey zur Höhle, wo er seinen Raub abwarf und sich zu ihnen in den Schatten setzte. Sein Gesicht war hager und von der Sonne verbrannt; aber freundlich und liebreich. Er lachte mit den Kindern, die mit ihren kleinen Händen den Schweiß von seiner Stirne trockneten, und schien bey ihrer Freude zu vergessen, wie sauer ihm seine Arbeit geworden war. Er sah zuweilen mit einer vergnügten Geberde in das vor ihm liegende fröhliche Gefilde; er zeigte es auch den Kleinen als die Wohnung der Freude und der Ruh; doch konnte ich weder in seinen Geberden noch in seinen Blicken ein Merkmahl finden, daß er um dieser schönen Aussicht willen mit seiner Felsenhöhle weniger zufrieden wäre.

Ich

Ich sah noch immer hin und freute mich über den Anblick dieses Mannes, der in der fürchterlichsten Einöde glücklich war, als der Engel zu mir sagte: „Merke, Almet, was du gesehen hast. Zufriedenheit und Hoffnung sind Töchter der Liebe. Wer nicht arbeitet um einen andern glücklich zu machen, wird auch selbst nie glücklich werden. Mitten im Ueberfluß wird Elend ihn peinigen, wie du an dem Müßigen in dem lustigen Gefilde gesehen hast. Er that nichts für andere; er lebte bloß für sich allein und sah seine Gefährten für Sklaven an, die an seiner Statt arbeiten sollten. Darum empfand er auch keine Freude. Er hörte nicht den Gesang der Vögel, sah nicht die Schönheit der Blumen, fühlte nicht die liebliche Luft, die ihn umwehte. Er sah mit Schrecken in die dunkle Wüste, die vor ihm lag, weil er seine Nichtigkeit und seinen Unwerth fühlte: denn wie hätte er bey seiner kalten Eigennützigkeit, die nur auf sich selbst dachte,

glauben können, daß er einer Belohnung werth sey; da von der Gerechtigkeit, deren Regeln in des Menschen Herz geschrieben sind, nur allein der Wohlthäter belohnt werden kann? Dieser Arme hingegen arbeitet für seine Frau und seine Kinder. Die Liebe, die sein Herz bewegt, macht ihn stark und gutes Muthes. Er trägt seine Bürde mit Lust: denn die Freude der Seinigen ist reichliche Belohnung für ihn. Die Liebe, die sich für andere aufopfert, fühlt ihren Werth; sie hofft von der Gerechtigkeit für ihre guten Thaten Belohnung; alles aber was sie hofft, das wünscht sie auch andern. Darum sieht dieser Arme der Ferne, die vor ihm liegt, so getrost entgegen, ohne seinen jetzigen Zustand den die Lieblinge seines Herzens mit ihm theilen, für Qual zu halten. So hat die ewige Weisheit das wahre Glück dem Menschen in seine eigne Hand gelegt. Müßiggänger und Eigennützige, die nur für ihre Wollust und Eitelkeit leben, werden der Verzweif-

zweiflung nie entachen: da hingegen der gute Vater seiner Kinder und seines Volks niemahls weder an Freude darben noch an einer bessern Zukunft zweifeln wird.„

Indessen der himmlische Bothe so sprach, verschwand das Gesicht aus meinen Augen. Ich erwachte und sah mich in dem Vorhofe des Tempels allein. Die Sonne war untergegangen. Die Einwohner der Stadt ruhten von ihrer Arbeit. Ich ging in den Tempel zurück und dachte dem, was ich gesehen hatte, beym Schein der heiligen Lampe in ruhiger Stille weiter nach.

So, mein Sohn, fuhr Almet gegen den Fremden fort, hat mich der Prophet nicht bloß zu meinem sondern auch zu deinem Nutzen in der wahren Weisheit des Lebens unterrichtet. Du hast bisher nur für dich und deinen Eigennutz gelebt; darum fandest du keine wahre Freude. Du hattest keine Hoffnung auf die Zukunft, weil dein Herz, der unbestechliche Richter, dir sagte, daß

dein Thun keiner Belohnung werth ſey. Laß dieſe Lehre des Propheten an dir nicht verlohren gehn, wie den Regen, der auf einen Felſen fällt; ſondern gehe hin und übe ſie aus. Werde der Vater der Deinigen und deines Volkes. Kleide die Nackten von deiner Heerde; ſpeiſe die Hungrigen von deinen Feldern; ſtehe dem Unterdrückten gegen Unrecht und Gewaltthätigkeit bey. Liebe die Menſchen und arbeite für ihr Glück, ſo wirſt du Zufriedenheit und Hoffnung finden: denn noch nie war ein zärtlicher Vater ein Zweifler, der ſich und die Seinigen für Wellen des Meeres hielt.„

Almèr, deſſen Wangen anfingen zu glühen, kehrte in den Tempel zurück und der Fremde ging in Friede ſeinen Weg.

Boſſaldabs Geſicht.

Boſſaldab, der Sultan von Aegypten, hatte einen einzigen Sohn, Aboram gewannt. Er liebte dieſen Sohn, wie ein Greis ſein Leben liebt, in welchem er die Arbeit ſeiner Jugend noch zu genießen hofft. Er ſammelte große Schätze, eroberte viele benachbarte Länder und arbeitete Tag und Nacht, dieſem geliebten Sohn eine große Herrſchaft und einen glänzenden Thron zu hinterlaſſen. Seine Macht war ſchon beynahe auf den höchſten Gipfel geſtiegen, als der Jüngling, welcher ſie erben ſollte, auf der Jagd von einem unglücklich abgeſchoſſenen Pfeil in das Herz getroffen ward und auf der Stelle ſtarb.

Boſſaldab war troſtlos. Er zerriß ſich den Bart, zerſchlug ſein Geſicht und benetzte den Todten mit heißen Thränen. Sein Klaggeſchrey ſchlug an die fernen Felſen; aber es rief dem Jünglinge das entflohne

Leben nicht wieder zurück. Seine Diener traten auf und sprachen ihm Trost zu; aber er hörte sie nicht. Er verwünschte seinen Pallast, sein Reich und sich selbst und verbarg sich in eine finstere Höhle des Waldes. Hier lag er im Staube, schrie laut in seiner Verzweiflung und klagte die Vorsehung der Ungerechtigkeit an. „Warum bin ich ein Herr so vieler Länder und Reichthümer geworden, rief er, wenn mir mein einziger Sohn in der Blüthe seines Lebens getödtet werden sollte? Nein, es gibt keinen Gott, der die Menschen liebt! Er hat seine Lust daran, die Armen zu quälen und ihre mit Müh aufgebaute Glückseligkeit zu zerstören.„

So brachte er drey Tage ohne Speis' und Trank in wilder Verzweiflung zu. Seine Kräfte waren erschöpft; er lag abgemattet am Boden und sah dem Tode mit Verlangen entgegen, daß er kommen und sein Herzeleid endigen sollte, als ihn mit einem Mahl

ein

ein glänzendes Licht umgab. Er hob ſeine Augen auf und ſah einen Jüngling in einem himmelblauen Gewande, die Schläfe mit einem Lilienkranze geſchmückt, vor ſich ſtehen. Der Jüngling berührte mit dem grünen Zweige, den er in der Hand hielt, des Sultans Stirn. Neues Leben floß durch ſeine Glieder; ſein Herz ward wieder ſtark, er ſtand auf und ſah den Boten des Himmels ſchweigend an. „Beſſaldah, ſprach dieſer, ich bin Kaleck, der Engel des Friedens und geſandt dich zu belehren. Komm und folge mir.„

Er nahm ihn bey der Hand, führte ihn auf ein hohes Gebirge, ſtellte ihn auf die vorderſte Klippe und ſprach: „Schaue hinab in dieſes Thal.„ Beſſaldah hob ſeine Augen auf und ſah eine dürre, wüſte Inſel. Die Wogen des Meeres ſtürmten um ſie her und warfen eben einen nackten Schiffbrüchigen ans Ufer. Der Unglückliche trug in der einen Hand ein Gefäß voll Demante; mit

der andern aber half er sich den schroffen Felsen hinan. Er hatte den Gipfel beynahe erstiegen; seine frohe Geberde zeugte von seiner Hoffnung eine bewohnte Gegend zu finden; als er aber mit dem letzten Schritt hinauf trat und eine öde Sandwüste vor sich sah, schien er vor Schrecken zu erstarren. Er warf seine Juwelen an die Erde, rang seine Hände und heulte so laut als die See. Er lief durch die Ebene und suchte Speise; allein hier wuchsen weder Bäume noch Gesträuche. Viermahl ging die Sonne auf und unter, ohne daß er nur eine wilde Beere oder ein Baumblatt für seinen Hunger gefunden hätte. Bleich und abgemattet legte er sich endlich auf den Klippen des Ufers nieder, scharrte aus den Felsritzen dürres Gras und erwartete den Tod.

„Ah! rief Bossaldah und wandte sich zum Engel, sey gnädig und gib nicht zu, daß dieser Arme so kläglich sterbe.„ „Sey stille, antwortete der Engel, und merke auf das,

was

was du ſiehſt.„ Er ſah wieder hin und erblickte ein Schiff, das ſich der Inſel eben näherte. Der Hungrige ward des Schiffes gewahr; er bekam neuen Muth, ſprang auf ſeine Füße, breitete ſeine Hände aus und winkte den Schiffsleuten zu. Da ſie ihn auf der Klippe ſahen, fuhren ſie an. Er fiel vor dem Schiffsherrn nieder, klagte ſeine Noth und verſprach die Hälfte der Juwelen für ſeine Rettung zu geben. Als der Hauptmann des Schiffes die köſtlichen Steine ſah, winkte er ſeinen Gefährten. Sie banden dem Unglücklichen Händ' und Füße, nahmen ihm ſeine Juwelen, ließen ihn gebunden am Ufer liegen und fuhren mit ihrem Raube fröhlich davon.

„O Sohn des Himmels! rief Boſſaldab wehmüthig aus, kannſt du dieſen Frevel anſehen und dulden? Sieh! die Böſewichter ſegeln fort und laſſen den Beraubten vor Hunger ſterben.„ „Schaue noch einmahl hin, ſagte der Engel. Das Schiff der

Frevler scheitert dort an einer Klippe. Hörest du ihr Geschrey? Es kommt keiner davon; sie versinken alle unter der Last ihrer Sünden. Und auf diesem Schiffe, das dem Verderben entgegen ging, wolltest du den Verlassenen retten? Vermiß dich nicht, die Wege der Vorsehung zu tadeln. Der Mann, den du betauerst, soll erhalten werden, wenn es gleich nicht auf die Art geschieht, welche du vorschreiben wolltest. Die Vorsehung hat mehr als einen Weg, denjenigen zu retten, den sie erhalten will. Dieser Mann war geizig und hart gegen Dürftige. Er hatte mehr als er brauchte; dennoch aber trieb ihn seine Habsucht auf die See, um noch mehr zu gewinnen. Die Vorsehung führte ihn daher in diese Wüste, um sein eisernes Herz zu erweichen, und seine karge Hand milder zu machen. Selig ist der Mann, der sich durch Trübsal bekehren läßt! Jetzt aber wende dich und sieh' ein neues Gesicht.„

Voſſal.

Boſſaldab wandte ſich und ſah von dem Felſen hinab. Das Meer war verſchwunden und die Tiefe hatte ſich in eine blühende Ebene verwandelt. Boſſaldabs Augen verweilten noch auf dem ſchönen Gefilde, als ein hoher Pallaſt von Marmor nahe vor ſeinen Augen aufſtieg. Die elfenbeinern Thore thaten ſich auf und zeigten einen königlichen Thron mit Gold und Edelſteinen geſchmückt. Reichthümer ohne Zahl lagen in großen Haufen auf beyden Seiten des Thrones, den die Fürſten des Landes und die Geſandten fremder Völker in demüthigen Geberden umgaben und dem jungen Könige, der auf dem Throne ſaß, den Eid der Treue ſchworen. Dieſer junge König aber war Aboram, Boſſaldabs Sohn.

„Gnädiger Allah, es iſt mein Sohn! rief der Sultan. O laß mich hin, daß ich ihn umarme!„ „Bleibe, ſprach der Engel; es iſt ein leeres Bild, in welchem ich dir die Thorheit deines Lebens und deiner Verzweif-

lung

lung zeigen will. Sieh' hin und betrachte ihn wohl.„ Die Huldigung endigte sich in ein Gastmahl. Der junge König ließ die aufgehäuften Schätze unter die Gäste vertheilen. In wenigen Augenblicken waren die Reichthümer, an denen der sparsamste Geiz lange Jahre gesammlet hatte, zerstreut. Die Fürsten hatten sich kaum mit den Demanten ihres Königes geschmückt, als sie stolz thaten und sich gegen ihn erhoben. Vier neue Throne stiegen aus den Trümmern des vorigen hervor, auf welchen vier neue Könige saßen, die den Sohn des Boffaldab, der sich bey dem Gastmahle berauscht hatte, in seiner Trunkenheit binden und in einen Kerker werfen ließen, wo er nach langem Leiden aus der Hand eines Sklaven den Tod empfing.

Der Sultan wandte seine Augen ab. Ach, es ist genug! rief er; es ist genug! „Demuth und Geduld, sprach der Engel, hätten dir dieses traurige Gesicht erspart.„ Ich habe

habe gesündiget, antwortete Bassaldab, da ich über jenen Tod des Friedens murrte, der meinen Sohn in seiner Unschuld hinweg nahm und von einer Menge künftiger Uebel befreyte. „Ja, sprach der Engel, glücklich ist der, den ein früher Tod vor Verbrechen bewahret! Gehe hin, Bassaldab, und trage dein Leiden mit Geduld. Die irdischen Werke des Menschen sind vergänglich; seine stolzen Gebäude versinken unter der Last wenniger Jahre. Die Nahmen des Geizigen und des Eroberers verhallen in Spott, wenn die Nahmen der Wohlthätigen bey der Nachwelt gesegnet werden.„

So sprach der Engel des Friedens, hob sich mit ausgebreiteten Schwingen in die Luft und das Rauschen seiner Flügel glich dem Getöse eines Wasserfalles, bis es sich nach und nach in ein sanftes Säuseln verlohr. Der Sultan erwachte. Er lag in der Höhle des Waldes mit dem Gesicht auf der Erde. Er stand auf, ging in seinen Pallast zurück

und

und suchte in einer langen friedlichen Regierung die Wunden, die er seinen Völkern durch Geiz und Eroberungssucht geschlagen hatte, durch Gerechtigkeit und wohlthätige Weisheit wieder zu heilen.

Das beste Erbtheil.

Der König von Aegypten und der Kaiser von Konstantinopel hatten seit langer Zeit blutige Kriege mit einander geführt. Endlich wurden sie des Mordens und der Verheerungen überdrüßig, ließen die alte Zwietracht fahren und machten Friede. Um ihre Versöhnung noch mehr zu befestigen, trafen sie eine doppelte Heurath zwischen ihren Kindern; und jeder verlobte seinen Sohn mit des andern Tochter. Die Väter selbst wurden bey dieser Gelegenheit die innigsten Freunde; keiner unternahm etwas wichtiges ohne den andern

andern um Rath zu fragen; und wenn einer mit des andern Handlungen nicht zufrieden war, so thaten sie sich ihre Bedenken freundschaftlich zu wissen. Einst schrieb der Sultan von Aegypten an den Kaiser von Konstantinopel also:

„Einem Vater kann nichts theurer seyn, als das Wohl seiner Kinder, in denen er nach seinem Tode von neuem aufblüht. Alles andere, worüber er Herr ist, wird ihm nach wenigen Jahren genommen; eine glückliche Nachkommenschaft aber ist ein immergrünender Baum auf seinem Grabe. Von dieser Wahrheit überzeugt, bemühe ich mich meinem Sohne Schätze zu sammeln, mit denen sich ein König Ruhm und Glück erwerben kann. Ich wundere mich daher, daß du meinem Beyspiele nicht nachfolgest und deinem Sohne keine glückliche Regierung zu verschaffen suchst.„

Der Kaiser antwortete dem Sultan: „Der Weise setzt sein Vertrauen nicht auf die Güter

ter dieſer Welt, die Unverſtand verſchwenden und tauſend Unfälle in wenigen Tagen zerſtreuen können. Ich bemühe mich meinem Sohne ſolche Schätze zu ſammeln, die ihm keine irdiſche Gewalt nehmen und durch die er ſich Glückſeligkeit aller Art erwerben kann; ich meine, ich habe ſein Herz zur Tugend gebildet und ſeinen Verſtand mit Kenntniſſen bereichert.„

Die Königinn Amberboah.

Ich Sinneddin, König von der großen Inſel, wünſche meinen Brüdern, den Sterblichen, Frieden und Heil. Ich war zwanzig Jahr alt, als mein Vater Schor-Pulu ſtarb und ich, als der älteſte von ſeinen Söhnen, den Thron beſtieg. Mein Herz hatte keine Neigung zu den wollüſtigen Freuden, die mich umgaben und in ihre offenen Arme lock-

lockten. Mein einziger Wunsch und das letzte Ziel aller meiner Gedanken war der Ruhm eines großen Königs. Allein ich suchte lange vergeblich nach der verborgenen Quelle der wahren Weisheit: denn niemand konnte mir sagen, wo sie sey. Ich that große Thaten; ich entdeckte und bezwang neue Länder; mein Nahme ging auf den Flügeln des Windes und mein Ruhm schallte bis an die Wolken; die Quelle der Weisheit aber konnte ich lange nicht finden, bis sie mir durch einen sonderbaren Zufall entdeckt ward.

Ich ging an einem Abende, wie ich oft zu thun pflegte, neben dem Strome hinab, der die Gärten meines Pallastes umfließt, und sann den Begebenheiten des vergangenen Tages nach; als eine weißgekleidete Jungfrau aus dem nahen Gesträuch hervortrat und ein Almosen von mir begehrte; mit beygefügter Bitte, sie nicht zu fragen, wer sie sey. Ihre ungewöhnliche Schönheit,

der künſtlich verborgene Reichthum ihrer Kleidung und ihre ſtille, ruhige Geberde ſchienen ihrer ſonderbaren Bitte zu widerſprechen. Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte. Ich zog einen reichen Ring von meiner Hand und bath ſie, wenn dieß nicht genug ſey, einen von ihren Sklaven an meinen Schatzmeiſter zu ſenden und mehr zu fordern. Sie neigte ſich ſchweigend und ich wollte eben meines Weges vorüber gehn, als ſie mit einem freundlichen Lächeln ſagte: „König Sineddin, die ſchöne Amberboah, die Tochter des Geiſterkönigs Arruth, meine Gebiethertinn, würde dir ihre Hand nicht verſagen, wenn du ihre Liebe gewinnen könnteſt. Komm und ſuche ihr zu gefallen; ihr Pallaſt iſt auf der Inſel Hao, wo man ihre Gunſt durch Klugheit und Beſcheidenheit gewinnt.„ So ſprach ſie und verſchwand.

Ich ſtand wie bezaubert und ſah mit ſtarren Augen auf die Stelle, wo ſie verſchwunden war. Ihre ſüßen Worte tönten

noch

noch in meinem Ohr und ihre freundliche Gestalt schien noch immer vor meinen Augen zu schweben. „Ja, ich muß hin auf die Insel Hao, rief ich endlich aus; ich muß mich um die Gunst der schönen Amberboab bewerben. Vielleicht kann ich ihre Liebe gewinnen; vielleicht gibt sie mir ihre Hand und macht mich zum glücklichsten aller Könige; und wenn mir diese schmeichelhafte Hoffnung auch fehlschlüge, so habe ich schon genug, diese berühmte Königinn nur gesehen zu haben.„ Ich kehrte in meinen Pallast zurück, ließ in der größten Eil ein Schiff ausrüsten, versammelte meine Vezire und als die eilfte Morgenröthe anbrach, stieg ich an der Insel Hao ans Land.

Diese Insel hat die Gestalt einer runden Pyramide. Der Pallast der Tochter des Arruth steht auf dem obersten Gipfel und fällt dem Fremdling zuerst in die Augen, er mag anlanden von welcher Seite er will. Der einzige Zugang, der zu dem Pallaste hinauf führt, ist eine in den Felsen gehaue-

ne Treppe, die durch sechs Thore von Elfenbein in sechs gleich große Abschnitte getheilet wird. Ich klopfte an das erste Thor; es that sich auf. Sechs Derwische traten mir entgegen. Der Aelteste von ihnen, dessen silberweißes Haar und niedergebeugtes Haupt von seinem hohen Alter zeugten, fragte mich, wer ich sey und was ich wolle. Ich sprach: Ich bin der König Sineddin, der Sohn des Schor-Pulu und komme mich um die Gunst der schönen Königinn zu bewerben. „Wenn ich auf deine Weisheit rechnen könnte, erwiederte der Alte, so wollte ich dir einen guten Rath geben.„ O das kannst du, sprach ich; ich werde deinen Rath auf das beßte nützen; sage nur an. Der Alte schüttelte den Kopf und sprach: „Gehe nur weiter, mein Sohn. Mein Rath würde dir nichts helfen: denn du bist zu sehr von dir selbst eingenommen, als daß du die Warnung eines andern viel achten solltest. Bis auf Wiedersehen, mein Sohn.„ Mit diesen Worten

ten ließ er mich ſtehen und wandte ſich nebſt ſeinen Gefährten gegen das Thor.

Ich ſtieg langſam weiter mit dem Vorſatze künftig beſcheidener zu ſeyn und mehr Mißtrauen in meine Klugheit zu ſetzen. Ich kam an das zweyte Thor und klopfte an. Es that ſich auf; fünf Kalender traten mir entgegen, von denen der Aelteſte mich wiederum fragte, wer ich ſey und was ich hier wolle. „Ich bin ein unerfahrner Fremdling, ſprach ich, welcher der Königinn Amberdoab ſeine Dienſte anbiethen will. Was mir zu dieſem Vorhaben an Klugheit und Geſchicklichkeit fehlt, das hoffe ich durch folgſamen Eifer in dem Dienſte der Königinn zu lernen.„ Welch eine beſcheidene Klugheit! riefen die fünf Kalender mit einem Mahl aus. Geh weiter, kluger Fremdling, geh weiter.

Bey dem dritten Thore empfingen mich vier Santone, von denen der Aelteſte mich fragte, was für eine Belohnung ich von der Königinn für meine Dienſte verlangte

und wie lange ich in ihren Dienſten bleiben wollte? „Ich verlange keine andere Belohnung, ſprach ich, als die Freude ihr zu gehorchen; mein Gehorſam und meine Liebe aber ſollen ſich nur mit meinem Leben endigen.„ Gut geantwortet, ſprachen die vier Santone und traten auf beyde Seiten zurück.

Vergnügt über meine bewieſene Klugheit ging ich weiter und erreichte das vierte Thor, wo mir drey Mollah's entgegen traten, die mich fragten, ob ich von mir ſelbſt oder durch fremden Antrieb zur Königinn käme und ob ich ihr auch gehorchen wollte, wenn ſie mir unmögliche Dinge befehlen würde. „Die Wohnung der Königinn, ſprach ich, iſt unter den Menſchen ſo wenig bekannt, daß ich ſie vielleicht nie gefunden hätte, wenn ich nicht durch eine himmliſche Erſcheinung wäre gerufen worden. Was aber meinen Gehorſam betrifft, ſo werde ich der Königinn ohne Einſchränkung gehorchen: denn ich glaube, daß

daß ſie viel zu gerecht ſey, als daß ſie mir Dinge befehlen könnte, die meine Kräfte überſteigen. „Geh weiter, riefen die drey Mollah's zu gleicher Zeit; wir ſind mit deiner Antwort zufrieden.

Ich kam zum fünften Thor, das mir von zwey Imanen geöffnet ward. Welches von beyden würdeſt du vorziehen, fragten ſie, wenn dir die freye Wahl gelaſſen würde; daß du hier im Schloſſe bey der Königinn bliebeſt, oder daß ſie mit dir in dein Land zöge? „Wenn ich freye Wahl hätte, ſprach ich, ſo würde ich nicht ſelbſt wählen; ſondern ich würde die Königinn fragen, welches von beyden ſie für das Beſte halte. „Vortreflich! riefen die beyden Imane; vollende deinen Weg.

Mein Herz klopfte vor ängſtlicher Freude, als ſich das ſechſte Thor auftat und dieſelbe weißgekleidete Jungfrau, die mir in dem Hain erſchienen war, mit dieſer Frage zu mir trat: „Was würdeſt du thun, wenn

Königinn dich ihrer Liebe nicht werth hielte?„ O holdselige Jungfrau, sprach ich, ich würde sie bitten mich derselben werth zu machen. „Nun gut, antwortete sie; wenn sie aber deine Liebe mit Gegenliebe belohnt, so sey mit deinem Glück zufrieden und begehre nichts mehr.„

Nach dieser Warnung führte sie mich in einen Saal des Pallastes, in welchem die Königinn von ihren Jungfrauen umgeben mich zu erwarten schien. Ich kniete vor ihr nieder und berührte mit meiner Stirn, zum Zeichen meiner gänzlichen Ergebung in ihren Willen, die unterste Stufe ihres goldnen Thrones. „Steh auf, König Sineddin, sprach sie; meine Erkenntlichkeit wird sich nach deiner Folgsamkeit richten.„ Zwey von ihren Jungfrauen führten mich in ein Zimmer, das für mich bereitet war und unterrichteten mich, wie ich mich zu verhalten hätte. Die Königinn schien anfangs gleichgültig und spröde; da sie aber sah, daß ich alle ihre Befehle mit

der

der folgsamsten Genauigkeit erfüllte, ward sie von Tag zu Tage freundlicher und liebreicher. Sie ließ mir durch ihre Blicke immer deutlicher merken, daß sie mit meinem Gehorsam zufrieden sey; ja, es war noch kein völliger Monath vergangen, als sie mir schon ihre Liebe zusagte. „Deine Folgsamkeit, sprach sie, an der ich deine Liebe erkenne, hat dir meine Gegenliebe erworben. Ich weiß, dein Herz zieht deine Heimath, in der ein großes Volk mit Sehnsucht auf dich wartet, meiner einsamen Wohnung vor. Es ist besser, daß ich dir folge, als daß du hier bleibst. Komm, Geliebter, wir wollen uns zur Abreise bereiten.„

Sie reichte mir die Hand und führte mich in einen Marmorsaal, wo ihre Schätze aufbewahret wurden. Ich erstaunte über den unermeßlichen Reichthum. Sechs Tische von gediegnem Golde standen an den Wänden und auf jedem prangte ein großes Gefäß von Jaspis. Das erste war mit Topasen

gefüllt, das zweyte mit Smaragden, das dritte mit Rubinen, das vierte mit Saphiren, das fünfte mit Demanten und vollkommen runden Perlen, so groß wie die Gallapfel. Das sechste war das größte und enthielt eine Menge von allerley Kleinodien, die mit hoher Kunst und Feinheit gearbeitet waren. „Nimm dir, mein Lieber, sprach die Königinn, von diesen Schätzen so viel als du willst und so viel du für jetzt zur Verherrlichung deines Thrones nöthig hast.“ Meine Augen waren geblendet; doch eingedenk der Warnung, die mir die weißgekleidete Jungfrau gegeben hatte, sprach ich: Du thust mir Unrecht, meine Königinn; ich habe alles, was ich begehre, wenn Amberdah mich liebt. Wenn du meinen Thron durch deine Gegenwart verherrlichest, so wird er der glänzendste von allen Thronen der Erde.“ „Zörne nicht, Geliebter, sprach sie mit einem süßen Lächeln und schlug ihre schönen Arme um meinen Hals. An diesem allen erken-

erkenne ich deine aufrichtige Liebe mit inniger Freude. Nur dieses einzige kleine Geschenk nimm aus meiner Hand, daß du doch etwas aus meinem Hause mit dir zurückbringest.„ Mit diesen Worten nahm sie aus dem Gefäße der Kleinodien einen Ring und legte ihn an meine Hand. Ich betrachtete den Ring einige Augenblicke und sah, daß an Statt eines Demantes mein Bildniß darein gefaßt war. Diese unerwartete Schmeicheley entzückte mich; ich fiel ihr zu Füßen, küßte ihr die Hand und sagte, daß ich dieses schöne Geschenk als ein Zeichen ihrer Liebe und meines Glücks mit heiliger Sorgfalt bewahren wollte.

„Treuloser Heuchler, sprach die Königinn Amberboab zornig und stieß mich von sich. Hinweg! du bist meiner Liebe nicht werth. Dein Herz weiß nicht, was Liebe und Ergebenheit sey. Gehe hin und vergöttere dich selbst: denn du allein bist dein eigener

ner Abgott, dem du opferst und vor dem du kniest.„ So sprach sie und verließ mich. Ich stand da wie vom Blitz gerühret und wußte nicht, ob ich folgen oder bleiben sollte; als ihre funfzig Jungfrauen, wie wüthige Löwinnen hereinstürzten, mich ergriffen und bis an das zweyte Thor der Felsentreppe fortrissen. Dieses und alle übrige Thore waren geöffnet und die Wächter standen allenthalben bereit, meine Abreise nach Möglichkeit zu beschleunigen. Die beyden Imame faßten mich jeder bey einem Arm und schleuderten mich den Mollah's entgegen. Diese jagten mich wie ein dreyfacher Sturmwind zu den Santonen hinab. Die Santone warfen mich den Kalendern in die Hände; und die Kalender brachten mich mit einer solchen Schnelligkeit zu den Derwischen hinunter, daß ich kaum die Erde mit meinen Füßen berührte. Außer Athem und halb todt fiel ich mitten unter den Derwischen nieder, die um mich herstraten

und

und ein so lautes Gelächter erhoben, daß die ganze Insel davon wiederhallte.

„Ich sah es vorher, sagte der Alte mit dem weißen Haar, als ich mich wieder erhohlte, daß du nicht viel ausrichten würdest. Eigendünkel, mein Sohn, ist die Quelle von einer Menge Thorheiten; denn wo eitle Selbstliebe herrscht, da kann keine wahre Weisheit wohnen. Steh auf und begib dich zu deinen Gefährten, die mit Ungeduld auf dich warten. Sollte dich übrigens diese Reise klüger gemacht haben, so wünsche ich dir Glück; wegen des Vergangenen aber tröste dich mit der großen Anzahl deiner Vorgänger, die mit gleicher Geschwindigkeit aus dem Schlosse der Königinn Amberdah zurück gekommen sind.„

Ich grüßte den Alten, stieg in mein Schiff und segelte wieder heim, zufrieden, daß mir die Königinn nur wenigstens den Ring zum Andenken gelassen hatte, den ich seitdem wie einen warnenden Freund betrachtet

ſet und Tag und Nacht an meiner Hand ge-
tragen habe.

Die Heucheley.

Als Hatem-Tai, mit dem Zunahmen der Freygebige, geſtorben war, ward ſein Bru-
der Kuhman König an ſeiner Statt. Die-
ſer nahm ſich vor mit dem Ruhme zu wett-
eifern, welchen ſich der Verſtorbene durch
Wohlthätigkeit bey ſeinen Völkern erworben
hatte. Da ſeine Mutter Seidika dieſes
ſah, ſprach ſie zu ihm: „Es iſt ſchön, mein
Sohn, daß du dich bemühſt deinem Bruder
nachzuahmen; nur laß dir dein Thun Ernſt
ſeyn. So zeitig die Menſchen über ſich
ſelbſt urtheilen, ſo ſcharfſichtig ſind ſie in
ihren Bemerkungen über andere. Wie ſie
das Licht von der Finſterniß unterſcheiden,
eben ſo genau ſahen ſie den Unterſchied zwi-
ſchen

ſchen fremden Tugenden und Fehlern; beſonders an ihren Königen und Vorgeſetzten. Denn wenn es zuweilen geſchieht, daß an dieſem oder jenem eine gute Eigenſchaft nicht geachtet wird; ſo geſchieht es doch nie, daß einer von der Stimme des Volkes wegen einer Tugend, die er bloß beſitzt, aufrichtig geprieſen werde. Ich kenne dein Herz, mein Sohn; ich weiß, es iſt zur Freygebigkeit nicht ſehr geneigt. Was du daher thun willſt, das thue mit Ernſt.„ So ſagte Scheherzada; allein Rahman war viel zu ſtolz und eingebildet, als daß er ſeiner Mutter gegläubet hätte. Es lief ein groſſes Feſt anſchlagen, worin er nach Hatems Beyſpiel allen Bittenden Gehör gab. Dieſes Feſt hatte vierzig Eingänge, die Tag und Nacht offen ſtanden. Scheherzada verkleidete ſich in eine arme Frau, zog einen dichten Schleier über ihr Geſicht und ging in das Feſt. Ihr Sohn, der ſie nicht kannte, gab ihr ein Almoſen. Sie dankte und ging fort; nach wenigen Augen-

Augenblicken aber kam sie durch eine andre Thür wieder herein und bath von neuem um eine Gabe. „Hab' ich dir nicht eben jetzt erst gegeben? rief ihr Nachmann an; wie bist du so unverschämt, Frau, in einem Augenblicke zweymahl zu kommen!„ Da nahm Scherbeck ihren Schleyer ab und sagte: „Hab ich mich geirrt, mein Sohn, als ich dir sagte, daß deine Freygebigkeit Heucheley sey, und daß du den Nahm deines Bruders nie erlangen werdest? Ich verkleidete mich einst auch so, um deines Bruders Freygebigkeit zu prüfen, ob sie Stolz und Verstellung, oder natürliche Neigung seines Herzens sey. Ich kam während einer Stunde durch alle sieben Thore seines Zeltes, und siebenmahl empfing ich in derselben Kleidung eine Wohlthat aus seiner Hand. Von eurer zarten Kindheit an hab' ich gesehen, daß eure Gesinnung verschieden sey. Dein Bruder Hatem wollte nicht saugen, wenn nicht ein anderes Kind an seiner Seite lag und aus der mit-

mütterlichen Bruſt mit ihm trank; du aber bedeckteſt ſie mit beyden Händen, um ſie jedem andern zu verbergen, und weinteſt heiſſe Thränen, wenn ich ſie dir entzog. Wie kannſt du nun hoffen, daß deine Feinde und Fremde gelinder, als deine Mutter, über dich richten werden?„

Moſtanſer.

Der Kalif Moſtanſer ſah aus den Fenſtern ſeines Pallaſtes eine Menge alter Kleider, die man auf den Dächern der benachbarten Häuſer ausgebreitet hatte und fragte, was dieſer widrige Aufputz bedeute. „Beherrſcher der Glaubigen, antwortete ihm ein junger Höfling, das ſind die Feyerkleider der Bettler dieſes Viertels; ſie haben ſie tüchtig gewaſchen und laſſen ſie an der Sonne trocknen, um ſich am kommenden Beiramsfeſte

damit zu ſchmücken. Sie verdienten wohl, daß man dieſen Trödel, den ſie ohne alle Scheu vor deinen königlichen Augen aufgehängt haben, mit Oehle beſpritzte.„ Laßt mich machen, ſagte der Kalif, ich will ihnen einen weit luſtigern Streich ſpielen. Er ließ ſogleich einige hundert goldne Kugeln gießen, nahm eine Armbruſt und beſchoß damit die Dächer, wo die alten Kleider hingen. „Nun bin ich zufrieden; ſprach er, als die Kugeln alle verſchoſſen waren. Dieſe armen Leute werden ſich neue Kleider kaufen; und wenn ſie auch ſagen, der Kalif ſey ein muthwilliger Knabe: ſo werden ſie wenigſtens nicht klagen, er habe ein boshaftes Herz.„

Mahmuds Spiegel.

Der Sultan Mahmud, welcher viel Verſtand und Tapferkeit beſaß, aber nicht ſchön von Angeſicht war, hörte ſich von ſeinen Hofleuten ſo oft das Licht der Welt, die Quelle des Troſtes, die Luſt der Völker, das Ebenbild der Sonne nennen und ſeine Schönheit preiſen, daß er zuletzt wirklich glaubte, er ſey ſchön. Als er nun eines Tages in einer großen Gallerie auf und nieder ging und von ungefähr in einen Spiegel ſah, wunderte er ſich ſehr, als er es anders fand. „Entweder belügen mich meine Hofleute, ſprach er, oder dieſer Spiegel iſt falſch. So viel hundert Augen, die mich ſchön finden, können ſich aber beſchwerlich ſo arg betrügen. Es kann nicht anders ſeyn; der Fehler liegt an dem Spiegel.„ Er ging zum zweyten; der zeigte ihm eben daſſelbe Geſicht. Zum dritten; wieder daſſelbe. „So könnte es

denn doch wohl seyn, fing er endlich an, daß diese Gläser Recht hätten. Man kann ihnen trauen, daß sie die Wahrheit sagen: denn sie werden nicht wie meine Hofleute für ihre Lügen bezahlt.„ Er stand noch in diesen Gedanken, als sein Großvezir Kasajas, der ihm selten zu schmeicheln pflegte, herein trat. „Vezir, sprach er, wie kommt es, daß so viele Leute sagen, sie würden durch meinen Anblick erfreut? Denn wenn diese Spiegel mich nicht belügen, so bin ich eben nicht schön.„

„Herr, antwortete der Vezir, die Völker wären glücklich, wenn ihre Könige keine Schmeichler fänden. Sie begleiten auch dich, wie der Schatten das Licht. Sie haben dich belogen, um dir zu gefallen; und ich will dir die Wahrheit sagen, um dir nützlich zu werden. Es ist für einen König gleichgültig, er mag schön oder häßlich seyn: denn nur wenige von seinen Unterthanen können seines Anblicks theilhaftig werden; und

diese

dieſe Wenigen gewöhnen ſich leicht daran. Hingegen ſeiner Gerechtigkeit und Weisheit erfreuen ſie ſich alle: darum ſind auch dieſe beyden die größten Schönheiten, die ein Volk ſeinem Könige wünſchen kann.„

Die Schatzung.

Der Tartarkönig Tamerlan fand viel Gefallen an den luſtigen Schwänken des Ahmedi, der die Kunſt verſtand, ſehr viel Kluges auf eine lächerliche Weiſe zu ſagen. Als nun der Sultan eines Tages mit einem groſſen Theile ſeiner Hofleute im Bade war, ſprach er zu ihm: „Bilde dir ein, Ahmedi, du wäreſt auf einem Markte und wollteſt Sklaven kaufen. Wir alle ſtehen auf dem Verkauf; laß alſo ſehen, wie hoch du uns ſchätzeſt.„ Ahmedi hatte die Eigenſchaft, ſich in dergleichen Aufträgen ſehr klug zu benehmen. Die Stolzen und die Narren ſchlug

er sehr hoch an; die Klugen aber, die Spaß verstanden, setzte er herab und neckte sie mit dem lustigsten Muthwillen. Kurz, er wußte es so zu machen, daß die Hofleute alle sehr wohl mit ihm zufrieden waren, oder sich wenigstens so stellten. „Aber wie hoch schätzest du mich? fragte Tamerlan; rede aufrichtig.„ Den Sultan? antwortete Ahmedi; nun der mag wohl zwölf gute Piaster werth seyn. „Einfalt! erwiederte der König; dieß schlechte Badtuch, das ich an mir habe, kostet zehn.„ Das weiß ich wohl, sprach Ahmedi; auch hab ich es in meinem Anschlage mit begriffen, weil man die Sultane eigentlich zu gar nichts brauchen kann, weder als Gärtner noch als Künstler. Tamerlan lachte anstatt sich zu erzürnen, und gab dem Ahmedi bey Gelegenheit ein reiches Geschenk: denn dieser König hatte die seltene Tugend, sich durch keine Wahrheit, die man ihm sagte, beleidigen zu lassen.

So-

Soliman.

Als der Türkiſche Kaiſer Soliman nach der Eroberung von Belgrad in ſeine Hauptſtadt zurück kam, gab er ſeinem ſiegreichen Heere einen freyen Tag zur Fröhlichkeit. Die Soldaten begingen allerley Ausſchweifungen; unter andern aber beraubten ſie des Nachts das Haus einer Wittwe. Als dieſelbe des Morgens den Diebſtahl ſah, lief ſie dem Kaiſer, der eben durch die Stadt ritt, entgegen und rief ihn an: „Herr, deine räuberiſchen Soldaten haben mir dieſe Nacht mein Haus geplündert. Ich bin eine Wittwe und Mutter von vier Kindern; ich bitte dich, ſchaffe mir Recht.„

Der Kaiſer, den dieſe Anrede ein wenig beleidigte, fragte, ob ſie die Soldaten, die es gethan hätten, kenne; da ſich aber die

Wittwe damit entschuldigte, daß sie den Diebstahl erst bey Anbruch des Tages bemerkt habe, so sagte der Kaiser: Wenn dieß ist, so leidest du die Strafe deiner Schuld; Du hättest nicht so nachläßig seyn und nicht so fest schlafen sollen. „Ich schlief ruhig und ohne Sorgen, gab die Wittwe unerschrocken zur Antwort, weil ich glaubte, daß die Gerechtigkeit des tapfern Soliman die Thür meines Hauses bewache. Denn daß sein Kriegsheer, mit welchem er die Gränzen des Landes vertheidiget hat, seine eignen hülflosen Unterthanen beschützen könnte: daran dachte ich nicht.„

Der Sultan fand diese Antwort sehr klug und ließ der Wittwe ihren Verlust zwiefach ersetzen.

Die

Die Mondköniginn.

Katifeh, die Königinn von Gor, hatte alle Tugenden und alle Fehler ihres Geſchlechts; oder beſſer zu ſagen, ſie war ſo veränderlich, als man ſeyn kann. Indeſſen wollte ſie gut ſeyn und ſagte daher eines Tages zum weiſen Zulbar: Weiſer Mann, ich bin eifrig bemüht mich ſelbſt kennen zu lernen und bitte dich, mir in dieſer Bemühung beyzuſtehn. Erforſche meine Gemüthsart und ſchildre ſie mir in einem Gemählde, worin ich mich auf dem erſten Blick erkennen möge. „Deine Gemüthsart! antwortete Zulbar. Welche denn, erhabne Königinn? Ueberredet dich deine Beſcheidenheit zu glauben, daß du deren nur Eine habeſt? Die Blumen des Frühlings ſind nicht ſo zahlreich und mannigfaltig, als die Tugenden, womit ſich deine Seele alle Augenblicke ſchmückt. Wenn ich ſehe, wie ſchnell dieſe Tugenden hervorkeimen, blühen, verſchwinden und wieder erſcheinen; wenn

ich ſehe, wie ſie ſich miſchen, entzweyen und wieder vertragen: ſo kann ich ſie, wie jeder andre, bewundern; aber wer könnte ſie je beſchreiben oder nur zählen? Ich habe irgendwo geleſen, fuhr der weiſe Mann fort, die Mondkönigin habe einſt befohlen, man ſolle ihr ein Kleid machen, welches genau anſchlieſſe und deſſen Farbe mit dem Glanze ihres Angeſichts übereinkomme; die Näherinn aber habe ihr geantwortet: O Königinn der Sterne, du erfreueſt uns in allen Geſtalten und zu allen Zeiten; allein da du bald groß, bald klein, bald weiß, bald bleich, bald roth biſt: ſo ſage mir, was für ein Maß ſoll ich zu deiner immer wechſelnden Geſtalt nehmen; und welche Farbe wird ſich zu dem Glanze deines Angeſichtes, das jede Nacht ſich verändert, wohl ſchicken?„

Der

Der kluge Vezir.

Der Vezir Kaſajas ritt mit dem Sultan Mahmud eines Tages auf die Jagd und erzählte unterweges, daß er die Sprache der Vögel verſtehe. Mahmud wunderte ſich deſſen und ſagte: Wäre es möglich, Vezir, daß du dieſe Wiſſenſchaft hätteſt? „Nicht anders, Herr, antwortete Kaſajas; ich habe ſie von einem klugen Derwiſch gelernt und verſtehe alles, was die Nachtigallen, die Sperlinge, die Aelſtern und die übrigen Vögel mit einander zwitſchern.„ Der König ſchien es nicht zu glauben; als er aber gegen Abend von der Jagd zurückkehrte und zwey Käuze auf einem Baume bey einander ſitzen ſah, ſo ſagte er: Vezir, was mögen wohl dieſe Käuze mit einander ſprechen? Gehe hin, höre zu und ſag es mir wieder. Der Vezir näherte ſich dem Baume, ſtellte ſich als ob er den Käuzen aufmerkſam zuhörte

und

und als er wieder zurückkam, ſagte er: „Herr, ich habe zwar einen Theil ihrer Unterredung gehört; allein ich darf das Gehörte nicht weiter ſagen.„ Warum nicht, Vezir? rief der Sultan. „Die beyden Vögel, antwortete Kaſajas, ſprachen von meinem Herrn, dem Könige.„ Von mir? erwiederte Mahmud. Was wäre denn das? Ich befehle dir, Vezir, daß du mir von Wort zu Wort wiederhohleſt, was du gehöret haſt. „Nun, ſo muß ich denn gehorchen, antwortete Kaſajas. Der eine von dieſen Käutzen hat einen Sohn und der andere eine Tochter, zwiſchen denen ſie eine Heurath ſtiften wollen. Bruder, ſagte der Vater des Sohns zum Vater der Tochter, ich bin mit dieſer Heurath zufrieden, wenn du deiner Tochter funfzig wüſte Dörfer zur Ausſteuer geben kannſt. O Bruder, antwortete der Vater der Tochter, anſtatt funfzig gebe ich ihr fünf hundert. Gott ſchenke nur dem Sultan Mahmud langes Leben! So lange dieſer König

von Perſien iſt, werden wir an wüſten Dörfern keinen Mangel leiden.„ Der Sultan Mahmud, der eben mit dem Gedanken umging, einer Kleinigkeit wegen mit ſeinen Nachbarn einen neuen Krieg anzufangen, merkte ſich die ſinnreiche Lüge ſeines Vezirs und legte die Streitigkeit in Güte bey.

Alaeddin.

Iſſeddin, ein reicher Kaufmann zu Kairo, verlohr durch Unglück in weniger als zwey Jahren ſein ganzes Vermögen; er ſelbſt ſtarb wenige Wochen nach ſeinem letzten Verluſte vor Gram und hinterließ ſeine zahlreiche Familie in der äußerſten Dürftigkeit. Sein älteſter Sohn, der Alaeddin hieß und noch nicht achtzehn Jahr alt war, trauerte mehr über das Elend ſeiner Mutter und Geſchwiſter als über ſein eigenes. „Ich kann dir hier

hier nichts helfen, liebe Mutter, sprach er, wenn ich nicht als Taglöhner arbeiten und meinen dürftigen Unterhalt durch Sklavendienste erwerben will. Ich will in die Fremde, wo vielleicht ein besseres Schicksal auf mich wartet. Geht es mir wohl, so sey gewiß, daß Alaeddin an seine Mutter und Geschwister denket.„ Er nahm von den Seinigen Abschied, schlug sich zu einer Karavane, die nach Sues zog und kam nach zweyen Tagen in dieser Seestadt an. Die Reisenden zerstreuten sich und gingen ihren Geschäften nach; er aber, der keines hatte, schlich traurig an dem Ufer des Meeres auf und nieder. Eine große Menge Kaufleute von Medina, von Mekka, aus Indien und Sina schifften ihre Waaren hier ein. Der ganze Hafen war mit segelfertigen Schiffen gefüllt; das Ufer mit Schiffsleuten, Lastträgern und reichen Ballen bedeckt. Alles war in Bewegung und Arbeit; nur Alaeddin ging müßig, unbekannt und hungrig herum,

um, ohne zu wiſſen an wen er ſich wenden ſollte.

„Vor wenigen Jahren landeten hier die Schiffe meines Vaters mit reichen indiſchen Gütern,„ dachte er und ſah wehmüthig vor ſich hin als ein fremder Kaufmann zu ihm trat. Er trug ein langes weißes Kleid, das nebſt dem weißen Barte, der bis an den Gürtel reichte, ſeiner übrigen guten Geſtalt ein ehrwürdiges Anſehen gab. „Mein Sohn, ſprach der Fremde, darf ich nach deinem Nahmen und nach deinen Geſchäften fragen?„ Herr, antwortete der Jüngling, ich heiße Alaeddin. Ich habe hier kein Geſchäft; Unglück und Dürftigkeit hat mich in dieſe Stadt geführt. Ich kann hier auch nichts weiter erwarten, als daß Gott das Herz irgend eines wohlthätigen Mannes rühre, mich in ſeinen Schutz zu nehmen und in ein fremdes Land zu bringen, wo eine von den tauſend Pforten der Vorſehung, die ſich den Redlichen öffnen,

auch

auch mich Verlassenen aufnehmen möge. „Ich reise nach Dschidda, sprach der Fremde; und da ich wegen meines Alters einen Bedienten suche, der mich bis dorthin begleite, so steht es bey dir, ob du diese Stelle annehmen willst. Ich gebe dir jeden Tag einen Piaster und dein ganzer Lohn soll dir bey unsrer Landung sogleich ausgezahlt werden.„ Alaeddin küßte ihm die Hände und nahm sein Anerbieten mit Freuden an. Des Fremden Güter waren schon eingeschifft. Sie begaben sich beyde an den Bord. Die Anker wurden gelichtet; das Schiff segelte in die hohe See und nach einer Ueberfahrt von vier und zwanzig Tagen kamen sie in dem bestimmten Hafen an.

Alaeddin hatte sich während der Reise sehr wohl verhalten. Sein Herr zahlte ihm der Bedingung gemäß, so bald sie ans Land traten, vier und zwanzig Piaster. „Mein Sohn, sagte er, da ist, was ich dir für deine Dienste schuldig bin. Allein ich darf

es

es dabey nicht bewenden laſſen; hier haſt du noch zehn Piaſter. Die bewieſene Genauigkeit in deinen Pflichten und dein Eifer allen meinen Wünſchen zuvor zu kommen, fordern nicht weniger von meiner Erkenntlichkeit.„ Er ſchenkte ihm auch ein neues Kleid; und als Alaeddin um weitere Befehle bath, ſo reichte er ihm großmüthig die Hand und ſprach: „Gehe hin in Friede, mein Sohn.„ Herr, ſagte Alaeddin, laßt euer Gebet mich begleiten. Die Augen ſtanden ihm voll Thränen und ſein Herz war ſo beklemmt, daß er nicht mehr ſagen konnte. Er wandte ſich nach der Stadt, ohne zu wiſſen was er nun anfangen ſollte.

Er ging in den Gaſſen hin und her, bis ihn die einbrechende Nacht in ein Gaſthaus nöthigte. Es war in dieſer Stadt, die in einer wüſten Gegend liegt, alles ſehr theuer. Er mußte für ein geringes Mahl und für eine ſchlechte Lagerſtätte zwey Piaſter bezahlen. Sein Geld nahm unvermerkt

ab und nach fünf kurzen Tagen ſah er mit Betrübniß, daß kaum noch der dritte Theil davon übrig war. Er ging täglich zwey bis dreymahl an den Hafen, ohne einen Menſchen zu finden, der ſeine Dienſte begehrte. Er trat jedem Fremden, deſſen Anſehen etwas verſprach, vor die Augen; keiner aber fragte ihn, ob er etwas bedürfe.

So hatte er auch am ſechſten Tage zwey vergebliche Wege gethan und kehrte eben in ſtiller Traurigkeit wieder zurück, als er nicht weit von der Stadt einen Beutel an der Erde fand. Er bückte ſich, hob ihn auf und da er ſah, daß derſelbe voll Zechinen ſey, ſo verbarg er ihn in ſeinem Buſen. Die Gegend war einſam; und niemand hatte ihn bemerkt. „Nun iſt mir auf einmahl aus meiner Noth geholfen!„ ſprach er und eilte ſeinen Reichthum näher zu betrachten, als er einem Herolde begegnete, der dieſe Worte ausrief: Ihr redlichen und gottesfürchtigen Leute! Wer von euch einen Beutel mit

tauſend

tausend Zechinen gefunden hat und denselben an den Eigenthümer zurückgeben will, der soll hundert Zechinen zur Belohnung empfangen. „Hundert Zechinen, dachte Alaeddin, die ich rechtmäßig besitze, sind besser als tausend gestohlne. Unrecht gedeiht nie und sein Lohn ist Reue. Was würde ich gewinnen, wenn ich mein Glück auf das Verderben eines andern baute? Wer kann den Fluch eines Armen ertragen? Nein, ich will keinen Fluch über mich bringen.„ Er ging auf den Herold zu und fragte, wer der Mann sey, der diesen Beutel verlohren habe? Warum fragst du das? antwortete der Herold. „Der Beutel ist gefunden, fuhr Alaeddin fort. Wenn der andere sein Recht dazu erweisen kann, so ist man bereit das Gefundene zurück zu geben.„ In Wahrheit, sagten die Umstehenden, als Alaeddin mit dem Herolde fortging, das ist ein Mensch, wie es wenige gibt; dergleichen Redlichkeit ist jetzt eine seltne Erscheinung.

Der Herold führte ihn in ein großes Haus. Sie traten in einen kleinen Vorsaal, wo ein langer hagerer Mann zwischen einer Menge Rechnungsbüchern saß, in denen er blätterte. „Herr, sagte der Herold, hier ist derjenige, welcher den Beutel gefunden hat.„ Der Alte drehte sich bey diesen Worten langsam um, sah den Aladdin mit grossen Augen an und fragte, ob er der sey, welcher den Beutel gefunden habe. Ja, Herr, ich bins, sagte Aladdin. „Du verlangst vielleicht, fuhr der Alte fort, daß ich die das Siegel des Beutels ansehen soll?„ Nein, Herr, antwortete Aladdin lebhaft, das verlange ich nicht. Ein so ehrwürdiger Mann, wie du bist, kann nicht betrügen. Hier ist der Beutel. „Gott wird dein Vergelter seyn, mein Sohn,„ sprach der Alte, legte den Beutel neben sich und blätterte in seinen Büchern fort. Aladdin blieb schweigend stehen, bis der Alte von ungefähr wieder aufsah und fragte, auf was er noch war-

warte. „Herr, sagte Alaeddin, der Herold hat demjenigen, welcher ihr den Beutel wiederbringen würde, hundert Zechinen versprochen; ich hoffe, daß du dein Versprechen erfüllen werdest.„ Das ist billig, mein Sohn, antwortete der Alte. Der Beutel mit den tausend Zechinen gehört einer verarmten Familie, die ihre väterlichen Güter verkauft hat. Würdest du nicht mit der Hälfte des Versprochenen zufrieden seyn? „Auch das, sagte Alaeddin; ich nehme sie an.„ Anstatt sie auszuzahlen, las der Alte in seinen Büchern weiter. „Ich sehe, fing er nach einiger Zeit wieder an, daß die Eigenthümer dieses Geldes Unmündige sind, und daß sie nach Abzug der väterlichen Schulden kaum die Hälfte davon erhalten werden. Würdest du nicht mit zehn Zechinen zufrieden seyn, mein Sohn?„ Nun gut, sagte Alaeddin; ich bin zufrieden. Der Alte that wie vorher und las in seinen Büchern weiter. „Ich rechne eben aus, fing

er hernach wieder an, daß, wenn von den fünf Unmündigen jedes hundert Zechinen bekommen soll, welches für ein verlassenes Kind sehr wenig ist, für dich nicht mehr, als eine einzige Zechine übrig bleibt. Wolltest du damit zufrieden seyn, mein Sohn?„ Nun gut, sagte Alaeddin; ich bins zufrieden. Der Alte strich sich den Bart, sah an die Decke des Saals, und sagte: „Daß ich so vergeßlich bin! da besinne ich mich erst, daß auch der Herold eine Zechine bekommt. Wolltest du ihm die deinige nicht abtreten, mein Sohn, und dich blos mit dem Bewußtseyn deiner guten That begnügen?„ Nun, es sey so, sagte Alaeddin; wie müßte ich thun, wenn ich den verlohrnen Beutel nicht gefunden hätte? „Gehe hin in Friede, sagte der Alte, der aufstand und seine rechte Hand auf Alaeddins Haupt legte; behalte diese edle Gesinnung, so wird es dir allenthalben wohlgehn.„

Alaed-

Aladdin ging so vergnügt fort, als ob er tausend Zechinen gewonnen hätte. Er kam in das Gasthaus zurück und aß für einen von den fünf letzten Piastern, ein wenig geringe Speise, ohne daran zu denken, wie viel Geld er auf einmahl verschenkt hatte. „Ich bin gesund und in einem fremden Lande, sprach er; warum sollte ich mich weigern um Tagelohn zu arbeiten, wenn mir nichts bessres übrig bleibt.„ Allein es war ihm schon ein besseres Schicksal bereitet. Der Fremde, der ihn von Suez mitgenommen hatte und der sich Kraen Olnas nannte, war ein reicher Indischer Kaufmann. Er hatte den Jüngling sogleich lieb gewonnen; wollte ihn aber vorher prüfen, ob er seiner Wohlthaten werth sey. Er hatte in dieser Stadt ein reiches Magazin, über welches Halil, der getreueste seiner Diener, den aber jedermann für den Eigenthümer hielt, zum Verwalter gesetzt war. Kraen Olnas ließ den Alad-

den genau beobachten und hörte, daß er täglich in den Hafen käme, so mußte ihm einer von seinen Sklaven den Beutel in den Weg legen. Sein getreuer Halil war der lange, hagere Mann, der Aladdins Geduld und Großmuth so empfindlich prüfte. Kraft Dinas war selbst unsichtbar zugegen, und beschloß sich des guten Jünglings vor allen an ernstlich anzunehmen.

Aladdin saß noch in seine vorigen Gedanken vertieft, als der getreue Halil zu ihm trat. „Mein Sohn, sprach er, ich habe dich lieb gewonnen. Darf ich fragen, wer du seyst und was du hier suchest?„ Ich bin ein Aegypter, antwortete Aladdin, und suche in einer Handlung oder sonst wo Dienste zu finden. „Bist du in den Handlungsgeschäften erfahren?„ fragte Halilweiter. So, wie es ein Jüngling, der von Kindheit auf dabey war, seyn kann, antwortete Aladdin; was ich noch nicht weiß, das gewinne

ich

ich mir durch Eifer bald zu lernen. „Willst du in meine Dienste treten, fuhr Halil fort, so komm mit mir. Ich will dir keinen Lohn bedingen; du sollst mein Freund seyn. Ich will dich in meinen Geschäften unterrichten und für dein Glück sorgen.„ Alaeddin sah diesen Mann wie einen Engel an, den die Vorsehung gesandt habe ihm aus seiner Noth zu helfen und folgte demselben ungesäumt in sein Haus. Halil behandelte seinen Freund, wie ein Vater seinen Sohn. Den Tag über arbeiteten sie zusammen in dem Waarengewölbe, und des Abends erzählte Halil von seinen Reisen. Die Leichtigkeit, mit welcher Alaeddin, der zu diesen Geschäften gebohren schien, alles begriff, am meisten aber seine Ergebenheit und Liebe erfreuten den Alten so sehr, daß er ihn täglich lieber gewann.

So waren ungefähr zwey Jahre vergangen, als Halil eines Tages sagte: „Lie-

ber Alaeddin, ich muß dich verlaſſen. Ein Geſchäft, das ich aus Liebe zu dir ſchon einige Zeit aufgeſchoben habe, nöthiget mich eine Reiſe nach Indien zu thun. Ich weiß nicht, was mir auf dieſer weiten Fahrt begegnen kann und ob ich dich wiederſehen werde: der Menſch iſt ſchwach und allerley Zufällen unterworfen. Ich habe ſonſt keinen Freund, als dich; ich will deine bisherige Treue belohnen und dich zu meinem Erben einſetzen. Ich werde mit mehr Beruhigung reiſen, wenn ich wegen deiner künftigen Verſorgung gewiß bin.„ Alaeddin fiel ihm zu Füßen und bath ihn mit Thränen, ſein Vorhaben aufzugeben. „Laß mich dieſe Reiſe thun, ſprach er; ich bin jung, ich kann die Gefahren der See leichter ertragen; ich will deine Befehle ſo gut ausrichten, als ob du ſelbſt dort wäreſt.„ Allein Halil blieb bey ſeinem Entſchluß. Sie gingen beyde zum Kady, wo Halil ein Teſtament niederlegte, in welchem er den Alaeddin zum

Erben

Erben aller seiner Magazine einsetzte, wenn er auf dieser Reise sterben sollte. Den andern Tag ging er zu Schiffe. Alaeddin begleitete ihn bis an den Bord. Sie umarmten sich zum letztenmahle. „Noch etwas habe ich vergessen, sagte Halil heimlich. In den vier Winkeln unsers großen Gewölbes wirst du vier Urnen vergraben finden. Jede enthält vier hundert tausend Zechinen. Dieser Schatz gehört einem Indischen Kaufmann mit Nahmen Kracn Dinas, der ihn vor einigen Jahren bey mir niederlegte. Sollte dieser Mann während meiner Abwesenheit sein Geld wiederfordern, so gib es ihm ohne die geringste Bedenklichkeit zurück und begegne ihm, wie meinem besten Freunde.„ Das Schiff fuhr ab; Alaeddin rief seinem Wohlthäter ein Lebewohl nach dem andern zu und sah ihm so lange nach, bis das Schiff aus seinen Augen verschwand.

Er erwartete viele Monathe vergeblich auf Nachricht von seinem Herrn. Er fragte

bey

bey allen Schiffsleuten, die aus Indien kamen; keiner aber hatte ihn weder gesehen noch von ihm gehört. Endlich kam das Schiff, mit welchem Halil gegangen war, wieder zurück und brachte die Bothschaft, daß er kurz nach seiner Ueberfahrt zu Surate gestorben sey. Alaeddin glaubte es nicht eher, als bis ihm die Güter, die sein Herr mitgenommen hatte, von dem Schiffshauptmann wieder eingehändiget wurden. Er trauerte über seinen Tod, wie über den Verlust eines Vaters. Das Gewölbe, wo die Urnen stehen sollten, ließ er jeden Tag sorgfältig verschließen, sah aber niemahls nach, ob diese Urnen wirklich da wären. Ueberhaupt that er, als ob er noch immer der Verwalter von den Gütern seines Freundes sey: Denn er sorgte so eifrig für ihre Erhaltung und Vermehrung, als ob er heute oder morgen Rechnung ablegen müßte. Halil war auch nicht gestorben. Seine Reise war mit Kraen Olnas verabredet, um den Alaeddin

zu

zu prüfen, ob er im Glück eben so redlich und dankbar seyn werde, als er in seiner Armuth gewesen war.

Aladdin sandte zwar einen Beutel mit fünf hundert Zechinen für seine Mutter und Geschwister nach Kairo; allein das Geld kam mit der Nachricht wieder, daß sich die Familie des Isseddin schon seit einem Jahre aus dieser Stadt weggegeben habe, ohne daß man sagen könne, wohin. Er glaubte, die Armuth habe sie gezwungen die Stadt zu verlassen und nahm sich vor, selbst in sein Vaterland zu reisen um die Seinigen aufzusuchen, als eines Tages, da er in seinem Gewölbe stand, ein ehrwürdiger Greis zu ihm hineintrat. Er schien ein Fremder zu seyn, trug ein langes weißes Kleid und einen langen silbergrauen Bart. Er sah sich neugierig in dem Gewölbe um und ging wieder weg. Er entfernte sich einige Schritte, kam aber bald wieder, und that wie das erstemahl.

„Ehr-

„Ehrwürdiger Greis, redete ihn Alaeddin an, als er zum drittenmahl wieder kam; du betrachteſt mein Gewölbe ſo aufmerkſam, als ob du etwas darin ſuchteſt.„ Der Fremde gab ihm keine gerade Antwort, ſondern ſagte bloß, daß er dieſen Abend bey ihm zu ſpeiſen gedenke, wenn er ihn als einen Gaſtfreund aufnehmen wolle. „Du biſt willkommen, erwiederte Alaeddin. Mein Haus ſteht jedem Fremden offen, wie vielmehr ſolchen, deren Beſuch mir zur Ehre gereicht.„ Der Fremde grüßte ihn freundlich und ging fort. „Iſt mir doch, ſprach Alaeddin bey ſich ſelbſt, als ob ich dieſen Mann kennen ſollte. Täuſche ich mich oder habe ich Recht? Gang, Geſtalt, und Betragen, alles iſt daſſelbe. Es iſt der Indier, mit dem ich hieher kam. Wie war es doch möglich, daß ich ihn verkennen konnte?„ Er wollte ihm nacheilen; allein der Fremde war ihm ſchon aus den Augen.

Die Zeit ward ihm ſo lang, daß er ſchon vor Untergang der Sonne ſein Gewölbe ſchloß, um ſelbſt die nöthigen Anſtalten wegen der Bewirthung des Fremden zu machen. Als der Fremde kam, lief er ihm entgegen, küßte ihm ehrerbietig die Hand, nannte ihn ſeinen Wohlthäter, den Stifter ſeines Glücks und benetzte ſeine Hand mit Thränen. Der Greis ward gerührt; er umarmte den dankbaren Alaeddin, nannte ihn ſeinen lieben Sohn und fragte, wie er ihn ſogleich erkannt habe, da er ſeit dieſen drey Jahren ſehr viel älter geworden ſey. „Wie hätte ich meinen Wohlthäter vergeſſen können, rief Alaeddin aus; ihn, der den erſten Grund zu meinem jetzigen Wohlſtand gelegt hat?„ Nun fing er an zu erzählen, was ihm ſeit ihrer Trennung begegnet ſey und weinte laut, als er der Güte und des Todes ſeines verſtorbenen Freundes gedachte. „Wenn er nur in meinen Armen verſchieden wäre, ſprach er, ſo hätte ich ihm wenig-

nigſtens die letzten kindlichen Pflichten erzeigen können; ſo aber ſtarb er in einem fremden Lande, vielleicht verlaſſen und ohne eines Freundes Troſt.„ Die Thränen träufelten dem ehrwürdigen Alten über die Wangen, indem Alaeddin ſo ſprach; er drückte ihm die Hand und bath ihn, ſich nicht ſo heftig zu betrüben. „Ich habe ihn ſehr wohl gekannt, deinen redlichen Freund, ſprach er; er war auch der meinige und unſere Freundſchaft iſt eigentlich die Gelegenheit, daß ich dich wiederſehe. Ich pflegte jährlich hierher zu kommen um meine Judiſchen Waaren an Aegyptiſche Kaufleute umzuſetzen. Ich bin hier ſehr bekannt und heiße Kraen Olnas.„ Wie? rief Alaeddin, du biſt Kraen Olnas, der beſte Freund meines Herrn, wie er dich nannte? Sey mir auch in ſeinem Nahmen willkommen. Er hat mir dein Geheimniß vertraut; du wirſt alles finden, wie er es verlaſſen hat. Ich habe das Gewölbe immer ſorgfältig verſchloſſen; das

Ver-

Verborgene aber habe ich durch meine Neugierde nie entweihen wollen. „Alaeddin kann ſich nicht verläugnen, ſprach der ehrwürdige Alte mit niedergeſchlagenen Augen, aus welchen heimliche Thränen floſſen. Du biſt der edle Jüngling geblieben, für den ich dich im erſten Augenblick erkannte.„

„Wollteſt du mir wohl eine Bitte gewähren, lieber Sohn? fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort, und hielt wieder ein.„ Mein Herr befehle ſeinem Diener, ſprach Alaeddin; was ich vermag, das ſteht in ſeiner Hand. „Ich fange an die Laſt des Alters zu fühlen, ſagte der Greis; ich ſehne mich nach Ruh und wünſchte die wenigen Tage, die mir noch übrig ſind, in Friede zu verleben. Ich habe keinen Sohn, der an meine Stelle träte; und wenn ich nicht einen Mann finde, der meine weitläuftige Handlung übernimmt, ſo kann ich mich dieſer Bürde nicht wohl entledigen. Kommt mit mir nach Surate, in mein Vaterland, lie-

ber Alaeddin. Wenn Ehre und Reichthum dich belohnen kann, so gebe ich dir meine Hand, du sollst mit dem alten Kraen Olnas zufrieden seyn.„ Was thät ich nicht, sprach Alaeddin, um dir meine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen! die bloße Erfüllung deines Wunsches ist reichliche Belohnung für mich.

Alaeddin schiffte seine besten Waaren ein. Er sandte auch reiche Geschenke an den Kady von Kairo und bath ihn, die Wittwe und die Kinder des Jsseddin aufsuchen zu lassen und ihnen den Beutel von tausend Zechinen, den er zu den Geschenken legte, einzuhändigen. Kraen Olnas hatte seine vier Urnen unversehrt gefunden, sie gingen beyde zu Schiffe und kamen nach einer kurzen Reise zu Surate an. Alaeddin glaubte in den Pallast eines Königes zu kommen, als ihn der Jndier in sein Haus führte. Alles, was er sah, war Reichthum und Ueberfluß. Die Würde des Schahbenders oder des obersten Richters der Kaufmannschaft, die er bekleidete, gab ihm unter

unter den Kaufleuten ſeiner Stadt den höchſten Rang. Die allgemeine Hochachtung, womit er bey ſeiner Ankunft empfangen ward, und die ausgebreitete Handlung, die er nach allen Theilen von Indien trieb, überzeugten den Alaeddin, daß derſelbe nicht zuviel geſagt hatte, als er ihm Reichthum und Ehre verſprach.

Es waren ungefähr zwey Monathe vergangen, als der Indier eines Tages zu ihm ſagte: „Komm, mein Sohn, ich will dir nun auch meinen größten Reichthum zeigen, der mir lieber iſt, als alles übrige, was du bisher bey mir geſehen haſt.„ Er führete ihn in einen ſchöngeſchmückten Saal, ließ ihn hier allein und ging in ein anſtoßendes Gemach. Nach einiger Zeit that ſich die Thür wieder auf und Kraen Olnas kam mit einer Jungfrau zurück. „Das iſt meine einzige Tochter Hoſſun, ſprach er; ſie verlangte den edlen Freund ihres Vaters kennen zu lernen und ich habe ihr dieſen Wunſch nicht abſchlagen wollen.„ Die ſchöne Hoſſun hieß ihn

willkommen, sie nannte ihn den edelsten Mann, von dem sie gehöret habe, und bath ihn, ihre Neugierde nicht übel zu deuten. Alaeddin wollte ihr antworten; allein seine Zunge war so gebunden, daß er nur wenig sagen konnte. Sie setzten sich auf ein Sofa und die schöne Hassan bewirthete sie mit Früchten. Sie trug einen blauen Kaftan, mit einem silbernen Gürtel sittsam gebunden; ihre Haare flossen in langen Ringeln hinab und wallten, wenn sie sich bewegte, wie leichte Wölkchen, um sie her. Nach Endigung des Mahles brachte ihr eine Sklavinn die Harfe. Sie spielte und sang das Lob zweyer Freunde, die sich nach der ersten Bekanntschaft nicht wieder trennen wollten. Darnach stand sie auf, neigte sich und ging in das Harem zurück.

„Diese Tochter, lieber Alaeddin, fing Kraen Olnas an, ist die einzige Freude meines Alters. Was bliebe mir zu wünschen übrig, wenn ich einen so edlen jun-

jungen Mann, wie du bist, für sie finden könnte?„ Alaeddin fiel auf seine Knie, drückte seinen Mund auf des Greises Hand und stammelte gebrochene Worte, daß er so vieler Güte nicht werth sey. Der Greis umarmte ihn mit zärtlicher Liebe. „Nun bin ich zufrieden, sprach er; denn nun hab' ich das Ziel meiner Wünsche erreicht.„

Als sich am folgenden Tage die Kaufleute von Surate in dem Gerichtssaale des Kraen Olnas der Gewohnheit gemäß versammelten, erschien auch Alaeddin unter ihnen. Er hatte seine schönsten Kleider angethan, trat bescheiden hervor und küßte jedem Anwesenden die Hand. Kraen Olnas fragte, in welcher Angelegenheit er in ihre Versammlung komme; worauf Alaeddin der Abrede gemäß antwortete: „Ehrwürdiger Schahbender, ich komme die Mitglieder dieser edlen Versammlung demüthig zu bitten, meine gütigen Vorsprecher zu werden, da ich so kühn bin um die Tochter meines Herrn, des

ehrwürdigen Schahbenders öffentlich anzuhalten. Mein Herr wolle die vielen Wohlthaten, womit er mich bisher beschenkt hat, durch dieses höchste Zeichen seiner Gewogenheit besiegeln, und seinen dankbaren Freund Alaeddin zu seinem glücklichen Eidam aufnehmen.„

Da Kraen Olnas schwieg und zu überlegen schien, fing die ganze Versammlung einstimmig an für Alaeddin zu sprechen. „Warum, sagten sie, trägt der ehrwürdige Schahbender Bedenken, Alaeddins Bitte zu gewähren? Wir bitten dich an seiner Statt, seinen Tugenden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und ihn zu deinem Eidam aufzunehmen.„ Kraen Olnas hatte bloß auf diese Vorsprache gewartet und antwortete sogleich: „Ich freue mich, daß meine Wahl bey dieser edlen Versammlung Beyfall findet: denn ich muß sagen, daß ich den tugendhaften Alaeddin, um seiner Bescheidenheit, Sanftmuth und edlen Gesinnung willen,

len, schon lange wie meinen Sohn geliebt habe. Die Vorsprache so vieler Freunde ist mir ein Zeichen, daß ich mich in meinem Urtheile nicht geirrt habe. Ich nehme ihn daher mit Freude zu meinem Eidam an und sage dieser edlen Versammlung für ihre gütige Vorsprache den freundlichsten Dank.„ Die Versammlung wünschte dem Vater und dem Sohne Glück. Man rief den Kady und die Vermählung ward durch öffentliche Zeugnisse bestätiget.

Kraen Olnas gab ein großes Mahl. Als das Mahl geendiget war, trat ein alter Mann in den Saal, den fünf Jünglinge, die Hochzeitgeschenke trugen, begleiteten. Alaeddin erkannte in dem Alten seinen Freund Halil und in den Jünglingen seine fünf Brüder. Kraen Olnas hatte einige Zeit nach der Geschichte mit dem Beutel ein Schiff nach Aegypten gesandt und die Familie des Isseddin nach Indien gehohlt, wo er als ein zweyter Vater für sie sorgte. Die Mutter

wohnte in dem Harem ſeiner Tochter, und die Brüder wurden in den Handlungsgeſchäften unterwieſen. Alaeddin ſprang dem alten Halil in die Arme und weinte an ſeinem Buſen. Er küßte ſeine Brüder, und fragte, ob ſeine Mutter noch lebe. Als er endlich merkte, wem er ſein ganzes Glück zu verdanken habe, ſo ſah er den Kraen Olnas einige Augenblicke mit Erſtaunen an; dann umfaßte er ſeine Knie und weinte; doch konnte er kein lautes Wort ſagen: denn ſein Herz war zu voll. Die ganze Verſammlung ſchien von einer himmliſchen Kraft bewegt und jeder fühlte, daß es keine höhere Glückſeligkeit gebe, als die Freude des Wohlthuns und der Dankbarkeit.

Die

Die geprüfte Treue.

Der Kalif Mutewekul hatte einen fremden Arzt, mit Nahmen Honain, welchen er wegen seiner großen Wissenschaft sehr ehrte. Einige Hofleute machten ihm diesen Mann verdächtig und sagten, da derselbe ein Ausländer sey, so könne man sich auf seine Treue nicht wohl verlassen. Der Kalif ward unruhig und wollte ihn prüfen, in wie fern dieser Argwohn gegründet wäre. Er ließ ihn zu sich kommen und sagte: „Honain, ich habe unter meinen Emirn einen gefährlichen Feind, gegen den ich seines starken Anhanges wegen keine Gewalt brauchen kann. Daher befehle ich dir, daß du ein feines Gift zubereitest, das an dem Todten keine Spur von sich zurück läßt. Ich will ihn morgen zu Gaste laden, und mich seiner auf diese Weise entledigen.„

„Herr, antwortete Honain mit getroster Zuversicht, meine Wissenschaft erstreckt sich bloß auf Arzeneyen, die das Leben erhalten; andere kann ich nicht zubereiten. Ich habe mich auch nie bemüht es zu lernen, weil ich glaubte, daß der Beherrscher der wahren Glaubigen keine solchen Kenntnisse von mir fordern würde. Habe ich hierin Unrecht gethan, so erlaube mir deinen Hof zu verlassen, um diese mangelnde Wissenschaft in einem andern Lande zu erlernen.„ Mutewekul antwortete, dieß sey eine leere Entschuldigung; wer die heilsamen Mittel kenne, der wisse auch die schädlichen. Er bath, er drohete, er versprach Geschenke. Umsonst; Honain blieb bey seiner Antwort. Endlich stellte sich der Kalif erzörnt, rief die Wache und befahl, diesen widerspenstigen Mann ins Gefängniß zu führen. Das geschah; auch ward ein Kundschafter unter dem Schein eines Gefangenen zu ihm gesetzt, der ihn ausforschen und dem Kalifen von allem, was

Honain

Honain sagen würde, Nachricht geben sollte. So empfindlich Honain über eine solche Begegnung war, so ließ er sich doch mit keinem Worte gegen den Mitgefangenen merken, warum der Kalif auf ihn zörne. Seine einzige Rede bestand darin, daß ihm Unrecht geschehe.

Nach einiger Zeit ließ ihn der Kalif wieder vor sich bringen. Auf einem Tische lag ein Haufen Gold, Demanten und köstliche Stoffe; darneben aber stand der Henker mit einer Geissel in der Hand und einem Schwerte unter dem Arme. „Du hast Zeit gehabt, fing Mutewekul an, dich zu bedenken und das Unrecht deiner Widerspenstigkeit einzusehen. Nun wähle; entweder nimm diese Reichthümer und thue meinen Willen; oder bereite dich zu einem schimpflichen Tode.„ Herr, antwortete Honain, die Schande besteht nicht in der Strafe, sondern in dem Verbrechen. Ich kann sterben, ohne die Ehre meiner Wissenschaft und meines Stan-

des

des zu beflecken. Du bist Herr meines Lebens; thue was dir gefällt.

„Gehe hinaus, sagte der Kalif zu den Umstehenden; und als er allein war, reichte er dem gewissenhaften Honain die Hand und sprach: „Honain, ich bin mit dir zufrieden; du bist mein Freund und ich der deinige. Man hatte mir deine Treue verdächtig gemacht; ich mußte deine Tugend prüfen, um gewiß zu werden, ob ich mich vollkommen auf dich verlassen könnte. Nicht zur Belohnung, sondern als ein Zeichen meiner Freundschaft werde ich dir diese Geschenke senden, die deine Tugend nicht verführen konnten.„

So sprach der Kalif und befahl das Gold, die Edelsteine und die Stoffe in Honains Haus zu tragen.

Die

Die Königinn Zulikah.

Abdallah, der Sohn Hanifs, bekam von seinem Herrn Schah-Jehan, dem Sultan von Indien, Befehl nach der Insel Borilo zu reisen und das Wasser des Lebens zu hohlen, welches, einer alten Sage nach, daselbst quellen sollte. Die Erfüllung dieses Auftrages war nicht leicht, weil niemand wußte, in welcher Weltgegend diese Insel lag; da er sich aber dem Befehle des Sultans nicht entziehen konnte und Muth genug hatte, alles zu wagen, so reisete er mit Anbruch des folgenden Tages von Agra ab. So groß seine Herzhaftigkeit war, so machte ihm sein kühnes Vorhaben doch traurige Gedanken. Er ritt vor der Karawane, mit welcher er zog, einige hundert Schritte voraus und hing seinen stillen Betrachtungen nach, als er einen jungen Menschen bemerkte, der sich ebenfalls von der Gesellschaft entfernt

fernt hielt. Die tiefsinnige Geberde des Jünglings, der ein Mann von Stande und Vermögen schien, erregte seine Neugierde. Er näherte sich demselben bis auf wenige Schritte und hörte ihn ziemlich laut sagen: „Ja, wenn ich sie diesmahl nicht gewinne, so bin ich ohne Rettung verlohren!„ Bey diesen Worten wandte er sich erschrocken um, als ob er sich fürchte, da er ein nahes Geräusch hinter sich hörte. Abdallah grüßte ihn freundlich; redete von allerley Dingen; gewann nach und nach sein Vertrauen und fragte zuletzt nach der Ursache seiner Traurigkeit.

„Ich heiße Almeraddin, sagte der Jüngling, und bin der einzige Sohn eines Kaufmanns, welcher noch vor drey Jahren einer der reichsten zu Kamboja war. Seine grosse Zärtlichkeit gegen mich hat ihn um den größten Theil seines Vermögens gebracht und wird ihn, wie ich befürchte, noch in die tiefste Armuth stürzen. Ach, ich bin an seinem Unglück

Unglück Schuld! Ich ziehe ihn mit mir in den Abgrund, in den eine thörichte, verzweifelte Liebe mich fortreißt. Einige von meinen Freunden entschlossen sich, eine Handlungsreise nach Siam zu unternehmen. Sie luden mich dazu ein und stellten mir vor, daß es rühmlicher sey, sich in die Welt zu wagen und Reichthümer zu erwerben, als seine Tage in trägem Müßiggange zu verleben. Ich ließ mich leicht überreden und erhielt auch die Einwilligung meines Vaters, der mir nie eine Bitte versagte. Er rüstete ein schönes Schiff aus, belud es mit köstlichen Waaren, ermahnte mich beym Abschied zur Wachsamkeit und Treue und ließ mich mit meinen Freunden ziehn. Wir fuhren an den Küsten von Indien hinab; gingen Zeilen vorbey; erreichten Sumatra, das wir umsegelten, weil wir uns wegen widrigen Winden nicht in die Meerenge von Malakka wagten. Als ich eines Tages auf dem Verdeck stand, sah ich an der fernen Küste eine große

Stadt

Stadt mit einem schönen Hafen liegen. Ich fragte den Steuermann, wie diese Stadt heiße, und bezeigte ihm mein Verlangen daselbst zu landen. „Es ist die Hauptstadt des Königreiches Barek, gab er mir zur Antwort, dessen junge Königinn Zulikah für die größte Schönheit im ganz Morgenland gehalten wird. Vermöge eines gewissen Gesetzes, dessen Urheberinn sie ist, hat schon eine große Menge unverschämter Freyer ihren Untergang in dieser Stadt gefunden. Wenn daher mein Rath etwas gilt, so sehen wir diesen Hafen für eine gefährliche Klippe an und segeln in der Ferne vorbey.„

Was ist das für ein Gesetz, sprach ich; du machst mich neugierig. „Es darf kein Schiff in diesem Hafen landen, antwortete der Steuermann, dessen Eigenthümer nicht um die Königinn freyen will. Die Königinn vermählt sich mit ihm und legt ihm einen goldnen Ring an den Mittelfinger der linken Hand. Kann er diesen Ring den folgenden

Morgen

Morgen noch aufweiſen, ſo wird die Königinn ſeine Gemahlinn; hat er ihn aber in der Nacht verlohren, welches allen, die dieſes Abenteuer bisher gewagt haben, ohne Ausnahme, begegnet iſt: ſo wird ihm ſein Schiff mit den Gütern und Leuten, welche darauf ſind, genommen; er ſelbſt aber wird mit Anbruch des Tages ſchimpflich aus dem Lande gejagt.„

„Und wenn ich ſterben müßte, rief ich aus, ſo muß ich erfahren, was es mit dieſem Ringe für eine Bewandtniß hat! Vielleicht bin ich glücklicher, als meine Vorgänger; vielleicht gewinn' ich den Preis!„ Da der Steuermann ſah, daß ich von meinem Vorhaben nicht abzubringen ſey, ſo gab er endlich nach und fuhr mit vollen Segeln in den Hafen ein. Als ich ausſtieg, ward ich von der Wache empfangen, und in das Schloß zur Königinn geführet. Wie ward mir zu Muthe, als ich ſie ſah! Ich ward von ihrem erſten Anblick bezaubert und hielt

ſie für eine Fehe, welche die Sterblichen mit ihrer hohen Schönheit blenden wollte. Ihre Augen ſtrahlten, wie zwey helle Sterne; auf ihren Lippen ſchwebte Empfindlichkeit und zärtliche Liebe, und ihre Geberde war voll Hoheit und Sanftmuth. Meine Seele ſchwebte auf den Flügeln der Hoffnung, wie die Feuerflamme, die ſich auf den Flügeln des Windes gen Himmel hebt: denn ich hielt es für etwas leichtes den Ring zu bewahren, wenn ich ihn nur erſt empfangen hätte.

Die Königinn nahm mich bey der Hand, hieß mich neben ſich ſetzen und fragte, ob mir das Geſetz ihres Landes bekannt ſey. „Schöne Königinn, ſprach ich; ich weiß von dieſem Geſetz; wenn ich auch nur wüßte, wie es zu erfüllen ſey.„ „Das Geſetz, ſprach ſie, iſt für denjenigen leicht, welchem die Erfüllung beſchieden iſt; für die übrigen iſt es zwar ſtrenge, aber nicht hart: denn es läßt einem jeden die Freyheit zu thun, was

er

er will.„ Sie fragte nach meinem Nahmen und nach meiner Reise. Alles was ich ihr sagte, schien ihr zu gefallen, und mit meiner Liebe, die jeden Augenblick zunahm, stieg auch meine Hoffnung.

Nach der Abendmahlzeit traten die Vezire in einen halben Mond um mich her. Die Königinn stand an der offnen Seite des geschlossenen Kreises und fragte mich, ob ich sie liebe und zur Gemahlinn begehre. Da ich die Frage bejahte, so zog sie einen goldnen Ring von ihrer rechten Hand, legte ihn an den Mittelfinger meiner linken und sagte: „Wenn du dieses Pfand meiner Liebe bis morgen bewahren kannst, so habe ich dir damit meine ewige Treue gelobt.„ Nach diesen Worten ging sie weg; zwey von ihren Dienern führten mich in ein Schlafzimmer, verschlossen die Thür und ließen mich allein. Ich untersuchte alle Winkel, fand aber nichts, das mir verdächtig schien und wußte nach langem Nachsinnen eben so wenig als vor-

her, was ich thun ſollte, um den Ring zu bewahren. Da ich ihn zwar drehen, aber von der Hand nicht wieder abziehen konnte, ſo hielt ich es für das Sicherſte wach zu bleiben. Ich ſetzte mich auf einen Sofa, ſchlug meine Hände feſt zuſammen und wollte ſo den Morgen erwarten; allein ich ſchlief ein, ehe ich wußte, wie. Zwey Bewaffnete ſchüttelten mich gegen Morgen bey den Armen und riefen mir mit rauher Stimme zu: „Gedenk' an das Geſetz.„ Ich öffnete die Augen, beſah meine Hand und verwünſchte den Schlaf: denn der goldne Ring war weg. Die beyden Bewaffneten führten mich aus dem Pallaſte bis vor die Stadt und verbothen mir bey Lebensſtrafe ohne Schiff wieder zu kommen.

Als ich nach vieler Beſchwerlichkeit und Gefahr in mein Vaterland zurück kam, ging ich zu einem meiner Freunde. Ich gab vor, mein Schiff ſey an einer Klippe geſcheitert und bath ihn, meinem Vater von dieſem

Unglück

Unglück Nachricht zu geben. Mein zärtlicher Vater vergaß, daß er den dritten Theil ſeines Vermögens verlohren hatte, da er hörte, daß ich noch lebe, und ſo nahe bey ihm ſey. Er kam ſelbſt zu mir, umarmte mich mit groſſer Freude und ſagte: „Wir wollen uns tröſten, mein Sohn. Das Meer hat uns in der Erhaltung deines Lebens weit mehr gerettet, als es uns genommen hat. Wir ſind noch reich genug, wenn wir zufrieden ſind.„ Er führete mich mit ſich in ſein Haus und begegnete mir ſo liebreich, als ob ich ihm groſſe Schätze zurückgebracht hätte.

Ich konnte glücklich ſeyn, wenn ich klug geweſen wäre; allein das Andenken an das Vergangene ließ mir keine Ruh. Die Königinn Zulikab war mein einziger Gedanke und ohne ſie war für mich keine Freude zu finden. Da ich nicht hoffen konnte, daß mein Vater in eine zweyte Jadet willigen werde, ſo wollte ich ihn auch nicht betrüben

und ſuchte meinen Gram vor ihm zu verbergen. Allein je näher der Frühling kam, wo meine Freunde von neuem ausreiſen wollten, deſto mehr nahm meine Traurigkeit zu. Mein Vater, der meine ſtille Schwermuth bemerkte, fragte, was mich bekümmere. „Ich ſchäme mich vor meinen Freunden, ſprach ich, daß ich den gehabten Verluſt nicht wieder erſetzen kann; und dieſes iſt die Urſache meines geheimen Kummers.„ Mein Sohn, ſprach er, wenn du meinem Rathe folgen wollteſt, ſo wäreſt du mit dem, was wir haben, zufrieden, ohne dich aufs neue in Gefahr zu begeben. Doch wenn du darauf beſtehteſt, dein Glück zum zweytenmahle zu verſuchen, ſo will ich dir nicht hinderlich ſeyn. Ich fühlte, daß ich dieſe zärtliche Liebe nicht verdiente, und fing an zu weinen. Dieſes Zeichen der Dankbarkeit gewann ihn völlig. Er rüſtete ein neues Schiff aus, noch reicher als das erſte; er wiederhohlte ſeine vorige Ermahnung zur Wachſamkeit

ſamkeit und Treue; und ich ging mit meinen Freunden zum zweytenmahl unter Segel, ſo freudig, als ob ich den Sieg ſchon in den Händen hätte.

Als ich mich der Inſel der Königinn näherte, verzögerte ich meinen Lauf; ließ die übrigen Schiffe vorausfahren und nahm, als es Nacht ward, einen andern Weg. Meine Schiffsleute riethen mir einmüthig ab; der Steuermann verließ das Ruder; allein ſie ſprachen zu einem Tauben, der nicht hörte. Ich nahm ſelbſt das Ruder in die Hand, und ſteuerte, wohin die verblendete Liebe mich führte. Ich war der erſte Freyer, der zum zweytenmahl wiederkam. Die Königinn ſchien meine Treue zu bewundern; ja, ich glaubte Liebe in ihrem Betragen zu finden. Ich hatte mir ein eiſernes Band machen laſſen, das man ohne groſſe Gewalt nicht öffnen konnte. Ich legte es an meine linke Hand, verſchloß es ſorgfältig und verbarg den Schlüſſel in mei-

nem Busen; alles vergeblich. Ich ward gegen Morgen von der Wache geweckt; der Ring war verlohren und ich mußte arm und dürftig in mein Vaterland zurück kehren.

Seufzer und Thränen unterbrachen hier die Erzählung des jungen Kaufmanns. „Dein seltenes Unglück verdient diese Thränen, fing der kluge Abdallah an; du bist aber doch noch glücklich, da du durch diesen doppelten Verlust gelernt hast, wie man der Gefahr ausweichen und seine Begierden überwinden müsse. Solche Erfahrungen erkauft man nie zu theuer.„ Ach! rief Almoraddin aus, ich bin durch dieses theure Lehrgeld nicht klüger geworden; meine Thorheit übersteigt allen Glauben. Ich reise abermahls hin; das Schiff liegt schon fertig. Mein Vater, der einen zweyten Schiffbruch betrauert, hat mir seine Einwilligung zu einer dritten Reise gegeben, die ihn und mich ohne Zweifel in das tiefste Elend bringen wird. Wir haben alle unsre Güter verkauft

und

und mein Vater hat noch überdieß seine Freyheit verpfändet. Denn wenn er dem reichen Mamuth die zehn tausend Goldstücke, welche er zur Ausrüstung des Schiffs von ihm geborgt hat, in einem Jahre nicht wieder bezahlen kann, so muß er sein Sklave werden.

Das zärtliche Betragen des Vaters und die Verblendung des Sohnes, der ungeachtet seiner eigensinnigen Thorheit diesen nachgiebigen Vater liebte, erregten Abdallahs Mitleiden. „Die Absicht meiner Reise, sprach er, gibt der deinigen an Thorheit nicht viel nach. Ich suche eine Insel, auf welcher ein köstliches Wasser quellen soll, das die Alten wieder jung macht. Da ich nicht weiß, wo diese Insel liegt, so ist mir jeder Weg gleich kurz. Wenn du daher Vertrauen zu mir hast, so will ich dich begleiten. Vielleicht kann ich dir durch meinen Rath nützlich seyn: denn zuweilen findet ein thörichtes Unternehmen, wenn es mit Klugheit

und Vorsicht behandelt wird, zuletzt noch einen glücklichen Ausgang; und zwey sehen immer mehr, als einer.„ Almoraddin gestand, daß ihm ein kluger Freund bisher gefehlt habe und willigte mit Freuden in Abdallahs Vorschlag. Sie gingen zu Kamboja beyde zu Schiffe und segelten auf die Insel der Königinn zu.

Als sie sich derselben näherten, nahmen sie mit einander Abrede, wie sie sich verhalten wollten und liefen voll guten Muthes in den Hafen ein. Nicht weit von der Stadt warfen sie Anker, stiegen aus und wurden von der Wache, unter dem frölichen Getöne ihrer Pauken und Hörner, ins Schloß zur Königinn geführt. Das Volk lief von allen Seiten herbey und erstaunte über die verwegenen Fremdlinge; viele aber die Almoraddin erkannten, riefen ihm zu, sich dießmahl besser zu halten. Als Abdallah die schöne Zulikah erblickte, fing er an gegen die Thorheit seines jungen Freundes billiger zu wer-

werden: denn ihm war, als ob die Frühlingssonne vor seinen Augen aufginge; so glänzend und lieblich erschien sie auf ihrem goldnen Thron. „Wer klug ist, dachte er bey sich selbst, der folgt dem Rathe des Steuermanns und segelt in der Ferne vor diesem Hafen vorbey: denn dieser holden Zauberinn kann kein Sterblicher widerstehen.„ Funfzig der schönsten von ihren Jungfrauen umgaben sie, wie das Sternenheer den Mond, wenn er in seiner Fülle steht; zu beyden Seiten aber standen die Emirs und Vezire gewaffnet in ihren Kriegskleidern, als ob sie den Zugang zur Königinn bewachten. Als die Fremdlinge sich nahten und vor ihr neigten, trat sie ihnen freundlich entgegen. „Den Tag über, wenn Almoraddin zu uns kommt, sprach sie, sollte man ihn für ein Wunder der Liebe und Treue halten, wenn er nur des Nachts seine Freunde in ihrer guten Hoffnung nicht betröge.„ Da Almoraddin vor Freude und Bangigkeit zitterte

terte und auf diese Beschuldigung nicht viel antworten konnte, so fragte sie nach seinem Gefährten. Abdallah gab sich für einen Kaufmann aus, der den Almoraddin aus Freundschaft begleitet habe. Er überreichte ihr zum Zeichen seiner Verehrung eine köstliche Perlenschnur und bath, dieses kleine Opfer seiner Armuth mit gnädigen Blicken anzusehen. „Dieses schöne Geschenk, sprach sie, zeuget von Almoraddins Reichthum. Er hat schon so viel für mich verschwendet, daß er ohne solche Freunde, wie Abdallah ist, arm seyn müßte.„

Indessen, daß Almoraddin die Königinn von seiner Reise unterhielt, mischte sich Abdallah unter die Hofleute, trieb allerley lustige Schwänke und wußte sich in kurzer Zeit bey allen beliebt zu machen: denn er widersprach nie und sagte einem jeden, was er am liebsten hörte. So albern er that, so listig wußte er das Gespräch nach seinem Gefallen zu lenken und ihre Gesinnung gegen

Almo-

Almoraddin auszuforschen; allein er fand, daß sie ihm alle gewogen waren. Einige lobten seine Schönheit, Artigkeit und Sanftmuth; andere beklagten ihn wegen seines bisherigen Unglücks und sagten, die Königinn selbst habe ihn deswegen bedauert, welches sie noch keinem von allen ihren Freyern gethan habe. Auch an der Königinn bemerkte er, daß sie seinem Freunde nicht abgeneigt sey. Sie sah ihn oft lange an; wenn aber sein Blick dem ihrigen begegnete, so schlug sie die Augen betroffen nieder und erröthete, wenn sie glaubte, er habe ihre Verlegenheit wahrgenommen. Dieß alles gab ihm zu erkennen, daß die Königinn an Almoraddins bisherigem Unglück wenigstens keine freywillige Schuld habe; was aber die wahre Ursache desselben sey, das konnte er auf keine Weise entdecken. Die Hofleute thaten als ob sie nichts davon wüßten und wichen seinen Fragen sorgfältig aus.

Endlich

Endlich fand er einen jungen Vezir, der ein sonderliches Ansehen hatte. Er blinzelte mit den Augen; rümpfte den Mund, wie einer der die andern ausshöhnt; ging auf den äussersten Spitzen seiner Zehen und sah bey jedem steifen Schritte, den er machte, auf seine Füße, als ob er die Schönheit und den Putz derselben bewundere. Abdallah hielt diesen für den rechten Mann, an den er sich wenden müsse. Er grüßte ihn demüthig, machte viel tiefe Verbeugungen und fing an von der seltenen Fertigkeit der Sklavinnen zu sprechen, die vor der Königinn tanzten. Der junge Vezir ward sogleich beredt; er sprach weitläuftig über die schöne Kunst der freyen Bewegung, rühmte seine eigne Geschicklichkeit darin und faßte in kurzer Zeit gegen den höflichen Fremdling, der so angenehm zu schmeicheln wußte, die zärtlichste Freundschaft.

„So schwer es auch seyn mag, sagte Abdallah, die Tanzkunst so weit zu bringen, als

als mein Herr Vezir gethan hat: so scheint es doch, daß die Kunst, den goldnen Ring der Königinn zu bewahren, noch weit schwerer seyn müsse.„ Der junge Vezir machte eine spöttische Geberde, erhob das Kinn und drückte seine kleinen Augen zu. „Ach nein, sprach er, es ist so schwer eben nicht. Die ganze Kunst liegt an einem einzigen kleinen Handgriff; wer diesen findet, dem kann der Ring nicht genommen werden.„ Davon habe ich schon gehört, sprach Abdallah weiter; allein ich muß gestehen, daß ich es nicht glauben kann. Sollte es möglich seyn, daß noch keiner von den vielen Freyern diesen Handgriff gefunden hätte? Es muß daher wohl eine andre Bewandtniß damit haben. „Nein, nein, fuhr der junge Vezir fort; ich weiß gewiß, daß es so sey; man darf nur nicht davon reden, weil die Königinn alle Gespräche dieser Art verbothen hat.„ Darin hat sie auch Recht, erwiederte Abdallah: denn wie leicht könnte dadurch ein listi-

ger

ger Fremdling ohne sein Verdienst auf die rechte Spur kommen und die gute Königinn betrügen. „Freylich, antwortete der junge Vezir lächelnd; und dann wäre alle Vorsicht der alten Tante dennoch vergeblich gewesen.„ Ein liebenswürdiger junger Herr hat mir eben die Geschichte dieser Tante erzählt, sprach Abdallah; aber so verwirrt, daß ich sie nicht wohl begreifen kann. „Welcher denn?„ fragte der Vezir ein wenig neidisch. Dort jener junge Herr, erwiederte Abdallah und wies auf einen Höfling, der sehr einfältig aussah. „Ach, das ist ein Tropf, der nichts weiß, fuhr der Vezir fort und verzog seinen Mund in ein spöttisches Lächeln. Die Sache verhält sich so:

Die vorige Königinn Alschah, die Tante der schönen Zulikah, hatte an ihrem Hofe einen großen Zauberer. Weil sie jung und Königinn eines großen Reichs war, so fanden sich viele Freyer bey ihr ein. Um sich nun in ihrer Wahl nicht zu betrügen, so ließ

ließ ſie ſich von dem Zauberer einen Ring verfertigen, mit welchem ſie die Treue ihrer Liebhaber prüfte. Es kamen viele Könige und Königsſöhne; keiner aber ward von dem Ringe für treu erkannt. Die Königinn Aiſchah wurde über dieſer Prüfung alt und ſtarb vor einigen Jahren, ohne einen Gemahl von ſolcher Treue, wie ſie wünſchte, gefunden zu haben. Aus Verdruß über ihr eignes Mißgeſchick ließ ſie die Emirn des Reichs ſchwören, nie zu geſtatten, daß ſich ihre Nichte mit einem Gemahl verbinde, der die Prüfung des Ringes nicht beſtanden habe. Allein da der Ring die Kraft hat ſchläfrig zu machen, ſo hat ſich bis jetzt noch keiner gefunden, der ohne Schlaf geweſen wäre. Sie ſchliefen alle feſt ein und die Königinn fand des Morgens den Ring immer wieder an ihrer Hand. Um dieſem Zauberſchlafe zu widerſtehen gibt es, der gemeinen Sage nach, nur ein einziges Mittel, das in einer beſondern Behandlung des Ringes

bestehen soll; welche aber die Königinn selbst nicht weiß. Sie kann daher das Geheimniß nicht einmahl verrathen, wenn sie gleich wollte; und alle ihre Hoffnung einen Gemahl zu bekommen, besteht darin, daß einer von ihren Freyern diesen Handgriff von ungefähr finde.

„Das läßt sich begreifen; der vorige junge Herr hatte die Sache nur halb gehört,„ sagte Abdallah und ging zum Saale hinaus, weil einige von Almoraddins Leuten nach ihm fragten. Diese brachten ihm die Nachricht: daß in dem Schiff ein Aufruhr entstanden sey. Einer wüthe gegen den andern; die schwächere Parthey könne sich nicht mehr vertheidigen und drohe, das Schiff in Brand zu stecken. Es sey alles verlohren, wenn Almoraddin nicht augenblicklich erscheine und den Aufruhr stille. Abdallah führte die Schiffsleute hinein vor die Königinn und ließ sie ihre Bothschaft wiederhohlen. Die Königinn wollte ihre Wache hinsenden; Almorad-

moraddin aber bath ſo dringend, daß ſie ihm endlich erlaubte ſelbſt hin zu gehn und ſeine Leute zu befriedigen. Er eilte mit Abdallah nach dem Hafen. Sie hörten ſchon von fern das laute Geſchrey und das Klirren der Säbel; ſobald ſie aber in das Schiff traten, legten die Streitenden ihre Waffen weg und machten Friede. Denn das ganze Gefecht war eine bloße Liſt, die Abdallah mit Almoraddin verabredet hatte, um ſich bey dieſer Gelegenheit zum letztenmahl mit einander zu berathſchlagen.

„Nun was haſt du entdeckt?„ fing Abdallah an. Ach! Freund, rief Almoraddin weinend aus und legte ſein Geſicht an Abdallahs Bruſt, wenn du mir nicht rathen kannſt, ſo bin ich abermahls verlohren. Ich Unſinniger! ich hoffe eine falſche Zauberinn zu gewinnen und verkaufe meinen guten Vater, den treuſten Freund den ich hatte, als einen Sklaven ins tiefſte Elend! O Abdallah, hilf mir, rette mich aus dieſem Ab-

grund! Ich habe mich betrogen; ſie liebt mich nicht; ſie lockt mich nur durch ihre Freundlichkeit an, um mich deſto gewiſſer zu verderben. „Nun, ſo wollen wir die Anker lichten und fliehn, ſprach Abdallah: denn es wäre Thorheit, ſich für jemanden, der uns nicht liebt, in Gefahr zu wagen.„ Almoraldin ward bleich und ſah erſchrocken vor ſich hin. „Sey nur getroſt, fuhr Abdallah lächelnd fort; dein Schickſal hat dich lieber als du denkſt. Deine Furcht hat dich betrogen; die Königinn iſt unſchuldig.„ Hierauf erzählte er ihm, was er geſehen und gehört hatte. „Da du den Ring zwar bewegen, aber vor der Hand nicht wieder abziehen kannſt, ſprach er weiter, ſo glaube ich den Zauber entdeckt zu haben. Der Ring ſoll die Freyer prüfen, ob ſie die Königinn treu und aufrichtig lieben. Die Liebe iſt nicht träge; ſie iſt in ſteter Bewegung und Arbeit; ſie läuft wie ein Rad unaufhörlich in ſich ſelbſt zurück, ohne ſich von ihrem Angel,

gel, um den ſie ſchwebt, zu entfernen. Daher iſt meine Meinung, daß du den Ring herum drehſt, ſo lange und auf welche Seite er ſich nur drehen läßt. Wenn er durch dieſe anhaltende Bewegung ſeine einſchläfernde Kraft nicht verliert, ſo biſt du abermahls umſonſt gereiſet: denn einen beſſern Rath weiß ich nicht.„

Almoraddin umarmte und küßte den Abdallah vor Freude über ſeine Entdeckung. „Du haſt das rechte Mittel gefunden, ſprach er; ich ſchlief nie ein, als bis ich den Ring ruhen ließ. Ich war treu, aber nicht klug; und darum ward mir das Pfand der Vermählung immer wieder genommen: denn der Gemahl der Königinn Zulikah muß beyde Tugenden in ſich vereinigen.„ Sie gingen vergnügt und voll guter Hoffnung zurück. Almoraddin machte eine erdichtete Beſchreibung von dem Aufruhr, welche die Königinn für wahr zu halten ſchien. Die Nacht kam herbey, und nach geendigter Mahlzeit ſchloſſen

die Beyde den Kreis. Als Almoraddin, nach ausbedungener Sicherheit seines Freundes, die Frage der Königinn bejahte, so legte sie ihm den goldnen Ring mit den gewöhnlichen Worten an seine linke Hand, und sprach: Auch in seinen Armen muß mein Gemahl mir treu seyn. Sie ging hinweg und Almoraddin ward in dasselbe Zimmer geführet, wo er schon zweymahl übernachtet hatte. Anstatt aber dießmahl seine Hände sorglos in einander zu legen, hielt er den Ring in steter Bewegung und drehte ihn unaufhörlich herum. Es kam ihm kein Schlaf in die Augen; vielmehr war ihm, als ob er immer wacher werde; bis endlich, als die Morgenröthe anbrach, der Ring sich nicht mehr bewegen ließ und so fest stand, als ob er mit Almoraddins Hand zusammen gewachsen sey. Ein unfreywilliger Schlaf bemächtigte sich seiner Sinne; er konnte nicht widerstehen und schlummerte sanft ein.

Wen

Von dem lauten Getöne der Pauken, Hörner und Zymbeln, das in dem Schloß erſchallte, geweckt, hob er ſeine Augen auf und ſah die vier älteſten Vezire, die ihn auf den Knien als ihren Sultan begrüßten und in ſeinem neuen Schmuck zur Königinn führten. Sie ſaß auf ihrem Thron von allen ihren Emirn, Vezirn und Frauen umgeben. Aus ihren ſchönen Augen ſtrahlte Freude; ihre Wangen blühten wie junge Roſen und alle ihre Geberden ſchienen von einem neuen fröhlichen Geiſte belebt. Almoraddin wankte vor Freude und kniete im Gefühl ſeines Glücks auf die unterſte Stufe ihres Throns; ſie aber ging dem Bräutigam entgegen, reichte ihm die Hand und führte ihn hinauf. „Almoraddin, ſprach ſie, hat das Geſetz in allen Bedeutungen erfüllt. Seine getreue Liebe hat nicht abgelaſſen, bis ſie den rechten Weg fand und den Sieg gewann. Ich habe mich mit ihm verlobt; er hat das Pfand meiner Liebe bewahret; daher nenne ich ihn

euern König und meiner Gemahl.„ Die Einen schlugen in die Hände und riefen: Heil der schönen Zulikah, unserer Königinn! Heil dem König Almoraddin, ihrem Gemahl! Der Himmel gebe ihnen Söhne, die ein Herz haben, das uns liebe, einen Arm, der uns beschütze, und eine Zunge, die Gott für seine Güte lobe.

„Lieber Abdallah, ihr habt uns betrogen, sagte die Königinn, als die Feyerlichkeiten geendiget waren.„ Nein, schöne Königinn, gab Abdallah zur Antwort, wir haben uns blos vorgesehen, daß wir nicht zum Besten gehabt würden: Treue ohne wachsame Klugheit kommt bey keinem gefährlichen Unternehmen zum Ziel. Almoraddin ward nicht müde seinen klugen Freund zu umarmen. „Ohne dich, sprach er, wäre ich mit meinem Vater verlohren: denn ich allein hätte die Auflösung des Räthsels nie gefunden. Gib dein Vorhaben auf und bleibe bey mir; wir wollen wie Brüder mit einander

ander theilen. Warum willſt du dich in eine ungewiſſe Gefahr wagen, da du nicht weißt, ob irgend eine Inſel Borako in der Welt iſt.„ Wie? ſprach Abdallah, du haſt durch Muth und Klugheit dein Ziel erreicht und ich ſollte an dem meinigen verzweifeln? Nein, Almoraddin; ich habe dem Sultan meinem Herrn Treue geſchworen und dieſen Schwur muß ich halten, ſollte ich gleich vergeblich die halbe Erde umfahren.„

Nach einem Jahre kam er von ſeiner gefährlichen Reiſe wieder zurück. Er hatte die zweifelhafte Inſel gefunden und aus der verborgenen Quelle geſchöpft. Er ſprach bey dem Könige Almoraddin ein und fand ihn mit ſeiner Gemahlinn und ſeinem Vater an der Wiege ſeines Sohnes. Sie empfingen ihn alle drey, wie man einen Wohlthäter empfängt, dem man die Freude und das Glück ſeines Lebens zu danken hat. Abdallah ſchenkte ihnen ein Gefäß von ſeinem verjüngenden Waſſer. Almoraddin und Zuli-

kab tranken nur wenig davon, und gaben das mehreſte ihrem guten Vater, der ſeine Freyheit für ihr Glück verpfändet hatte. Der Alte erquickte ſich an dieſem Waſſer, wie eine welkende Blume an einem friſchen Regen; und lebte beynahe ſo lange, wie ſeine guten Kinder. Dem Schach Jehan aber, dem Abdallah eine Menge Gefäße davon überbrachte, bekam es nicht ſo gut. Er trank es zur Unzeit und in Uebermaß; daher ſtarb er früher, als er ohne daſſelbe vielleicht geſtorben wäre.

Der zärtliche Omrah.

Der Sultan Oran Zeb war ſo mäßig, daß er nichts als Gerſtenbrot, Kräuter und Früchte aß, und ſo arbeitſam, daß er des Nachts nur zwey Stunden ſchlief; die übrige Zeit aber unabläßig las und ſchrieb. Bey dieſer

dieſer Lebensart ward er ſo hager, daß ſeine Hofleute beſorgten, er werde frühzeitig ſterben, wenn er ſo fortfahre. Als er daher eines Tages ſeiner Gewohnheit gemäß in die Rathsverſammlung kam, ſo that ihm ein alter Omrah deswegen Vorſtellungen und bath, der Sultan möchte ſeiner ſchonen, da er ſo viel Leute habe, die an ſeiner Statt arbeiten könnten. Oran Zeb hörte ihn ruhig an, wandte ſich darauf zu den übrigen und ſagte: „Dieſer zärtliche Omrah verlangt, daß ich die Reichsgeſchäfte vernachläßigen ſoll, um mein Leben ein Paar Tage zu verlängern. Da er ein Omrah iſt, ſo ſollte er auch wiſſen, daß ich, als der König ſo vieler Völker, nicht für mich allein leben, ſondern das Glück und den Frieden derſelben befördern ſoll. Oder denket er klüger zu ſeyn, als der weiſe Sady, welcher den Königen zuruft: Ihr Könige, laſſet ab Könige zu ſeyn oder ſtehet euern Reichen ſelbſt vor!„

Oran

Oran Zeb blieb bey ſeiner Gewohnheit und ward bey derſelben über neunzig Jahr alt.

Die Reiſenden.

Ein junger Sultan unterredete ſich mit ſeinem alten Vezir über die Verſchiedenheit der menſchlichen Schickſale und ſagte: „Vezir, ob ich gleich noch jung bin, ſo glaube ich doch ſo viel bemerkt zu haben, daß des Menſchen Schickſal eine nothwendige Folge ſeines Verhaltens iſt. Er iſt glücklich, wenn er klug und unglücklich, wenn er thöricht handelt: denn wie der Baum, ſo die Frucht.„ Was der Sultan, mein Herr, geſagt hat, antwortete der Vezir, iſt ſehr wahr; nur glaube ich, daß es mit des Menſchen Weisheit allein nicht immer gethan ſey. Unſere Weisheit gleichet einem erfahrnen Steuermann,

mann, der, ſo lange das Meer ruhig iſt, ſein Schiff hinlenket, wohin er will; erheben ſich aber Stürme, ſo kann ſeine Kunſt ihm nicht mehr helfen. Die Winde reiſſen ſein Schiff mit ſich fort und werfen es oft an eine Klippe, wo es ſcheitert. Wenn mein Herr ſeinen Diener anhören will, ſo kann ich eine Geſchichte erzählen, welche meine Meinung ſehr gut erläutern wird. Der Sultan war es zufrieden und der Vezir fuhr fort:

Aſendiar war der zweyte Sohn eines Königes in Griechenland. Er zeigte von ſeiner frühſten Jugend an viel Klugheit und viel Ueberlegung; und je älter er ward, deſto mehr nahm er an dieſen Tugenden zu. Der König, ſein Vater, der ihn ungeachtet dieſer guten Eigenſchaften weniger liebte, als ſeinen älteſten Sohn, fing daher an zu befürchten, Aſendiar möchte dereinſt ſeinen Bruder vom Throne verdrängen. Darum beſchloß

beſchloß er dieſem Uebel bey Zeiten zuvor zu kommen.

Weil er aber doch nicht grauſam genug war, ſeinen unſchuldigen Sohn zu tödten, ſo verbannte er ihn aus dem Reiche. Sein Haß ging ſo weit, daß er ihn wie einen Bettler aus dem Pallaſte ſtieß und ſeinen Unterthanen bey Lebensſtrafe verboth, dem Prinzen die geringſte Gabe mitzutheilen.

Aſfendiar hatte ein edles Herz. So leicht es ihm geweſen wäre, ſich unter dem Volke, das ihn ſehr liebte, einen Anhang zu machen, ſo wollte er doch lieber verſtoßen ſeyn, als ſich gegen ſeinen Vater empören. „Vielleicht, dachte er, läßt mein Vater mit der Zeit ſeinen Zorn gegen mich fahren und nimm mich wieder zu ſeinem Sohne an. Es iſt edler Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun.„ In dieſen Gedanken ging er ſeinen Weg fort, als er nach einigen Tagen einen jungen Menſchen von ſeltner Schönheit antraf, der eine Zither unter dem Arme trug. Der Prinz

gewann

gewann ihn lieb, da er sah, daß er eben so scherzhaft und höflich sey, als er schön war. Desgleichen both sich der Fremde, welchem die Freundlichkeit und gute Gestalt des Prinzen eben so wohl gefiel, zu seinem Reisegefährten an. Sie setzten zusammen ihren Weg fort, als am folgenden Tage ein dritter Reisender zu ihnen kam. Das war eines Kaufmanns Sohn, der in dem Gewerbe seines Vaters sehr wohl erfahren schien. Seine Gesellschaft gefiel ihnen, und da er mit den beyden andern nicht weniger zufrieden war, so bath er sie, ihm zu erlauben seinen Weg in ihrer Gesellschaft zu machen. Am dritten Tage kam noch ein gesunder, starker Bauersmann zu ihnen. Er wollte in die benachbarte Stadt Laodicea zu Markte gehen und da er hörte, daß diese drey eben den Weg gingen, so blieb er bey ihnen.

Sie sprachen unterweges von allerley Dingen; unter andern aber war die Rede vom Glück.

„Wel-

„Welches mag der leichteste und sicherste Weg seyn, auf dem ein Mensch sein Glück machen kann?„ fragte der Kaufmann. „Meiner Meinung nach, gab Asfendiar zur Antwort, sind es günstige Umstände, die unser Vorhaben befördern: denn auch der geschickteste Schwimmer muß einem zu starken Strome weichen. Daher glaube ich, daß ein Mensch so wohl ohne seine Schuld in das tiefste Elend gerathen, als auch ohne sein Verdienst zum höchsten Glück gelangen kann.„ Der Bauer, welcher von der Rede des Prinzen nicht viel verstand, sagte: „Herr, ich glaube, wer zwey gesunde Arme hat und arbeiten will, der wird nie hungrig sterben. Arbeit und Fleiß sind für alle Zufälle gut; die Trägen und Saumseligen sind immer die Aermsten.„ Der schöne Zitherspieler fing an zu lachen und sagte: „Guter Freund, wer sich Reichthum und Ansehen durch Arbeit erwerben will, der wird es nicht weit bringen. Das sicherste Mittel sein Glück

zu

zu machen iſt, wie mir däucht, eine ſchöne Geſtalt. Schönheit beſiegt Reichthum und Verſtand und gilt in der Welt am meiſten.„

„Dieſer Meynung bin ich nicht, ſagte der Kaufmann. Schönheit iſt eine vergängliche Blume, die nur einmahl blüht, und nicht an allen Orten gedeiht. Das ſicherſte Mittel, welches allenthalben hilft, iſt, denk' ich, Klugheit, die ſich in alle Fälle zu ſchicken und alle Umſtände zum Vortheil zu wenden weiß. Dieſe allein iſt die wahre Quelle des Reichthums und der Ehre; dieſe allein kann ſich in dem Beſitz des Erworbenen erhalten und hat den Vorzug, daß ſie nie veraltert. Um aber zu ſehen, wer von uns am meiſten Recht habe, ſo wollen wir einen Verſuch machen. Wenn wir in die Stadt kommen, ſo ſoll einer nach dem andern von dem, was er den Tag über gewinnt, die Geſellſchaft des Abends bewirthen. Wer die größte Mahlzeit geben kann, wenn die Reihe an ihn kommt, der hat am meiſten

Recht.„ Die andern drey ließen ſich den Vorſchlag des Kaufmanns gefallen. Sie erreichten mit Untergang der Sonne die Stadt Laodicea und warfen das Loos, als ſie in die Herberge kamen. Die Reihe traf zuerſt den Bauer. Sobald es Tag ward, ging er in den Hafen und diente als Laſtträger. Er trug auf einmahl ſo viel als drey andre, und da er ſich jeden Ballen beſonders bezahlen ließ, ſo hatte er, als er gegen Abend wieder zurück kam, vier Piaſter gewonnen. Er zeigte dieſelben ſeinen Gefährten mit einer fröhlichen Geberde und beſtellte die Mahlzeit. „Das wird keinen großen Schmaus geben, guter Freund, ſagte der ſchöne Zitherſpieler. Ein Piaſter für den Mann iſt ſehr wenig; du hätteſt fleißiger ſeyn ſollen, wenn du die Wette gewinnen willſt.„ Das ſage der Herr nicht, antwortete der Bauer, ich habe mehr getragen, als zehn andre. „Nun ſo liegt der Fehler an deinem Handwerk, ſagte der Kaufmann; es

läßt

läßt ſich nicht viel damit verdienen. Wir werden morgen ſehen, was der Zitherſpieler gewinnt.„

Der ſchöne Zitherſpieler zog am folgenden Tage ſeine beſten Kleider an, nahm ſein Saitenſpiel und ging in das nächſte große Haus, das er auf ſeinem Wege fand. Es war die Wohnung eines Vezirs, deſſen Gemahlinn die Muſik ſehr liebte. Er trat in den Vorſaal; er ſang und ſpielte. Seine Stimme war ſanft und rein und ſein Spiel angenehm. Er ward vor die innere Thür des Harems gerufen und mußte ſich da hören laſſen. Man war ſehr wohl mit ſeinem Geſang und ſeiner Artigkeit zufrieden und die Gemahlin des Vezirs, die ſehr freygebig war, gab ihm ein großes Geſchenk. So ging er von einem Hauſe zum andern, bis es Abend ward, da er mit einem Beutel von hundert Zechinen wieder zurückkam und ſeine Gefährten köſtlich bewirthete. „Der Herr muß ſich morgen wacker halten,

sprach der Bauer zum Kaufmann, wenn er den Zitherspieler übertreffen will. Der hat in einem Tage mehr gewonnen, als ich in einem ganzen Jahre verdienen kann.„

Der Kaufmann begab sich sehr früh am Morgen in den Hafen, wo eben ein fremdes Schiff die Anker warf. Er hatte sich die beyden vorigen Tage genau nach der Handlung dieser Stadt erkundiget und erfahren, daß vorzüglich das Oel sehr aufschlage, weil fast alle Olivenbäume im vorigen Winter erfroren waren. Er fragte, was für Waaren das Schiff führe; und da er hörte, daß der größte Theil seiner Ladung in Oel bestehe, so ging er zum Schiffsherrn. „Ich bin der Handelsgenosse des reichen Ibrahim, sprach er; er läßt dich bitten die ganze Ladung von Oel, die dein Schiff führet, ihn zu überlassen. Wir geben dir für das Maaß zwey Golddrachmen mehr, als das vorige Jahr. Hier hast du Handgeld; schreib unsre Nahmen, Ibrahim und Achmet.

met.„ Als der Kauf geschlossen war, eilte er zum reichen Ibrahim. „Herr, sagte er, ein Fremder, den du nicht kennest, biethet dir einen reichen Gewinn an. Ich wußte, daß deine Magazine an Oel Mangel litten; ich hoffte dir zu dienen und habe um einen sehr geringen Preis die ganze Ladung eines Schiffs, das eben angekommen ist, in deinem Namen gehandelt.„ Ibrahim unterzeichnete den Kauf; sie gingen beyde an den Bord, wo eine Menge Kaufleute standen, die in gleicher Absicht zu spät gekommen waren. Ibrahim bezahlte den Schiffsherrn, und schenkte dem jungen Kaufmann, der ihm einen so reichen Gewinn zugewandt hatte, einen Beutel von fünf hundert Zechinen.

Als Achmet zu seinen Gefährten zurückkam, sagte der Sohn des Königes: „Ich habe wenig Hoffnung einen von euch zu übertreffen; denn ich kann mich weder auf mei-

ne Stärke, noch auf meine Gestalt, noch auf meine Klugheit verlassen. Mein Glück hängt von solchen günstigen Umständen ab, wie ich sie mir durch keinen von euern Vorzügen verschaffen kann. Allein damit ich kein Glück, das mir begegnen könnte, durch meine Schuld versäume, so will ich morgen ausgehn und mein Glück versuchen. Das erste was er hörte, als er am folgenden Morgen in die Stadt kam, war die Nachricht von des Sultans Tode. „Unser guter Sultan ist gestorben, riefen die Leute; er hat uns keinen Sohn hinterlassen; wo werden wir einen andern König von solcher Weisheit finden?„ Die Klage war allgemein; ein jeder, welcher den Verstorbenen gekannt hatte, weinte und zerriß zum Zeichen der Trauer sein Kleid.

Asfendiar, der als ein Fremder keine Ursache hatte über diesen Verlust betrübt zu seyn, ging gleichgültig unter dem Volk einher und sah den Feyerlichkeiten des Begräbnis-

niſſes ohne Nahrung zu. Seine Neugierde und ſein fremdes Anſehen machten ihn den Bürgern verdächtig; man hielt ihn für einen Kundſchafter eines benachbarten Königes; man nahm ihn gefangen, band ihn mit Ketten und führte ihn, der ausgegangen war ſein Glück zu machen, in ein dunkles Gefängniß, wo er über zwey Tage ohne Nahrung ſchmachten mußte. „Was hat das Schickſal mit mir vor? ſprach er. Will es meine Geduld und meinen Glauben prüfen, oder ſoll ich in dieſem Kerker verſchmachten? Ich bin bereit alles zu ertragen, es komme, was da will. Das letzte aller menſchlichen Dinge iſt doch der Tod, vor dem ſich nur ein Feiger fürchten kann.„ Als er ſo dachte, hörte er an den Thüren des Gefängniſſes raſſeln. Man ſchloß auf, die Wache trat hinein und befahl ihm vor dem Divan zu erſcheinen.

Die Vezire des Reichs waren verſammlet einen neuen König zu wählen; ſie konn-

ten aber nicht einig werden. Einer von den klügsten unter ihnen rieth die Wahl zu beschleunigen, damit aus ihrem Zwiespalte keine bürgerlichen Kriege entstünden.„ Es sind feindliche Kundschafter in der Stadt, sprach er; einen derselben hat man schon ergriffen; viele andre können unsrer Wachsamkeit entgangen seyn. Wenn der König von Antiochien unsre Uneinigkeit erfährt, so sind wir verlohren.„ Die Vezire erschracken über diese Nachricht und ließen den Gefangenen holen um ihn auszufragen.

Asfendiar verbarg weder seinen Nahmen noch seinen Stand. Er erzählte aufrichtig, was ihm bisher begegnet war. Er sprach mit so viel Weisheit und Würde, daß seine Rede die ganze Versammlung bewegte. Die Vezire hatten von seiner Verbannung gehört; einige, die an dem Hofe seines Vaters gewesen waren, erinnerten sich seiner Gestalt; und da sie lieber einen frem-

den

den Prinzen, als einen Eingebohrnen ihres Gleichen zum Könige haben wollten, so fie die Wahl einſtimmig für den Aſfendiar aus. „Die Götter haben uns dieſen Fremden geſandt, ſprachen ſie, unſrer Zwietracht ein Ende zu machen. Er allein iſt würdig unſer König zu werden; er ſtammt aus königlichem Geſchlecht und hat alle Tugenden, die einen Regenten ſchmücken. Seine Weisheit und die edle Standhaftigkeit, womit er ſein Unglück ertragen hat, verſichern uns, daß er ein tugendhafter König ſeyn werde, welchem das Glück ſeiner Völker am Herzen liegt.„

Sie begrüßten ihn als ihren Sultan; man bekleidete ihn mit dem königlichen Schmuck und führte ihn auf einem weißen Elephanten durch die Stadt, wo er die Huldigung des Volkes empfing. Es war dieſes der dritte Tag, ſeitdem ihn ſeine Gefährten nicht wieder geſehen hatten: Sie befürchteten, es möchte ihm ein Unglück begegnet

seyn; und weil sie ihn sehr liebten, so hatten sie alle Tage in der Stadt nach ihm gesucht. In dieser Absicht waren sie auch am dritten Tage ausgegangen, als sie von der Krönung des neuen Sultans hörten und mit dem übrigen Volke in die Straßen herbeyeilten, durch welche er zog. Asfendiar ward seiner Gefährten unter dem Volke gewahr und winkte ihnen, sich zu nähern. „Ich werde euch heute Abend in meinem Hause bewirthen, sprach er, wenn ihr meine Gäste seyn wollt.„ Er ließ ihnen ein köstliches Mahl bereiten, gab ihnen reiche Geschenke und sagte: „Das Glück hat meinen Glauben, wie es scheinet, belohnen wollen. Es stieß mich ohne meine Schuld in einen Kerker und hebt mich eben so schnell wieder auf den Thron. Ziehet hin in Friede und erinnert euch eures Gefährten, der zu einer Zeit, wo er am wenigsten daran dachte, die Wette gewann.„ Herr Sultan, ihr habt das einträglichste Handwerk gewählt, sagte der Bauer,

Bauer, als er für die reichen Geschenke des Königes dankte. „Sey zufrieden, antwortete der Sultan: denn du bist von uns allen der Glücklichste.„

So sprach der alte Vezir; der junge Sultan aber war klug genug, daß er ihm Recht gab.

Hardun und Nuhr.

Die Einwohner einer kleinen Insel im Südmeer lebten seit langer Zeit ohne Befehlshaber und Obrigkeit in friedlicher Einfalt. Sie wußten nicht, was Ehrgeiz und Rangsucht sey, und vertrugen sich mit einander wie Kinder eines einzigen Stammvaters. Die einzelnen Familien hatten sich mitten auf der Insel in einem schönen Thale Wohnungen gebaut und durch ihre nachbarliche Vereinigung

gung eine Art von Stadt gebildet. Die kleine Stadt war von allen Seiten offen und ohne Mauern, weil sich die Bewohner weder vor fremden noch vor einheimischen Räubern zu fürchten hatten. Das ergiebige Land belohnte die wenige Arbeit, die sie darauf wandten, mit reichlichem Ueberfluß; daher beschäftigte sich ein jeder mit dem, wozu er Lust hatte. Einige bauten Netz und Hosen; aus den Kokus-Bäumen, die man auf so vielerley Art nützen kann und die hier in großer Menge wuchsen, bereiteten andere die übrigen Lebensbedürfnisse zu; die jungen Leute aber gingen in die nahen Wälder auf die Gasselbenzagd. Dieß war die einzige Art Wild, das sich auf der Insel fand; und da diese Thiere sehr schüchtern sind, so nahmen auch die Mädchen an dieser Beschäftigung der Jünglinge Theil.

Rubr, die schönste Jägerinn auf der ganzen Insel liebte vorzüglich den östlichen Theil

der

der Gebirge, wegen der ſchönen Hügel, Thäler und Ebnen, in welche ſich die Höhe gegen das Meer zu allmählig verliehr. Alle Morgen ging ſie dahin, den Köcher auf dem Rücken, den Bogen in der Hand; und weil ſie die Einſamkeit liebte, ſo ging ſie immer allein. In einem dieſer abgelegenen Thäler ruhte ſie eines Tages unter dem Schatten einiger Bäume, die ein kühler Wind durchſtrich, von ihrer Müdigkeit aus, als ſie auf einmal ein Geräuſch hinter ſich hörte. Sie ſah ſich um und erblickte einen Mann von ungeheurer Größe. Drey Männer von der größten Höhe, die einander auf den Schultern ſtünden, reichten ihm kaum bis an das Kinn; außer dieſer ungeheuern Größe aber war in ſeiner Bildung nichts widriges. Alle ſeine Glieder hatten das ſchönſte Ebenmaß. Er war jung und ſein Blick ſanft. Seine langen hellbraunen Haare wallten in dichten Locken über ſeine Schultern, und unter ſeinem linken Arm trug er eine

eine junge abgeſtreifte Zeder als Stab und als Waffe.

Die ſchöne Ruhe war halb todt vor Schrecken, als ſie dieſen wunderbaren Mann erblickte; noch mehr aber, als er vor ſie trat, ſie einige Augenblicke ſchweigend anſah und ſich endlich zu ihr niederſetzte. „Welch ein feindſeliges Geſtirn, rief ſie aus, als ſie ſich wieder erhohlte, hat mich hierher geführt, um in deinem Magen mein Grab zu finden?„ Schilt nicht auf das Schickſal, das deine Schritte leitet, antwortete der Rieſe. Wenn wir beyde uns darüber beklagen wollten, ſo hätte ich das meiſte Recht dazu: denn ſeitdem ich dich hier zum erſtenmahl geſehen habe, verſchmachte ich heimlich vor Liebe und Sehnſucht. Ich wagte mich bisher nicht vor deine Augen zu treten aus Furcht, du möchteſt vor meinem Anblick erſchrecken. Ich hielt mich in der Nähe verborgen und war zufrieden dich nur täglich

lich zu ſehen. Auch geſtern ſah ich dich hier. Wie bald' ich jene Quelle, die dort den Felſen herabrieſelt, wegen ihres Glückes beneidet! Die ſchöne Ruhe ward bey dieſen Worten feuerroth: denn ſie hatte ſich geſtern, weil ſie allein zu ſeyn glaubte, mit zu wenig Vorſicht gebadet. „Verzeihe mir, ſchöne Jägerinn, fuhr der Knabe fort, verzeihe mir mein Verbrechen, deſſen Geſtändniß dich ſchamroth macht. Warum ſchlägſt du deine Augen ſo ſchüchtern nieder? Fürchte dich nicht; ich könnte eher ſterben, als dir ein Leid thun. Sieh mich an, ich bin nicht ſo häßlich, als du glaubſt. Mein erſter Anblick hat dich befremdet und erſchreckt. Sieh mich nur an; ungeachtet ihrer Größe iſt meine Geſtalt wohlgebildet und ſchön. Meine Mutter lobte meine Schönheit, als ich noch ein Knabe war und pflegte zu ſagen, daß ich das vollkommene Ebenbild meines Vaters ſey. Mit dieſer Vergleichung wollte ſie ſehr viel ſagen, wie du ſelbſt einſehen

wirst, wenn ich dir erzähle, wer meine Eltern sind.„

„Ich heiße Hardum und bin der Sohn des großen Feridun, eines der mächtigsten unter den Geistern, und der Prinzessinn Scheridah, der einzigen Tochter des Sultans Ras-Andas, des Königes von den hundert Inseln. Dieser König ist das Haupt aller Zauberer in Morgenland. Die hundert Inseln waren ehemals nackte, wüste Felsen; durch seine Zaubereyen aber machte er sie fruchtbar, und zu eben so viel kleinen Königreichen. Auf jeder Insel stand eine große volkreiche Stadt, in jeder Stadt ein prächtiger Pallast, in jedem Pallaste ein goldner Thron, und auf jedem Throne eine redende Bildsäule des Ras-Andas in königlichem Schmucke, die einem jeden, der seine Klage vor ihr anbrachte, mit der höchsten Weisheit Recht sprach. Aus einem besondern Eigensinn aber, der dem weisen

Ras-

Ras-Andas freylich nicht wohl anſtand, hatte er die Feſtigkeit aller ſeiner Zaubereyen auf die Jungfrauſchaft ſeiner Tochter Scherudah gebaut. Er bewachte ſie deswegen auf das ſorgfältigſte und verſchloß ſich mit ihr in eine für jeden Menſchen unzugängliche Felſenburg.„

„Allein Feridun, der ſich, als er einſt dieſe Burg vorbey flog, in die Scherudah verliebte, betrog die Wachſamkeit des Zauberers, da er am wenigſten daran dachte. Scherudah ließ ſich freywillig von Feridun entführen und ward ſeine Gemahlinn. Der König Ras-Andas, deſſen Zaubereyen Feridun in demſelben Augenblick, da ſie aufhörten, durch andre noch größere erſetzte, erkannte ſeinen Eigenſinn, und verzieh ſeinen Kindern den geſpielten Betrug. Sie wohnten bey ihm in ſeinem Schloß und ich bin die einzige Frucht ihrer Liebe. Ich war ungefähr zehn Jahr alt, als der König ei-

nes Tages eine tiefe Traurigkeit an meinem Vater bemerkte. „Was betrübt dich, mein Sohn, fragte er; was macht dich so traurig?„ Du selbst bist ohne dein Wissen und Wollen die Ursache meines Kummers, antwortete Feridun. Du hast mir zwar meinen verwegenen Betrug sehr liebreich verziehen; deine Beschützer aber sind strenger und haben es noch nicht gethan. Thurasch, der König der Geister hat dieses Kind zu einer schweren Prüfung verurtheilt. Wir werden unsern einzigen Sohn lange, vielleicht nie wieder sehn! Mit diesen Worten nahm er mich auf seinen Arm und trug mich auf die Insel Subu. „Mein Sohn, sprach er, indem er mich zum letztenmahle küßte und meine Wangen mit seinen Thränen benetzte, scheue dich nicht vor der Arbeit; weiche keinem Kampfe aus; fliehe vor keiner Gefahr; sondern folge der Tugend, wohin ihre Stimme dich ruft. Suche durch dich selbst und durch deine eigene Kraft Ruhm zu erlangen,

ohne

ohne die Bequemlichkeit der Zauberkünste deines Großvaters zu bedauern. Mit meiner Hülfe kannst du auf dem Wasser und in der Luft von einem Lande zum andern schreiten; weiter aber kann ich nichts für dich thun, so lange bis der Zorn des Thurasch gestillt ist.„ So sprach er und verschwand aus meinen Augen. Ich befand mich in einer Einöde unter Tigern und wilden Elephanten, bey denen ich mich in kurzer Zeit furchtbar machte. Nachher durchlief ich mit Hülfe meines Vaters viele Länder und Meere, befreyte viele Gegenden von wilden Thieren und wo ich hinkam, suchte ich Kampf und Gefahr. In der guten Absicht den Bedrängten mit meinem Arme beyzustehen kam ich neulich auch hierher. Ich wollte andre befreyen und habe meine eigne Freyheit verlohren. Anstatt meinen Muth und meine Tapferkeit durch große Thaten zu stärken, hielt ich mich beständig verborgen, aus Furcht deines Anblicks beraubt zu werden.„

Hardun endigte hier seine Erzählung. Er sah die schöne Ruhr mit zärtlichen Blicken an, als ob er fragen wollte, hast du mich nun lieb? Weil sie aber die Augen niederschlug und stillschweigend erröthete, so sang er ein langes Lied, worin er ihre Schönheit lobte und seine große Liebe zu ihr abschilderte. Seine brüllende Stimme, die bald dem Brausen des Meeres, bald dem Pfeifen des Windes glich, schreckte alle Vögel aus der Nähe. Das Laub der Bäume, die neben ihm standen, rauschte von seinem Athem bewegt und der Wiederhall warf seine Töne wie fernes Wetterkrachen von den Felsen zurück. Die schöne Ruhr unterbrach diesen gewaltigen Gesang durch ein freundliches Gespräch. Sie sagte ihm ihren Nahmen; erzählte, wie sie schon in der Kindheit ihre Aeltern verlohren habe, und jetzt bey einem Vormund lebe, der sie sehr strenge halte. Sie wandte vor, sie dürfe heute nicht lange verweilen, weil sie ohne Erlaubniß weggegangen sey.

Sie

Sie verſprach bald wieder zu kommen und gab ihm zum Unterpfand ihrer Freundſchaft einen von ihren Pfeilen, weichen der Rieſ mit der fröhlichſten Geberde in eine von den langen Locken band, die über ſeine Schultern hingen. Aus Furcht den Rieſen zu erzürnen ſtellte ſie ſich an, als ob ſie mit ſeiner Liebe ſehr wohl zufrieden ſey; allein ſie ſuchte ſich bloß von ihm zu entfernen, und war gar nicht Willens ſich zum zweytenmahl in eine ſolche Gefahr zu wagen. Sie ging nicht mehr auf die Jagd. Hardun ſuchte ſie viele Tage vergebens. Sie kam nie wieder.

Während dieſer Zeit empfand er alle Qualen der Liebe, und der betrogenen Hoffnung. Bald bildete er ſich ein, die ſchöne Rude werde wider ihren Willen von ihrem Vormunde zurückgehalten; bald fürchtete er, ſie ſey von einer tödtlichen Krankheit oder durch ein anderes Unglück an der Erfüllung ihres Verſprechens verhindert worden. Einzemahl

mahl war er schon auf dem Wege, seine Geliebte in ihrer Wohnung aufzusuchen; kehrte er aber aus Furcht sie zu erzörnen immer wieder um. In dieser Ungewißheit schmachtete er länger, als einen Monath. Er sang klägliche Lieder; er stand vom Morgen bis zum Abend auf der höchsten Bergspitze und strengte seine Augen an, um seine Liebe, wenn sie käme, schon von ferne zu entdecken; allein sie kam nimmer wieder. Weil sie keine Aeltern mehr hatte und bey ihren Verwandten lebte, so hatte sie ihr Geheimniß zwar verschwiegen; sie blieb aber fest entschlossen, nicht wieder auf die Gasselenjagd zu gehen, sondern sich die Zeit mit Nähen und Stricken zu vertreiben. Zuweilen nur, wenn sie an die Gutmüthigkeit des Riesen gedachte, so wünschte sie um seiner eignen Ruhe willen, daß sie ihm kein Unterpfand ihrer Freundschaft und ihrer Wiederkunft möchte gegeben haben.

Der

Der gute Harbun, der immer vergeblich hoffte, ward von Tag zu Tag ängstlicher. Er hatte nirgends Ruh. Wenn er sich niederlegte, so war ihm als ob der Boden unter ihm brenne. Er sprang eilig auf, wenn sich in der Ferne etwas regte: denn jedes Rauschen der Blätter, jeder ferne Schall schien ihm zu sagen, sie komme; wenn er aber sah, seine Ahndung habe ihn betrogen, so lehnte er den Kopf an einen Baum, als ob er sich seiner Schwachheit schäme. Dachte er dann an die letzte Ermahnung seines Vaters, so standen seine großen Augen voll Thränen und sein Herz schlug so heftig, als ob es den Tod bekämpfe. Endlich konnte er diese Ungewißheit nicht länger ertragen, und nahm sich vor die schöne Ruhr in der Stadt aufzusuchen; der Erfolg sey auch, welcher er wolle. Die Brust mit einer Löwenhaut bedeckt und seinen Baum in der Hand verließ er das Gebirge. Wer ihn auf dem Felde von fern erblickte, der ergriff die Flucht, und ehe er

noch

noch in die Stadt kam, waren schon alle Thüren und Fenster vor ihm verschlossen. Als er sah, daß jedermann vor ihm floh, so sprang er mit einigen großen Schritten auf einen von den Flüchtigen zu, faßte ihn am Rücken, hob ihn in die Höh und drohte mit einer fürchterlichen Stimme, ihn auf die andere Seite des Gebirges zu schleudern, wo er ihm nicht augenblicklich die Wohnung der schönen Ruhr zeigen werde. Der Gefangene glaubte zu ersticken, so fest drückte ihm Harduns Hand die Schultern und die Brust zusammen; er faltete die Hände und versprach alles zu thun, was er von ihm verlange. Hardun setzte ihn wieder an die Erde und folgte ihm mit kleinen Schritten nach. Die schöne Ruhr stickte eben ein buntes Gewand zum Hochzeitgeschenke für einen ihrer Verwandten, als der Riese die Thür aufriß und zusammen gekrümmt hinein trat. So bald sie ihn erblickte, hielt sie beyde Hände vor die Augen und erwartete stillschweigend den Tod;

Tod; da ſie aber hörte, wie ſanft der Rieſe ſich über ſie beklagte, daß ſie ihn ſo lange nicht auf dem Gebirge beſucht habe, ſo faßte ſie wieder Muth und ſah ihn freundlich an. Sie ſagte, ſie würde ihr Verſprechen längſt erfüllt haben, wenn ſie gewußt hätte, daß er ſo ſehnlich auf ſie warte; morgen aber wolle ſie gewiß kommen. Der gutmüthige Hardun vergaß bey ihrem bloßen Anblick alle ſein voriges Leid und bath ſie um ein Unterpfand ihres Verſprechens. Die ſchöne Muhr gab ihm, halb aus Furcht ſeine Bitte abzuſchlagen und halb aus Neigung ihres Herzens, das bunte Hochzeitkleid an dem ſie ſtickte. Hardun heftete es an ſeine Schulter, und kehrte ſtolz auf dieſen Schmuck und freudig über den glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe wieder in das Gebirge zurück.

So bald die Einwohner den Rieſen aus dem Geſichte verlohren hatten, verſammelten ſie ſich alle vor dem Hauſe der ſchönen Muhr und fragten wer er ſey. Sie erzählte

ihnen aufrichtig, was ihr vom Anfang an mit diesem wunderbaren Mann begegnet war und bath sie, ihr zu rathen, was sie thun sollte. Einige hatten Mitleid mit ihr und meinten, man könne das arme Mädchen, ohne eine Grausamkeit zu begehen, dem fürchterlichen wilden Manne nicht in die Hände liefern; andre hingegen sagten, ihr Außenbleiben werde den Riesen erbittern und ihn so weit bringen, daß er sie alle erwürge. Man müsse auf eine List denken, weil hier mit Gewalt nichts auszurichten sey. Daher ward beschlossen, Ruhr solle morgen ihr Versprechen erfüllen und dem Riesen Hoffnung machen, daß sie ihn in einigen Wochen heurathen wolle; während dieser Zeit aber müsse man auf Mittel denken, diesen schrecklichen Unhold zu tödten.

So bald die Morgenröthe anbrach, begab sich die schöne Ruhr mit ihrem Köcher und Bogen in das Gebirge. Hardun stand schon auf der höchsten Bergspitze und wartete

auf

auf sie. Als er sie von weitem erblickte, sprang er die Felsen herab ihr entgegen und hieß sie willkommen. Sie that so freundlich und vergnügt, als ihr beklemmtes Herz es zuließ. Er bath sie, ihn in seine Höhle zu begleiten, wo er ihr seine Reichthümer zeigen wollte. Sie sah wohl ein, daß sie dem gewaltigen Manne nichts abschlagen dürfe; sondern sie müsse versuchen, ob sie ihn durch Liebe und Freundlichkeit gewinnen könne. Sie ging mit ihm. Sie stiegen in ein entferntes Thal hinab, das rings um mit schönen Hügeln umgeben, und von einem hellen Bach durchflossen war. Am Fuße eines dieser Hügel, von welchem der Bach herab kam, führte sie Hardun in eine weite Höhle, an deren Wänden er Sitze von welchem Moose angebaut hatte. Hardun hohlte alle seine Kostbarkeiten herbey, legte sie zu ihren Füßen und sagte: „Seitdem mich die Liebe in diesem Gebirge gefangen hält, habe ich reiche Goldadern darin entdeckt und diese großen Stücke

davon losgebrochen. Die will ich dir alle schenken, liebe Ruhr. Dieses große Gefäß ist ein einziger künstlich ausgehöhlter Topas. Der König von Queronde schenkte es mir vor zwey Jahren, als ich einen großen Drachen, der sein Land verheerte, getödtet hatte. Der schwarze Staub in diesem Gefäß ist eine köstliche Arzeney; wenn er mit Weihrauch vermischt wird, heilt er die tödtlichste Wunde in wenigen Tagen. Da ist eine Menge köstlicher Steine, die ich in verschiednen Weltgegenden gesammelt habe. Dieser leuchtet in der Nacht. Dieser widersteht der Stärke des Palmweins. Dieser da wächst in dem Kopfe des Krampffisches; er strahlet, wenn das Meer ruhig ist; wenn es aber stürmet, so sieht er trübe. Da ist einer, der die Gestalt einer Menschenzunge hat; wer ihn bey sich trägt, bekommt die Kraft sich die Herzen der Menschen geneigt zu machen; ich habe ihn aber nicht gebraucht, liebe Ruhr, weil ich dir dein Herz nicht wider deinen Willen

steh-

fehlen wollte. Diese Kopfbinde ist mit den köstlichsten Demanten besetzt. Sobaschid, der Sultan der Bergeinwohner auf der Insel Borneo gab es mir, weil er meinen Großvater sehr liebt und ehrt. Das alles soll dein seyn, liebe Ruhr, so bald du es verlangst; dieses Halsband von großen Perlen aber nimmst du mir zu gefallen gleich jetzt an. Ich nahm es dem Götzen Mehadu ab, als ich die Bildsäule und den Tempel desselben auf der Insel Aru zerstöhrte. Mit diesen Worten hing er ihr das köstliche Halsband über die Schulter und lächelte sie mit einer so scheuen Zärtlichkeit an, daß der schönen Ruhr, die das Uebermaaß seiner Liebe und die Edelmuth seines Herzens fühlte, die Augen voll Thränen standen. Sie sah ihn liebreich an und spielte mit seinen gelben Locken. Hardun war außer sich vor Freude. Er brachte ihr süße Früchte, las die schönsten für sie aus und sprang um sie her, wie ein junger Hirsch. Die schöne Ruhr fiel unvermerkt in ein

tiefes Nachdenken. „Wie grausam und undankbar müßte ich seyn, sprach sie bey sich selbst, wenn ich für alle diese Liebe den gutherzigen Hardun verrathen und die Ursache seines Verderbens werden könnte! Wie soll ich aber von ihm loskommen, ohne ihn zu erzörnen? Wird er mich selbst nicht verderben, wenn ich ihm irgend etwas abschlage?„ Indem sie so dachte, zog Hardun sanft an einer von ihren braunen Locken und sagte: „Warum bist du so traurig, liebe Ruhr? Ich sehe wohl, du bist nicht gern bey mir. Ich wollte alles thun, was du von mir verlangtest, wenn du bey mir bliebest. Ich baute dir ein Haus von Cedern; brächte dir in wenigen Stunden süße Früchte, die nur auf einer einzigen Insel wachsen; ich schaffte dir alles, was du begehrtest, wenn es auch noch so kostbar und selten wäre. Du aber webtest mir schöne Kleider, sängest zuweilen eines von deinen artigen Liedern und wärest immer so freundlich und so hold, wie du jetzt bist.„

Die

Die schöne Ruhr erröthete und sah schweigend zur Erde. Ihr Herz wankte zwischen Furcht und Hoffnung. „Das Aeußerste, dachte sie, was ich wage, wenn ich bey ihm bleibe, ist der Tod. Ich will aber lieber sterben als den Spott meiner Gespielinnen ertragen oder eine Verrätherey an diesem gutmüthigen Manne begehen. Vielleicht läßt er sich durch Sanftmuth und Klugheit gewinnen. Ich will bey ihm bleiben.„ Sie that einen Blick nach dem Riesen, als ob sie ihm ihren Entschluß bekannt machen wollte, aber mit einem lauten Schrey des frohen Erschreckens bebte sie zurück: Denn es war nicht mehr der ungeheuer große Hardun; es war ein schöner Jüngling, höchstens eine Hand breit größer als sie, der neben ihr saß. Seine Gestalt war noch dieselbe und doch schien er hundertfältig verschönert: denn sein Angesicht, in dem vorher nichts als kindliche Treuherzigkeit geschrieben stand, trug jetzt das Siegel der reifen männlichen

Ver-

Vernunft. Die schöne Ruhr wußte nicht, wie ihr geschah. Sie schlug die Arme um ihn und legte ihre glühende Wange auf seine Schulter. Beyde schienen zu vergessen daß sie lebten, als sie ein sanftes Geräusch hörten und aufsahen. Ein Jüngling, das Ebenbild des Hardun, mit Strahlen überirdischer Schönheit bekleidet und eine Jungfrau königlich geschmückt ließen sich auf einer Wolke vor ihnen nieder. „Mein Vater! Meine Mutter!„ rief Hardun auf sie zueilend aus und sank vor ihnen auf die Knie. „Mein Sohn!„ riefen sie beyde und drückten ihn abwechselnd mit heißen Küssen an ihr Herz. „Deine Prüfung ist geendigt, sprach Feridun. Der Zorn des Thurasch ist versöhnt. Die Bedingung seines Bannes, der so lange dauern sollte, bis die schönste und klügste Jungfrau unter den Menschenkindern aus Dankbarkeit und Tugend ihr Leben für dich wagen würde, ist durch diese holdselige Jungfrau vollkommen gelöset.„ Die

Die ſchöne Ruhr ſtand bey dieſer Erſcheinung ſo ſchüchtern und betroffen da, als ob ſie vor ihren Richtern ſtünde. Ihre Augen ſahen noch an die Erde, und warfen nur zuweilen einen ſcheuen Blick auf die glänzenden Genien, die vor ihr ſtanden, als Scherudah, der Feridun Unſterblichkeit und ewige Jugend mitgetheilt hatte, nach der erſten Umarmung ihres Sohnes, ihrer neuen Tochter entgegen kam und ſie mit Freude und Zärtlichkeit umfing. Sie hielt ſie noch immer umfangen und ward nicht müde ihr zu liebkoſen, als Feridun endlich ſprach: „Kommt Kinder, der König Ras-Andas erwartet euch mit ſehnlicher Ungeduld.„ Sie ſtiegen in den Wolkenwagen; die Höhle mit den Reichthümern ſchloß ſich zu; und die Einwohner der Inſel erzählen ſich noch immer die Geſchichte der ſchönen Jägerinn Ruhr, die ein Rieſe entführt habe.

BAYER
STAAT
BIBLIO
MUENC

Verbesserungen.

S. 70. Z. 7. von oben ließ Augenbraue statt Augenbraune.

S. 71. Z. 5. von unten ließ Insel des Feridun.

S. 133. Z. 5. von unten ließ Sehe anstatt Seh.

S. 171. Z. 2. von unten wartete anstatt erwartete.

S. 177. Z. 2. von unten Komm anstatt Kommt.

S. 212. Z. 8. von unten, von der Hand anstatt vor der Hand.

S. 222. Z. 6. von unten, nimmt anstatt nimm.

— Z. 1. von unten, Zirher anstatt Zirher.

Palmblätter.

Erlesene
morgenländische Erzählungen
für die Jugend.

Dritter Theil.

Jena,
in der Akademischen Buchhandlung.
1796.

Inhalt.

1. Zulima. . . . . Seite 1
2. Die Bußpredigt des Imans von Bagdad. 22
3. Mahadi. 24
4. Sadi. 38
5. Maan und der Soldat. . . 39
6. Der schlaflose König und Myrabbak. . 48
7. Das verlohrne Kameel und die drey aufmerksamen Brüder. . . 61
8. Ibn-Agesar und seine Palmblätter. . 64
9. Der Trost des Weisen. . . 69
10. Dakianos oder die Wirkungen des Reichthums. 73
11. Der Kaliphe und sein Liebling. . 100
12. Der Wahn stärker als die Heilkunst. 103

Inhalt.

13. Großmuth und Gastfreyheit. . . 107
14. Der Wechsel des Schicksals. . . 110
15. Die Bürgschaft des Dichters. . . 111
16. Der fromme Dermisch. . . . 115
17. Das Glück der Unterthanen und der Fürsten. 117
18. Die zwey Sultane. . . . 118
19. Geistesgegenwart. . . . 119
20. Königliche Wünsche. . . . 117
21. Der Mann, der sein Glück machen will. 119
22. Furcht und Tugend. . . . 231
23. Gebet und Arbeit. . . . 232
24. Auch der Geringste kann uns nützen. 235
25. Der beschämte Geysorzier . . . 238
26. Viel hilft nicht immer viel. . . 240
27. Der Rubin und der Diamant. . . 247

1. Zu

1. Zulima.

Schön und hold war Zulima, die Tochter Abukazan's. Ihr Wachs glich der stolzen Königspalme! in ihrem Geſichte blühte die Fülle der Gesundheit und ihr Lächeln war wie die Frühlingsfeyer der neuerstandnen Natur; das genauſte Ebenmaaß vereinigte alle Glieder ihres Körpers zum ſchönſten Ganzen, und Anmuth war jede Bewegung. Bezaubert von ihrem Anblick ward jeder Jüngling, und ſelbſt die Mädchen muſten ihr den Preiß der Schönheit zugeſtehen, ſo ſehr ſich auch Eigenliebe und Selbſtſchätzung, Neid und Eiferſucht dagegen ſträubte.

Doch; so große Bewunderung Zulima durch ihre überschwenglichen Reitze allgemein erregte, so fehlte doch die Seele der Bewunderung — die Hochachtung. Sie war unüberlegt, flüchtig, launig, eitzensinnig — der süße Weyhrauchsduft der Schmeicheley berauschte sie so sehr, daß sie keine Beschäftigung kannte, als ihre Kleidung zu ordnen und ihren Schmuck zu wählen. Jetzt flocht sie ihr langes Rabenschwarzes Haar künstlich und befestigte es hinten unter dem feinsten Schleier, den sie mit Silber und Gold prächtig besetzen ließ: ein andermahl ließ sie es nachlässig über Schultern und Rücken herabwallen und eine aufsnospende Rose schwankte an der Vollmondsstirne oder an der Seite — und wer mag alle die feinen, oft unbedeutenden Künste, die selten ihren Zweck verfehlen, angeben, wenn die weibliche Erfindungskraft unerschöpflich ist! Ihres Schleyers wußte sie sich unvermerkt als Zaubermittels zu bedienen den neugierigen Forscher noch mehr zu reitzen,

reitzen, indem er ihn ihre Zähne wie Elphenbein, ihre Lippen wie Rubin aus Aba, ihre Wangen wie ſanftes Morgenroth und ihre durchdringendere Adleraugen wie durch einen leichten Nebel wahrnehmen ließ.

Einſt nach einem ſchwülen Tage lag ſie in der Abendkühle auf dem Sopha in einem Pavillon im Garten ihres Vaters und überlegte wie ſie ihren Reitzen eine immer höhere Vollkommenheit geben und die Zahl ihrer Anbeter vermehren könnte. Ihre lebhafte Einbildungskraft war in voller Beſchäftigung, als auf einmal zu ihrem äuſſerſten Erſtaunen auf dem Fußboden ein dicker Rauch hervorquoll, ſchneckenförmig emporſtieg und endlich eine dichte Säule bildete, aus welcher ein kleiner alter Greis, mit ſchneeweißem Bart, deſſen Spitze die Füße berührten, hervortrat.

„Zulima,„ redete der Greis ſie an, „merk' auf die Worte guter Lehre und verachte ſie nicht, wenn ſie auch deinen Neigungen

entgegen sind. Ein Verweis schmerzt nur halb, sobald dem Menschen Verbesserung am Herzen liegt. Ich bin der Genius Abdarte. Mit Entzücken hab' ich deine reifende Schönheit bemerkt. Jedoch sey darauf nicht eitel; noch geht die Hauptsache dir ab, ohne welche alle körperlichen Reize, ein Körper ohne Leben — ohne Seele sind. Aus dem Innern der Erde steig ich herauf, dir die Lehren der Weisheit kund zu thun und dich vor dem Abgrunde des Verderbens zu warnen, dem du entgegen eilst. Laß dir meinen guten Rath zu Herzen gehen, befolge ihn, und — du wirst glücklich seyn. Unbedachtsame Zulima, was frommt es dir, wenn die Seufzer deiner Anbeter den Ruhm deiner Schönheit auf den Zinnen von Apra verkündigen? — wenn ihr Beyfall deiner Reize von den Felsen des Taurus bis nach Indien ertönt? du überlegst nicht, gebrechliche Tochter des Staubs, wie vielen Zerstörungen du unterworfen bist. Wie leicht kann der Aussatz dich zum scheuslichen

lichen Abſcheu verwandeln! und wie leicht können unzählige Krankheiten die Quelle deines Lebens vergiften! Und geſetzt, der Engel des Wohlthuns flehte vor dem Throne des großen Allah für dich, und der allmächtige Herrſcher des Univerſums zerſtreute die Wolken verderblicher Krankheiten über deinem Haupte; ſo wird ſein Flehen doch nicht das heranſchleichende Alter abwenden und dich vor dem Winter der Jahre ſchützen können. Zulima, das Feuer deiner liebeathmenden Augen verliſcht mit den kommenden Tagen, deine blühenden Wangen werden gelb wie die Flur bey'm Abſchiede des Herbſtes, dein lieblich reitzender Körper krümmt ſich wie der Bogen des Jägers und vergebens wird ſich dein verdunkeltes Auge nach Bewundrern umſehen: ſie fliehen vor dir wie vor dem kläglichen Geheule des Krokodils — ſie erſchrecken vor dir ſo ſehr als du jetzt ſie anflehſt, und du fühlſt dich als das unglücklichſte Geſchöpf unter der Sonne. Nur deinen Körper zu verſchönern,

der vergänglich iſt wie ein Gewand, das die Motten zerfreſſen, der hinfällig iſt vor der Senſe des Todes, wie Gras auf dem Felde vor der Sichel des Mähers, biſt du ängſtlich beſorgt und vergißt darüber den edlern Theil deiner Seele. Gehe in dich Tochter zur Freude geſchaffen, eh' es zu ſpät iſt; überlege dein Wohl, weil du noch fähig biſt zu überlegen. Werde weiſer, beſſer, und — liebenswürdiger. Wache ſorgſam über dein Betragen; ſey ſtrenge gegen dich ſelbſt, und vermeide ſelbſt den Schein von Stolz, Leichtſinn und Eigenliebe in Wort und Handlung. Vergiß es, daß dir die Natur vor deinen Geſpielen vorzüglichere Reitze verliehen und du wirſt deiner Schönheit einen höhern Reiz geben, als durch die glänzendſten Perlen von Manar und die blendendſten Diamanten Golconda's. Reinlichkeit und Einfachheit iſt der größte weibliche Schmuck. Holdſeligkeit bedarf keines äuſſern Schmucks — ſie iſt in ihrer Schmuckloſigkeit am meiſten geſchmückt. Vermeide

jede

jede Quelle, wenn du dich ihr nicht nähern kannst ohne deine Gestalt in ihrem Spiegel zu bewundern; Eitelkeit ist der Grund dieser Neigung, und Eitelkeit verdirbt das Herz. Schätze deine Gespielen nicht deswegen gering, weil sie die Natur nicht mit so vorzüglichen Reitzen begünstiget hat, wie dich; leicht können sie gegründetere Vorzüge und Vollkommenheiten besitzen als du, ob sie schon nicht so in die Augen fallen. Nimm diesen Talisman, „fuhr er fort, indem er ihr einen Ring überreichte, „bewahr' ihn sorgfältig; es ist der Talismann der Wahrheit; das schönste und wunderbarste Kristall, der dir, befragst du ihn, getreu zeigen wird, was du bist und wie du seyn sollst. Bemühst du dich den Karakter zu erreichen, den ich dir vorgezeichnet habe, so wirst du dich in ihm in der liebenswürdigsten Gestalt erblicken. Ueberläßt du dich aber regellosen Leidenschaften, siehst du einer lasterhaften Neigung nach, so erblickst du dich in deiner ganzen Häßlichkeit — er

verwandelt dich in ein Ungeheuer der Finsterniß. — Denn — denk' an mich Zulima; durch aufrichtige Reue und Besserung kannst du deine vorige Gestalt wieder erlangen.„

Der Greis verschwand in der Rauchsäule und süßer Wohlgeruch verbreitete sich im Pavillon.

Der Schreck über die plötzliche Erscheinung des Genius beraubte Zulima der Sprache, doch drückte sich in ihrem Gesichte jede Bewegung ihres Herzens aus, welche die Rede des Greises bewirkte. Mit innigem Frohlocken hob sie den Schleyer auf, da er sagte, daß er mit Entzücken ihre Schönheit bemerke; Freude glänzte aus ihren Augen und ihr Busen schwoll von Vergnügen. Aber Zittern überfiel sie und Todesblässe überzog ihre Wangen, als er sie aufmerksam machte, wie sehr sie verheerenden Gebrechlichkeiten unterworfen sey; Schrecken und Schaudern beengten ihr die Brust, da er von Alter und Hinfälligkeit sprach; und Grausen erbebte ihr

ihr Innres, da er sie darauf aufmerksam machte, daß sie sich von allen Bewundrern und Anbethern verlassen sehen würde, sobald ihre Reitze verblüht seyn würden. — Sie erhohlte sich jedoch wieder, als er sie versicherte, daß sie, sobald sie seinen Rath befolge, an Schönheit und Vollkommenheit gewinnen würde: ihr zusammengepreßtes Herz erweiterte sich und alle ihre unangenehmen Empfindungen giengen schnell in Entzücken über. Weniger gefiel ihr, daß er Reinlichkeit, Einfachheit und ungekünsteltes Wesen, der Kostbarkeit, Pracht und allem Putz vorzog und daß er Selbstliebe und Dünkel des Besserseyns mit aller Strenge verwarf.

Der Genius war verschwunden, und indem sie überlegte, wie sich ihre bisherigen Gesinnungen und Neigungen mit seinem unerbethnen Rathe einigermaßen vereinigen ließen, warf sie einen Blick auf den Talismann, und ach! — vor Schrecken über die Gestalt, in

welcher sie sich erblickte, ließ sie ihn fallen, und erschrack darüber eben so sehr, weil sie besorgte, er würde zerschmettert seyn. Besorgt und mit dem keimenden Vorsatze, den Rath des Genius genau zu befolgen, hob sie ihn auf; sie freute sich ungemein, da sie fand, daß er unverletzt war und noch mehr, da sie sich jetzt in ihm reitzender als je erblickte. Nun faßte sie ernsthaft den Vorsatz, die Vorschriften ihres geistigen Lehrers genau zu befolgen, rief dem unsichtbaren Abdaris tausend Gelübde nach, und kehrte mit einer nie gefühltem Ruhe des Herzens in das Wohnhaus zurück.

Nach einigen Monaten bewarb sich Hamed, ein junger reicher, und (was in diesem Falle eine fast außerordentliche Merkwürdigkeit ist,) ein sehr rechtschaffner Mann um Zulima. Die Pracht seines Pallastes verblendete die Augen. Seine Kleidung war Purpur reich mit Gold gestickt und die Juwelen

len in ſeinem Turban ſchienen mit den Sonnenſtrahlen zu wetteifern. Er beſaß ein weitläuftiges Gebieth, welches durch Fleiß und Kunſt angebaut einem großen Garten glich. Die üppigen Weiden waren mit unzähligen Heerden bedeckt und Schaafe ohne Zahl befanden ſich in ſeinen Horden. Und bey allem Reichthum und Ueberfluß war Hamed mäßig. Seine Geſtalt war ſchön, doch in keinem Vergleich mit der Schönheit ſeiner Seele; ein köſtlicher Schmaragd von unſchätzbarem Werthe in Gold gefaßt.

Zulima bezauberte ihn auf den erſten Anblick. Er war außer ſich; ſeine verblendeten Augen ſtellten ſie ihm dar wie die majeſtätiſche Ceder auf Libanon und die Tulpe in Candahor. Er nannte ſie das Licht ſeines Lebens und ſchwur, ſelbſt die Töchter des Paradieſes könnten ſie nicht an Schönheit übertreffen. Zulima ward berauſcht von ſeinen Lobeserhebungen; ſie wandte jeden erſinn-

sinnlichen Kunstgriff an durch Hofnung und Zweifel seine Wünsche niederzuschlagen und zu erhöhen, und glaubte dadurch seiner Zärtlichkeit den höchsten Grad von Vollendung zu geben.

Allein sehr bald entdeckte Hamed, daß Zulima's Herz eben so unsicher sey wie das stürmische Meer, und daß seine Person eben so wenig Eindruck auf sie mache als seine übrigen trefflichen Eigenschaften. Er nahm wahr, daß bloß Schmeicheley ihrem Ohre liebliche Musik war, und daß sie verblendet durch ihre Schönheit, jede treffliche Eigenschaft und alle nicht minder bedeutende Vorzüge gering achtete. Diese Entdeckung machte einen sehr widrigen Eindruck auf ihn; Unwillen und Unzufriedenheit verminderten seine Zärtlichkeit je mehr er sich von seinen Wahrnehmungen überzeugte und eh' es Zulima ahnete, sah sie sich von ihrem Liebhaber verlassen, den sie unauflöslich gefesselt zu haben glaubte.

Zuli-

Zulima eilte zu ihrem Talisman, da sie Hamed mit sichtbarem Unwillen verließ; sie wollte sehen, in welcher Gestalt sie ihrem Geliebten erschienen, um alles aufzubiethen, ihren Reitzen den höchsten Grad der Vollkommenheit zu geben, und das Feuer seiner Leidenschaft aufs äusserste zu treiben, sobald er sie wieder sehen werde. Sie ahnete es nicht, daß Hamed sie nie wieder sehen wollte! — Aber ach! wie bebte sie vor Schrecken zurück, als sich ihrem Blicke, statt der blühenden Rosenwangen, den Liebeglänzenden Augen, ein scheusliches Ungeheuer darstellte. Mit grausendem Entsetzen, mit nagender Verzweiflung starrte sie ihre Verhäßlichung an. Nach einiger Erhohlung fiel ihr Abdaris ein. Sie untersuchte ihr bisheriges Betragen gegen Hamed, und fand, daß sie weder auf seine Verdienste, noch auf ihre Verpflichtung gegen ihren Vater, noch auf die Erfordernisse zu einer guten Ehe gesehen, sondern daß sie bloß nach dem Vergnügen, sich geliebt und

gepri-

gepriesen, bewundert, geschmeichelt und angebetet zu sehen, gereizt, daß sie die Eigenliebe zur alleinigen Triebfeder ihres Denkens und Handelns gemacht habe. Ihr Gewissen machte ihr die bittersten Vorwürfe. Sie bereute ihren Leichtsinn und beschloß künftig Hamed gefälliger zu behandeln, ihn mehr mit Achtung zu begegnen und seine Liebe und Hochachtung zu verdienen zu suchen. Aber ach, zu spät für Hamed — dieser bewarb sich um Zelis, die Tochter Muradins, ihre Freundin und Gespielin.

Zelis war nicht so blendend schön wie Zulima, aber nicht weniger reitzend. Zulima blendete wie der Sonnenglanz am Mittagshimmel und Zelis glich dem sanften Scheine beym Auf- und Niedergang. Zulima ward mehr bewundert, Zelis mehr geliebt. Ihr ausdrucksvolles Gesicht glich einem Magnet, der unwiderstehlich an sich zieht. Sie war bescheiden, gefällig, freundlich und mit ihren

ren reitzenden Vollkommenheiten unbekannt. Diese liebenswürdigen Eigenschaften machten tiefen Eindruck auf Hamed und fesselten sein Herz. Er war entzückt über ihre schöne Gestalt und außer sich über die Schönheit ihrer Seele; bald bemerkte er zu seinem unaussprechlichen Vergnügen, daß sie ihn eben so aufrichtig liebte und hochschätzte.

Schnell kam die Nachricht von Hameds Bemühungen um Zelis vor Zulima's Ohren und nie hatte irgend etwas eine so grausame Zerrüttung in ihrer Seele hervorgebracht. Der Gedanke ihren Geliebten verlohren zu haben war ihr schmerzlich, aber ihn im Besitz ihrer Freundin zu wissen, unerträglich.

Lange sann sie vergebens auf ein Mittel ihren Geliebten wieder an sich zu ziehen; endlich glaubte sie das wirksamste gefunden zu haben und eilte sogleich zur Anwendung. Sie vermochte Zadige, ihre Warterin, die sie von ihrer zartesten Kindheit an erzogen hatte,

bey

bey ihrer Freundin in Dienſt zu gehen. Zelis nahm keinen Anſtand, und äußerte es ſelbſt gegen Zulima, daß ſie ſich ungemein freue, eine ſo geſchickte, brauchbare, fleißige und unverdroſſene Aufwartung an Zadige erhalten zu haben.

Noch mehr freute ſich die argliſtige Zulima, daß die argwohnloſe Zelis ſo leicht in's Netz gieng. Sie erhob Zadigens gute Eigenſchaften, und verſicherte, daß ſie ihr keine treuere Perſon empfehlen könne, und ihren Verluſt bloß erträglich finden würde, weil ihre Freundin dadurch gewönne.

Zadige mißbrauchte bald das Vertrauen der guten Zelis nach dem ſchändlichen Plane. Sie wußte ſehr liſtig ihren Tugenden einen falſchen Grund zu unterlegen und Hamets Mißtrauen in einem ſo hohen Grade rege zu machen, daß ſeine Anhänglichkeit geſchwächt wurde; und kaum ſahe ſie ihn ſo weit gebracht, ſo vertraute ſie ihm unter dem Siegel

gel der Verschwiegenheit mit allen Betheurungen der erkünstelten Aufrichtigkeit, daß sie bloß durch Wunsch und Verlangen ihn glücklich zu wissen sich bewogen fände, ihm zu vertrauen: daß er, von Liebe verblendet, eine Person gewählt habe, die vor allen ihres Geschlechts dieser Wahl am unwürdigsten sey.

Indeß war Zulima ein Raub schwankender Zweifel, banger Furcht und peinigender Gewissensunruhe. Sie fühlte Gewissensbisse da sie den Entschluß faßte, Hamed auf jede mögliche Weise von ihrer Freundin abwendig zu machen, allein diese waren angenehme Empfindungen gegen die jetzigen, wenn sich ihr die Unrechtmäßigkeit ihres Verfahrens vor Augen stellte. Sie konnte sich die Schändlichkeit und Verworfenheit einer solchen Handlung nicht ableugnen, und dennoch spornte Rachgierde ihre Seele unaufhörlich an, verdrängte jeden andern Gedanken und

lich von jeder andern Leidenschaft Kraft und Stärke. Sie schwur ihre Freundin zu verderben, da sie ihren großen Aussichten in den Weg getreten war, und verabscheute doch zugleich die Niederträchtigkeit ihrer Handlung. Ihre Seele war in tobender Unruhe. Sie vermied sich im Taliſmann der Wahrheit zu betrachten. Abdaris war ganz vergessen.

Einst da sie sich eines Abends in mehr quaalenvoller Unruhe befand als je, erschien Zadige und verkündigte ihr mit triumphirender Miene, daß sie endlich Hamed ganz eingenommen — daß sie ihn von der tückischen Bosheit, von Verstellung, Falschheit und verheimlichten Lastern ihrer verhaßten Freundin endlich völlig überzeugt, und daß Kummer und Gram über den unbeständigen Geliebten Zelis ganz entstellt habe und an Gesundheit und Leben nage. Zulima fühlte ihr Herz von Freude schwellen — ach! von Schadenfreude, die den Menschen zum Teufel macht!

macht! und indem ihr die Eitelkeit die Hofnung zuflüsterte, über ihre gefährliche Nebenbuhlerin zu siegen, legte sie ihren prächtigsten Schmuck an, um sich in einer Gestalt jetzt selbst zu betrachten, in welcher sie mehr als je Eindruck zu machen gedachte. Aber ach! ihre Selbstgenügsamkeit war von kurzer Dauer! von ungefehr fiel ihr Blick auf den Talismann und sinn- und leblos sank sie nieder.

Ihre vertraute Bosheitsgehülfin eilte erschrocken nach einem Stärkungsmittel. Unterdessen öfnete sich der Fußboden und Abdaris erschien. Zulima hörte das Rauschen und erwachte. Furcht und Schaam bemächtigte sich ihrer und kaum hatte sie Kraft ihr Gesicht in ihren Schleyer zu verhüllen. Arme Zulima, wozu das? ein leichtes Berühren vom Stabe Abdarts verwandelte den Schleyer in Staub.

Vergebens, „redete sie der Genius an, „bemühst du dich, Tochter des Staubes, dich

vor einem allſehenden Auge zu verbergen. Du haſt ganz den Weg gewählt, dich ſelbſt zum Abſcheu zu machen. Ich bin jetzt hier, nicht dich zu belehren, ſondern dich wegen deiner Miſſethaten zu ſtrafen. Dein Verbrechen iſt ſo ſchwarz, daß es nicht hart genung beſtraft werden kann. Ich warnte dich, als du zweifelhaft am Rande des Abgrundes ſtandeſt. Warum haſt du meinen guten Rath verachtet: — Ein ſchönes Weib ohne Unſchuld und Tugend iſt ein Gifthaum voll Blätter, auf dem man vergebens auf Blüthen und Früchte hofft.„

Mit dieſen Worten berührte ſie Abdaris mit ſeinem Stabe und im Nu war ſie in eine Schlange verwandelt, die auf dem Boden um ſeine Füße ſich krümmte. Jadem trat Jadige keuchend herein mit einem kräftigen Stärkungsmittel —

„Sieh hier dein mißrathnes Kind,„ redete ſie der Genius an; „Sieben Jahr wird ſie

ſie als ſchädliches Ungeziefer in Hameds Garten unſicher und in Verfolgung leben, und Zeuge von ſeinem Glücke ſeyn, das er in Zelis Armen genießt, deren erhabne Tugend er nur einige Augenblicke verkennen konnte. Lernt ſie in der Zeit beym Anblick fremden Glücks Vergnügen fühlen, lernt ſie ihre Verirrung erkennen und verabſcheuen — kann ſich ihre Seele in der Zeit eben die fehlerloſe Schönheit erwerben als ihr die Natur an ihrem Körper verliehen hatte, ſo darf ſie auch zuverſichtlich hoffen, einſt noch glücklich zu werden. Du aber, Dienerin des Laſters, fort und begleite ſie als eine Giftkröte, bis der Fuß der glücklichen Zelis dich zertrete.

Nach dieſer Rede verſank der Genius wieder in den Boden, der ſich über ihm mit einem Donner ähnlichen Getöſe verſchloß.

2. Die Bußpredigt des Imams von Bagdad.

Am letzten Morgen des Fastenmonats bestieg einst ein bejahrter Imam in der großen Moschee zu Bagdad den Rednerstuhl. Er setzte sich zitternd vor Alter und kaum sammelte er seinen Athem. Schon oft, sprach er mit rührender Stimme, schon oft hab' ich zu Euch. Ihr Rechtgläubige, an diesem Platz von der Buße gesprochen. Eilet, euch zu bessern, rief ich; denn Gott ist groß. (Gott ist groß! Alla Akbar! In diesen Ausruf pflegt der Mohammedaner sein ganzes Gefühl von Gott zusammen zu drängen. Wer ihn tief, tief nachdenkend nachspricht, hat alles gesagt, was ihm der Weiseste von Gott vorsagen könnte.) Ich bin grau geworden und habe viele gesehen, die der Todesengel, ehe sie mei-

meinen Rath befolgt hatten, übereilte. Mit dem letzten stammlenden Laut, mit erstarrendem hülflosen Blick in der überraschenden Trennung schienen sie sich nur noch Einen Tag Frist zur Besserung erflehen zu wollen von dem Unerbittlichen. Ihre Augen brachen unerhört; ihr Geist wurde abgefordert mit zagender Angst. Sie jammerten mich. Ich sann auf guten Rath für Euch. Denn nicht Einen von Euch möchte ich von einem so hoffnungslosen Augenblick übereilt sehen. Wollet ihr ruhiger dem Todesengel entgegen blicken, soll sein blitzendes Schwerdt euch nicht schrecken, soll er euch im milden Schimmer des Regenbogens erscheinen, wie er mit freundlicher Hand den Sterblichen zur Ruhe winkt, so höret ein ruhiges Wort: Thut Buße, Einen Tag eher als ihn Gott zu Euch sendet; so ist er Euer Führer ins offene Paradies. Mehr fordert Gott und sein Prophet nicht. Geht und bedenkt, was der alte Imam euch

gesagt hat. Und — Gottes Friede sey mit Euch!

Es war des guten Greisen letzte Rede. Einen Morgen später geleitete ihn sein Engel zu den bessern Vätern. Die Gemeinde kannte lange schon seine biedere Gottesfurcht. So oft sie unter den Rednerstuhl traten, schien ihnen der alte Imam noch zuzurufen: Einen Tag eher, als Gott den Todesengel sendet!! Manche wagten's dann nicht, hinaufzuschauen. Aber andere richteten froher ihren Blick empor, wie wenn sie noch dem Geiste des redlichen Bußpredigers sagen wollten: Heute, heute folgen wir dir; mag Er uns dann morgen rufen! denn Gott ist groß.

3. Mahadi.

Mahadi, der Sohn des Kaliphen Almanser, war eben so freigebig als sparsam sein Vater

Vater geweſen war, und verſchwendete mit eben ſo viel Leichtſinn, was jener durch kluge Einrichtung eingeſammelt hatte. Er lebte bloß ſeinem Vergnügen, bothalles auf, ſeinen Wünſchen und Launen zu genügen, bekümmerte ſich wenig um die Regierung ſeines Staats und das Wohl ſeiner Unterthanen, und überließ alles ſeinen Miniſtern, die ſeine Sorgloſigkeit und ſein Vertrauen zur Befriedigung ihrer Leidenſchaften, ihrer Habſucht und Selbſtbereicherungsſucht mißbrauchten.

Eines Tages kam Mahadi auf der Jagd, im Verfolgen einer Gazelle von ſeinem Gefolge ab und verirrte ſich. Schon war es dunkel; er war hungrig, durſtig und müde nach ſo langen Herumſchweifen, und ſchon glaubte er nichts gewiſſer, als daß er dieſe Nacht unter freyem Himmel, unter einem Baume, würde zubringen müſſen, als er auf einmal in der Ferne ein einzelnes Zelt gewahr wurde.

Mahadi strengte alle seine Kräfte an das Zelt zu erreichen eh es ganz finster würde. Ein alter Araber, der dieß Zelt bewohnte, kam sogleich heraus als er ihn gewahr worden war, half ihm vom Pferde, besorgte ihm nach Gewohnheit der Araber mit vieler Gastfreundschaftlichkeit, und fragte verwundert, wie er wohl in diese Einöde gerathen sey.

Der Kalyph gab sich nicht zu erkennen, sondern antwortete auf die Frage: er gehöre zum Gefolge des Kalyphen, sey auf der Jagd abgekommen und habe sich verirrt.

Wie kannst du aber in dieser Einöde wohnen? fragte er darauf den alten Araber.

„Was du jetzt als Einöde siehst„ antwortete der alte Araber, „war es vorher nicht. Die Gegend war von vielen Familien, Arabern und Dukemannen, bewohnt, die sich sehr gut von der Handlung und vom Acker-

bau

bau nährten und dem Kalifhen mit Vergnügen eine mäßige Abgabe bezahlten.„

„Und warum ist das jetzt nicht mehr so?„ fragte Mahadi neugierig.

„Es konnte nicht anders kommen,„ antwortete der Araber unbefangen; Almansor war ein guter Fürst; er regierte selbst und gab nicht seine guten Unterthanen habsüchtigen und treulosen Statthaltern Preis, wie der jetzige Kalifhe Mahadi. In der Folge wird dieser aber auch in seinem Lande noch mehrere solche Einöden haben wie diese, wenn er fort fährt, sich so wenig um die Regierung zu bekümmern, wie bisher.

Mahadi hörte jetzt zum erstenmahle eine Wahrheit, die er gewiß noch nicht erfahren haben würde, wenn er sich dem Araber zu erkennen gegeben hätte. Die sorglose Offenherzigkeit des Arabers beleidigte ihn nicht; sie erweckte den Entschluß, auf seine Statthalter

halter ein schärferes Auge zu haben und sich künftig der Regierung sorgfältiger anzunehmen.

Das Gesetz Mahomeds untersagt den Wein. Der Araber bedachte sich einige Zeit, ob er seinem Gaste welchen anbiethen sollte; er that es endlich aus Gutmüthigkeit, da er bemerkte wie sehr abgemattet er war, und erhielt keine abschlägige Antwort. Mit eiliger Geschäftigkeit brachte er den Krug und freute sich, daß er den Fremdling erquicken könne.

Mahadi that einen guten Zug und versicherte darauf seinem gastfreundlichen Wirthe: es solle ihn nicht gereuen, daß er ihn auf eine so wohlwollende Art bewirthe; er sey einer der ersten Offiziere des Kalyphen und werde gewiß seiner eingedenk seyn.

Der Araber freute sich, daß er einen so vornehmen Gast zu bewirthen habe, empfahl sich seinem Andenken und verdoppelte nun seine Aufmerksamkeit.

Mahadi trank noch einmahl von dem Weine und fühlte sich nicht nur erquickt, sondern auch ganz vergnügt. „Ich muß dir nur sagen,„ sagte er nach dem dritten Zuge ganz vertraulich zu seinem Wirthe, „ich bin der Liebling des Kaliphen und vermag alles bey ihm; zur Vergeltung deiner Gastfreundschaft, soll er dich mit Wohlthaten überhaufen.

Der Araber küßte seinem Gaste ehrerbietig den Saum seines Kleides, und bath ihn, über alles, was in seinem Vermögen stände, zu gebiethen und den Wein nicht zu schonen, wenn er nach seinem Geschmack sey.

Zum letztern ließ sich Mahadi auch nicht weiter nöthigen und ward endlich überaus heiter und vergnügt. Am Ende nahm er den Araber treulich bey der Hand und sagte lächelnd: lieber Freund, im Wein ist Wahrheit! Ich bin es deiner Gastfreundschaft schuldig, dir die Wahrheit zu gestehen: ich bin der Kaliphe Mahadi selbst, und wieder-

hole

hole dir alle meine Versprechungen jezt als Kaliphe.

Der Araber starrte seinen Gast mit großen Augen an, anstatt vor ihm auf die Erde niederzufallen, nahm er stillschweigend den Weinkrug und wollte zur Thüre hinaus.

„Was willst du?„ fragte Mahadi.

„Dich verhindern mehr Wein zu trinken,„ antwortete der Araber ruhig; „bey'm ersten Zuge warst du ein Offizier des Kaliphen, bey'm dritten dessen Liebling, und bey'm fünften oder sechsten willst du gar der Kaliphe selbst seyn. Noch will ich dir glauben; aber wer du auch seyn magst, so besorg' ich, daß du bey'm achten oder neunten Zuge dich für unsern großen Propheten, und am Ende wohl gar für den Allmächtigen selbst ausgeben möchtest, welches ich dir unmöglich glauben könnte. Lieber will ich das Getränk fortbringen, das dich so redselig macht.„

Der

Der Araber entfernte ſich und kam nicht wieder. Nach langem vergeblichen Warten hüllte ſich Mahadi in den Teppich, den ihm ſein gaſtfreyer Wirth hingelegt hatte und ſchlief bald ein.

Am andern Morgen beſtieg er ſein Pferd und nahm den Araber, der immer nicht wußte, was er eigentlich aus ihm machen ſollte, zum Wegweiſer mit.

Als ſie nach Bagdad kamen, wurden dem ehrlichen Araber ſogleich alle Zweifel benommen; er ſah aus allem, daß er wirklich den Kalifen bewirthet habe, und dieſer erfüllte ſein Verſprechen in vollem Maaße, überhäufte ihn mit Geſchenken und ließ ihn überdieß noch eine anſehnliche Summe auszahlen, die er dazu anwenden ſollte, die alten Bewohner wieder in die Gegend zu ziehen und ſie wieder in den vorigen Wohlſtand zu ſetzen.

4. Sadi.

Schön war Sadi, einstimmig nannte man ihn weit und breit in Persiens Gefilden den schönsten Jüngling.

Sein Wuchs edel, sein Gang voll Leben, sein schwarzes Auge feurig, jede seiner Bewegung voll Ausdruck, sein Gesicht heiter wie der junge Morgen, sein langes Haar flott lockig vom hohen Scheitel über die Schultern herab — alles erregte Beyfall und Bewunderung.

Schön war Sadi; aber Hochmuth, die schlimmste Krankheit der Seele, fesselte sein Herz. Die allgemeine Bewunderung seiner Schönheit hatte den Stolz angefacht und genähret; er dünkte sich über alle erhaben, so wie er an Schönheit des Körpers alle übertraf.

Von-

Wonnetrunken vom Gefühle ſeines Vorzugs — mit ſchwindelnden Entwürfen, wie er die Bewunderung bis zum höchſten Grade ſpannen könnte, kam er einſt an einen tiefen Wald. Durch dicht in einander geſchlungene Aeſte bemerkte er einen Fußſteig ſich winden. Die Neugierde achtete nicht der Ungemächlichkeit; er bahnte ſich durch die Aeſte den Weg; lange wandelte er die mühvolle Bahn und fand ein bemooſtes Grab. Mit Furcht und Neugier im Herzen näherte ſich Sadi dem Marmor, der es deckte und las:

„Des Todes ſanften Schlummer ſchläft hier ein trautes Schweſternpaar. Hohen Göttereitz ſchenkten der Aeltern die Unſterblichen — der Jüngern Loos war traurige Mißgeſtalt. Hebe Wandrer den Stein auf und überzeuge dich von der Wahrheit dieſer Worte.„

„Göttereitz! rief Sadi.„ Schöner vielleicht noch als ich? „und haſtig hob er den Stein auf, ſich zu überzeugen.

Im halb vermoderten Todtentuch gehüllt, erblickt' er zwey Menschengerippe, gleich nakt die weissen Schädel, gleich arm an entzückendem Reitz. — Ein Lüftchen und Staub war das ihm schreckenvolle Bild!

Betäubt bebte Sadi zurück, und aus dem Innern der Gruft hallte eine dumpfe Stimme.

„Thor, der du im Tode noch suchtest, was flügelschnellem Wechsel unterworfen war. Sieh hier das gleiche Loos alles Irdischen; sey es schön, sey es ungestaltet. Es wartet sein — Verwesung. Werde weise! unvergänglich ist die Schönheit der Seele!„

5. Maan und der Soldat.

Maan, Zaidah's Sohn, war als der freygebigste Araber im ganzen Morgenlande bekannt.

kannt. Wenn man einen Fürsten ganz vorzüglich loben wollte, so sagte man, er erreiche Maan an Großmuth; selbst der größte Schmeichler wagte es nicht zu sagen, daß er ihn an Großmuth übertreffe.

Maan war einer der vornehmsten Veziere Mervans, des letzten Kaliphen aus dem Stamme der Ommiaden. Als Mervan starb, kam das Reich an die Abbasiden, und wie bey Regierungsveränderungen oft der rechtschaffenste Mann in Lebensgefahr gerathen kann, blos weil er ein Vertrauter des vorigen Regenten oder weil ihm eine mehr als gewöhnliche Macht anvertraut war, so ward auch Maan gestürzt. Er entfloh. Auf seinen Kopf wurde ein hoher Preis gesetzt.

Eine geraume Zeit hielt sich Maan in Bagdad verborgen: endlich ward die Entfernung von allem menschlichen Umgange seinem menschenfreundlichen Herzen unerträglich, und er beschloß, so gefahrvoll es auch für

sein Leben war, die Stadt verkleidet zu verlassen und auf dem Lande einen sichern Zufluchtsort zu suchen.

Er verstellte sich so viel möglich und kam glücklich unerkannt auf einem Kameele bey allen Thor und Feldwachen vorbey. Er verließ darauf die Heerstraße, ritt auf einen Wald zu und glaubte, als er diesen erreichte, alle Gefahr vorüber, als plötzlich ein Soldat hinter einem Baume hervor trat, dessen Heftigkeit und Miene ihm nichts Gutes anzudeuten schien, ihm in den Zügel fiel und trotzig fragte:

Bist du nicht Maan, den der Kaliphe mit so vielem Eifer suchen läßt, und dessen Kopf dem Ueberbringer eine schöne Summe Geldes einbringen soll?„

Maan läugnete es; allein der Soldat war seiner Sache allzu gewiß und erwiederte:

„Du wärst nicht Maan, unter welchem ich mehrmahls gefochten habe? Lehre mich nicht

nicht die Narbe an deiner Stirne und das Mahl an deinem Backen kennen. Durch deine gefärbten Augenbraunen und alle übrige Verstellung wirst du mich nicht täuschen; oder komm einmahl und laß sehen, ob jene die Probe mit Wasser aushalten. „

Maan sah nur allzudeutlich ein, daß er entdeckt sey, und daß er durch längeres Läugnen die Sache nur verschlimmern würde; er sagte also:

„Nun wohl! da du mich so genau kennst, so ist Läugnen überflüßig. Ich bin Maan, und verarge dir es nicht, daß du deinen Vortheil suchst. Indessen da ich nie etwas that, was deinen Haß mir zuziehen konnte, (zieht einen Ring vom Finger) so nimm diesen Ring: sein Werth wird ungefehr dem Preiße gleich kommen, den der Kalyphe auf meinen Kopf gesetzt hat. Du machst damit einen Erwerb ohne deine Hände mit schuldlosem Blute zu beflecken. „

Der Soldat nahm den Ring, beſah ihn und erwiederte nach einer kleinen Pauſe:

„Kein übler Vorſchlag! — Indeſſen ich habe noch einige Fragen an dich; ſey ſo gut und beantworte ſie mir der Wahrheit gemäß. — Man hält dich allgemein für einen äuſſerſt freygebigen Mann: haſt du wohl jemahls dein ganzes Vermögen weggeſchenkt?„

Maan. Nein!

Der Soldat. Oder die Hälfte?

Maan. Nein!

Der Soldat. Vielleicht doch ein Drittheil?

Maan. Auch das nicht!

Der Soldat. Wenigſtens den vierten Theil.

Maan. Ich würde lügen, wenn ich dies ſagen wollte.

Der Soldat. Den fünften? — ſechſten — ſiebenten Theil? du ſchüttelſt immer

mer noch verneinend den Kopf: den achten? neunten? zehnten Theil?

Maan. Diesen vielleicht.

Der Soldat. Nun so wisse, gepriesner freygebiger Mann, daß es Personen giebt, die diese Eigenschaft in noch höherm Grade besitzen. Ich bin bloß ein gemeiner Soldat — habe monatlich zwey Thaler Sold, und gebe dir diesen Ring, der leicht mehr als tausend Thaler am Werth haben mag, zurück — mache dir ein Geschenk damit. Behalte deinen Ring und deinen Kopf und — lebe wohl!

Der Soldat entfernte sich, Maan rief ihm nach so laut er konnte und vergaß seine jetzige Lage und alle Gefahr.

Maan. Halt ein! Bleib noch auf einige Augenblicke! Verlaß mich nicht in einer Bestürzung, die jene weit übertrift, in welche mich deine Anrede setzte? Eher will ich tausendmahl mich ergreifen, verurtheilen und

zum Tode führen lassen, als dein Schuldner bleiben.

Der Soldat. Mein Schuldner? — — Schein' ich dir denn so gar verächtlich?

Maan. (Steigt vom Kameel und fällt ihn um den Hals) Verächtlich? Vielmehr finde ich in dir eine der edelmüthigsten Seelen — finde eine Größe in dir, die mich schaamroth macht, die mich niederschlägt wie alles, was ich nicht erreichen kann. (Zugleich hatte er ihm den Ring an den Finger gesteckt.)

Der Soldat. (Zieht den Ring ab und giebt ihn wieder zurück.) Wenn du in meinem Betragen wirklich etwas findest, was Beyfall verdient, warum willst du mich zum Straßenräuber erniedrigen? Bey dem großen Propheten schwör' ich es dir: ich werde dein Geschenk nicht annehmen; denn ich dürfte Zeit meines Lebens nicht in den Stand kommen, dir es wieder zu vergelten. Mach' aber

aber, daß du fortkommſt! es ſind mehrere meiner Kameraden in der Nähe.

Zum zweytenmahle entfernte ſich jetzt der Soldat und verſchwand ſo ſchnell im dicken Gebüſch, daß Maan nicht hoffen konnte, ihn noch einmahl zurück zu bewegen. Froh und traurig, voll Ehrfurcht und Schaam zugleich, ſetzte er ſeine Flucht fort.

Einige Zeit darauf fand Maan Gelegenheit, ſeinem Verfolger dem Kaliphen Almanſor einen wichtigen Dienſt zu leiſten, wodurch er ſich ſeine Gnade in einem ſo hohen Grade erwarb, daß er ihn an ſeinen Hof berief und ihn wieder in ſeine vorigen Ehrenſtellen einſetzte.

Seine erſte Unterredung mit dem Monarchen, enthielt die Erzählung dieſer Begebenheit, und ſein erſtes Geſchäft war die Ausforſchung ſeines Wohlthäters. Allein ſeine Mühe war vergebens und ſelbſt der öf-

fentliche Ausruf, den der Kaliphe befahl, blieb ohne Erfolg.

Dem edeln Manne genügt an dem Bewußtſeyn ſeiner guten That.

6. Der ſchlafloſe König und Moradbak.

Hudſchadſche, einer der berühmteſten perſiſchen Könige, ward von einer außerordentlichen Schlafloſigkeit befallen, die ſein Blut ſo ſehr erhitzte, daß er grauſam und wild wurde, da er doch vorher, als er noch ſchlafen konnte wie andre Menſchen, ſanft und menſchlich war.

Seit zwanzig Jahren hatte er alle Mittel und Vorſchriften der Weiſen und der berühmteſten Aerzte des Morgenlandes vergeblich angewandt. Einſt, da er gar nicht mehr wußte,

te, wozu er Zuflucht nehmen sollte die Schlaflosigkeit zu heben, so befahl er seinem Vezir, der gewöhnlich bey ihm wachte, ihm den Thürhüter des Pallastes und Aufseher eines damit verbundenen Staatsgefängnisses, Nahmens Fitead, zu rufen. Er dachte ein Thürhüter und Gefangenwärter müßte die Begebenheiten und Unglücksfälle einer Menge Menschen erfahren haben, und wollte einen Versuch machen, ob ihn nicht die Wiedererzählung derselben einschläfern möchte.

„Du sollst mir Geschichten erzählen, da ich nicht schlafen kann,„ redete er Fitead an, als er hereintrat.

„Gnädigster Monarch,„ rief Fitead, indem er sich vor ihm zur Erde niederwarf, „ich kann nicht lesen und habe ein schlechtes Gedächtniß. Die Thore des Pallastes zu bestimmter Zeit auf und zuzuschließen und die mir anvertrauten Gefangnen treulich zu verwahren, dies ist meine einzige Sorge gewesen

und

und übrigens habe ich mich um nichts bekümmert.„

„Das kann wahr seyn,„ erwiederte Hudschadsche,„ aber du bist des Todes, wenn du mir nicht Jemanden verschaffst, der mir Geschichten erzählt, die mich einschläfern, oder doch den Schlaflosen unterhalten. Geh; drey Tage hast du Bedenkzeit und ich halte mein Wort, wenn du meinen Willen nicht erfüllst.

„Wie soll ich dieß ausführen,„ sagte Fitead im Weggehen zu sich selbst. Mir bleibt nichts übrig, als mich fort zu machen und mein Glück außer meinem Vaterlande zu suchen. Indessen durchstrich er doch die ganze Stadt und fragte jeden, der ihm begegnete, ob er ihm nicht Jemanden zuweisen könnte, der einschläfernde Geschichten zu erzählen wäßte. Allein alle spotteten über seine Frage, und er kam immer gleich verlegen, traurig und bekümmert wieder nach Hause.

Fitead

Fitead war Wittwer und hatte eine einzige Tochter gegen zwölf Jahr alt; sie hieß Moradbak, war sehr schön und besaß viel Verstand. Diese bemerkte bald den Kummer ihres Vaters; sie fragte ihn auf eine so rührende Art, daß er ihre Zärtlichkeit befriedigte. Sie beschwor ihn, sich darüber nicht zu bekümmern. Sie hoffe, schon Morgen dem Befehle des Königs zu genügen, wozu er ihm drey Tage Zeit gegeben. Voll Verwunderung und Ungeduld erwartete der Vater, wie seine Tochter ihr Versprechen erfüllen werde.

So wie die Nacht angebrochen war und Moradbak in ihre Schlafkammer kam, hob sie die Binsenmatte zwischen ihrem Bette und der Mauer auf, stieg in einen unterirdischen Gang hinab und begab sich an das eiserne Gitter, um den weisen Abumelek in dieser bedenklichen Angelegenheit um Rath zu fragen.

Um dieses zu verstehen, müssen wir hier nachholen, daß Hudschadsche ehedem diesen großen

groſſen Mann bey Waſſer und Brodt und mit dem ſtrengſten Verbothe, daß Niemand, wer es auch ſey, mit ihm reden ſollte, eingekerkert hatte. Seit funfzehn Jahren ſchmachtete er bereits in ſeinem Kerker, und der König hatte ihn und ſeinen ſtrengen Befehl längſt vergeſſen. Dieſer Weiſe, der es in ſofern nicht war, weil er einen tollen König beſſern wollte, war an den Hof berufen worden, in der Hoffnung, von ihm ein Mittel gegen die Schwermüthigkeit zu erfahren; allein da er dieſem Fürſten vorſtellte, daß die Grauſamkeit das Blut immer mehr erhitze und den Schlaf entferne, ſo wurde ſein heilſamer Rath mit einer Einkerkerung belohnt, die grauſamer war, als der Tod ſelbſt.

Vor ungefehr drey Jahren ſpielte Morabbak in ihrer Kammer mit einem Vogel, der ſeit einigen Tagen ſie außerordentlich vergnügte, und fand hinter ihrem Bette eine Binſenmatte und hinter derſelben die Mauer

ſo

so schadhaft, daß ihr lieber Vogel in eine Ritze schlüpfte, aus welcher sie ihn vergebens herauslockte. Der Klageton des armen kleinen Thierchens jammerte sie; sie versuchte einen Stein heraus zu reißen, und mit Leichtigkeit nahm sie dann mehrere weg und gelangte in einen unterirrdischen Gang, dessen Eingang sehr schlecht zugemauert war. Sie fieng ihren Vogel, und aus Furcht ausgeschmählt zu werden, daß sie die Mauer eingerissen, verbarg sie die Oefnung mit der Binsenmatte so sorgfältig, daß Niemand wahrnehmen konnte, was vorgegangen war.

Die Jugend ist neugierig. So grausend der unterirrdische Gang anfangs der jungen Moradbat vorkam, so gewöhnte sie sich doch bald daran, ihn ohne Furcht zu sehen, da er breit und hoch genug war, daß ein Mensch drinnen gehen konnte, und so schauervoll ihr die Klagetöne waren, die ihr bisweilen von dem Hintergrunde her entgegen

schall-

schalten, so ward doch die Neugierde, woher diese kämen, immer lebendiger. Zwanzigmahl war sie auf dem Wege und zwanzigmahl kehrte sie wieder um, bis sie endlich doch ihre Neugierde befriedigte und fand, daß dieser Gang zum Kerker des weisen Abumelek führte, der durch zwey schreckliche eiserne Gitter abgesondert war.

„Wer bist du?„ fragte sie der Weise, „und wie gelangst du zum Kerker eines Elenden, den Niemand bemitleidet?„

„Ich bin Jitead's Tochter„ antwortete Moradbak, und armer Greis, ich bin erst neun Jahr alt; „Was kann ich für dich thun? Mein Vater wird schmähen, wenn er es erfährt, daß ich mit dir gesprochen habe. Du bist wohl gar der Gefangne, dem er täglich Brodt und Wasser bringt und den er mich nie sehen lassen wollte.„

Abumelek bejahte dieß und nun ward Moradbak beherzter und näherte sich dem Gitter.

ter. Von nun an brachte ſie ihm alles, was in ihrem Vermögen ſtand, und verſagte ſich manche kleine Erfriſchung, um dem Weiſen die Härte ſeiner Gefangenſchaft zu erleichtern. Dieſe Gutmüthigkeit zu belohnen, nahm er ſich vor, ihr Herz zur Tugend zu erheben und ſie in höhern Kenntniſſen zu unterrichten; und um deſto eher ſeinen Zweck zu erreichen, und ihr den Unterricht der Wahrheit und Weisheit angenehmer zu machen, erzählte er ihr mehrere Geſchichten.

Wie alſo Meradbak es ihrem Vater verſprach, ihr einen ſolchen Mann zuzuweiſen, wie er ihn ſuchte, ſo dachte ſie an den weiſen Abumelek, und ihr erkenntliches Herz ſahe dieß als die ſchönſte Gelegenheit an, ihm die Freyheit zu verſchaffen. Jedoch wollte ſie ihn vorher ſelbſt ſprechen, um zu hören wie ſie ihn ihrem Vater vorſchlagen könnte, und wie ſich dann ihr Vater gegen den Monarchen benehmen ſollte, um keinem von beyden zu ſchaden.

Sie erzählte dem Weisen den Vorfall und ihre Absicht. Allein Abumelek erwiederte, da es ungewiß sey, ob sich des Königs Zorn besänftigt habe, so sey dabey zu viel gewagt, ihn vorzuschlagen; lieber solle sie sich selbst anbieten, ihm die erhaltenen Geschichten zu erzählen. „Du hast ein gutes Gedächtniß,„ setzte er hinzu, „ich habe dir bereits mehrere Geschichten erzählt, und will dir auch noch mehr erzählen, daß es dir nicht daran mangeln soll. Sey getrost dabey und denke, daß du alles wagen mußt, das Leben deines Vaters zu retten.„

Die Rede des Weisen machte tiefen Eindruck auf das junge Herz Maradbads, sie ahndete die Fähigkeiten nicht, die sie wirklich besaß; dennoch beschloß sie, sich ihrem Vater des folgenden Tages anzubieten.

Ich schätze mich sehr glücklich, mein Vater, redete sie ihn an, daß ich dir aus deiner Verlegenheit helfen und dein Leben vor

der

der Grauſamkeit Hudſchadſche's ſicher ſtellen kann. „ —

„O mein Kind, „ unterbrach ſie Fitead und umarmte ſie mit thränenden Augen, „wie vielen Dank bin ich dir ſchuldig! rede, wo find' ich den vortreflichen Mann, dem ich mein Leben verdanke: ich will mich zu ſeinen Füßen niederwerfen und ihm auf alle mir mögliche Art meine Erkenntlichkeit bezeugen. „

„O mein Vater, „ verſetzte Moradbak, „was Pflicht und Gefühl gebiethet, verdient keinen Dank. Ich bin es ſelbſt und meine Freude iſt unausſprechlich, daß ich dir in deiner Verlegenheit meine kindliche Zärtlichkeit beweiſen kann. „

„Du? „ erwiederte Fitead betroffen und ſeine Freude gieng eben ſo ſchnell in Bekümmerniß über, „ich danke dir für deinen guten Willen, meine Tochter; allein, wenn du keine andere Rettung weißt, ſo bleibt mir nichts übrig mein Leben zu rettn, als die Flucht.

Mache dich dazu bereit, wir können vielleicht auch außer unserm Vaterlande glücklich seyn.„

„Wenn dir wirklich keine andre Rettung übrig bliebe, mein Vater,„ antwortete Moradbak zärtlich, so würde ich dir mit Freuden folgen; allein so weit ist es noch nicht; sey ruhig, ich stehe für alles. Da der König nicht schlafen kann, so werde ich ihm freylich keine räthselhafte Fragen vorlegen, wie es gewöhnlich die Indischen Philosophen thun, als zum Beyspiel:

Eine Frau gieng in einen Garten und pflückte sich Aepfel ab. Der Garten hatte Vier Thüren und an jeder Thüre befand sich ein Wächter. Dem erstern Wächter gab sie die Hälfte von den Aepfeln; mit dem zweyten theilte sie die andre Hälfte; mit dem dritten, was sie noch übrig hatte; und als sie mit dem vierten den Ueberrest auch getheilt hatte, behielt sie noch zehn Aepfel übrig; nun fragt es sich, wie viel Aepfel sie gehabt?„

Fitead erſtaunte, in ſeiner Tochter Kenntniſſe zu entdecken, die er bey ihr nicht vermuthet hätte, und fieng an zu berechnen, wie viel Aepfel die Frau wohl gehabt haben müßte; allein ſie kam ihm mit der Antwort zuvor. „Sie hatte hundert und ſechzig Aepfel abgepflückt, ſagte ſie und fuhr fort: „ ſey alſo unbeſorgt, mein Vater; ich werde ſchon die ſchicklichen Grenzen meines Unternehmens zu beobachten wiſſen, und fürchte auch nicht, daß ich es wie jene Frau machen werde, die nicht bey der Vorſchrift des weiſen Ebu Sina ſtehen bleiben konnte, der ſie glücklich machen wollte. Soll ich dir die Geſchichte erzählen, mein Vater?

„Ich werde dir mit Vergnügen zuhören, meine Tochter,„ antwortete Fitead.

Ebu Sina, „erzählte Morabbak, „ein weiſer Derwiſch und Liebling des großen Propheten, übernachtete einſt bey einer armen Frau, die ſich alle mögliche Mühe gab, die

Pflichten der Gastfreyheit zu erfüllen. Ihre Gutmüthigkeit freute ihn und ihre dürftigen Umstände erregten in einem solchen Grade sein Mitleiden, daß er beschloß ihr Elend zu erleichtern. Er brach einen Stein aus einer Wand in ihrem Hause, sprach einige geheimnißvolle Worte, setzte den Stein wieder ein, bohrte ein kleines Loch in denselben und steckte einen kleinen Hahn hinein. Er dankte ihr darauf für die gute Aufnahme und sagte bey'm Abschiede: „gutes Weib, wenn du Permez *) haben willst, so öfne nur den Hahn, und du wirst soviel erhalten als du verlangst. Nimm zu deinem Gebrauche so viel du bedarfst und den übrigen verkaufe. Die Quelle versiegt nie, wenn du die einzige Bedingung hältst: daß du den Stein nie herausnimmst, um zu sehen, was hinter demselben verborgen ist.„

„Die Frau versprach dem heiligen Manne seiner Vorschrift genau nachzuleben und befolg-

*) Ein köstlicher Wein.

folgte ſie auch eine ziemliche Zeit. Sie erholte ſich bald, und Wohlſtand herrſchte überall in ihrer kleinen Haushaltung. Nun aber erwachte auch die Neugierde und ſtieg zu einem ſolchen Grade, daß ſie ihr unterlag. Sie nahm den Stein aus der Wand heraus und fand nichts als eine Weintraube. Sie ſetzte den Stein mit aller Sorgfalt wieder ein; allein, vergebens öfnete ſie nun den Hahn; die Quelle ihres Glücks war auf immer verſiegt.

„Glaube nur, mein Vater,„ fuhr Merabdal fort, „ ich werde den Stein gewiß nicht heraus nehmen aus zu großer Begierde gutes zu thun; ich will allen Vortheil aus der Unterhaltung mit dem Löwige zu ziehen ſuchen, und du wirſt es gewiß nicht bereuen, mich ihm zur Geſchichtserzählerin vorgeſchlagen zu haben.

Fitead ward entzückt über den großen Verſtand ſeiner Tochter, umarmte ſie ein-

mal um das andre und war nun völlig überzeugt, daß er ihrem Verlangen nachgeben könne, und mit ihr Ehre einlegen würde. Er bezab sich also mit dem frühen Morgen zum Könige, warf sich vor ihm nieder und sagte:

„Großer Herrscher, ich erhielt gestern von dir drey Tage Zeit, um Jemanden auszuforschen, der dir Geschichten vorerzählen könnte, und ich freue mich, daß ich dir schon heute Jemanden vorstellen kann, mit dem du zufrieden seyn wirst.„

„Du hast wohlgethan,„ erwiederte Hudschadsche, „denn dein Kopf haftete darauf. Aber wer ist es, den du mir bringen willst?„

„Meine Tochter!„ antwortete Fitead.

„Deine Tochter?„ fragte der König; wie alt ist sie?„

„Zwölf Jahre!„ antwortete jener. Dennoch . . .

„Zwölf Jahre?„ unterbrach ihn der zornige Despot, „willst du deinen Scherz mit mir

mit treiben? Was ſoll ein Kind von zwölf Jahren erzählen? Vezir laß den Verwegnen ſogleich für ſeine Frechheit aufhängen.

Der Vezir ſtellte dem Könige mit der möglichſten Behutſamkeit vor, daß es auf eine Probe ankäme, worauf es immer noch Zeit mit der gebührenden Strafe ſey, wenn er das höchſte Vertrauen gemißbraucht habe.

Zum Glück war Hudſchadſche dießmahl ſo geſtimmt, daß er eine Vorſtellung vertragen konnte; er willigte ein und ſagte zu Fitrad: „Nun ſo bringe dieſen Abend deine Tochter her, ich und der Vezir wollen doch hören, was ein Kind für ſchöne Geſchichten erzählen kann; aber auch du ſollſt da bleiben und über ihre Geſchicklichkeit urtheilen und ich ſchwöre bey meinem Bart, nachdem es ausfällt, ſollſt du belohnt oder beſtraft werden.„

Fitrad kam zu ſeiner Tochter, und erzählte ihr, was vorgegangen war. „Mein

Leben steht in deinen Händen!„ setzte er hinzu. Allein Moradbak setzte ein so festes Vertrauen auf die Worte des weisen Akumeleks, daß sie alles anwandte ihren Vater zu beruhigen.

Am Abend führte Fitead seine Tochter in's königliche Gemach. Hudschadsche erstaunte über ihre Größe, ihren Wuchs und ihre Schönheit, und seine Wildheit ward etwas milder.

„Nun Mädchen! so erzähle mir doch eine Geschichte, die mich einschläfert oder unterhält,„ redete er sie an,„ wir wollen doch sehen, ob du das Leben deines Vaters retten kannst.„

Diese Anrede war gewiß nicht sehr aufmunternd für Moradbak; allein Akumelek hatte sie auf den rohen Karakter des Königs schon vorbereitet, sie setzte sich auf den Befehl des Königs auf ein Polster und erzählte mit einer Zuversicht, die den König und seinen

Vezir

Vezir in Verwunderung ſetzte und ihrem Vater unausſprechliches Vergnügen gewährte. Der König geſtand, daß ſie ihm wenigſtens einige Erleichterung verſchaft habe und beſtellte ſie auf den folgenden Abend wieder. Dieß dauerte eine geraume Zeit ſo fort; der König fand mit jedem Abend mehr Vergnügen an der jungen Erzählerin und an ihren Geſchichten, ſein Blut ward nach und nach ruhiger und ſeine Geſinnungen milder: er ſchlummerte ſogar bisweilen.

Endlich erhielt Moradbak auch Gelegenheit gegen ihren Lehrer dankbar zu ſeyn. Sie hatte dem Könige eine Geſchichte erzählt, daß ein König einen Mann zu ſeinem Vezir erwählte, der durch mancherley Unglück geprüft, einen hohen Grad der uneigennützigſten Tugend erreicht hatte. Hudſchadſche billigte die Wahl und äuſſerte den Wunſch, daß er auch ſo glücklich ſeyn möchte, eine ſo gute Wahl zu thun.

Morad-

Moradbak ſank zu ſeinen Füßen nieder und ſagte: „Mächtiger Gebiether, vielleicht dürfte dir die Wahl nicht zu ſchwer werden. Hat deine Sklavin Gnade vor deinen Augen gefunden, ſo würdige ſie der Huld, dem unglücklichen Abumelek ſeine Freyheit zu ſchenken, der nun funfzehn Jahre in ſeinem Kerker ſchmachtet. Haben meine Erzählungen deine Beruhigung bewirkt, wie es ſcheint, ſo wiſſe: er iſt es, der mich jeden Tag unterrichtet, was ich dir erzähle.„

Der König erinnerte ſich des unglücklichen Weiſen, machte ſich Vorwürfe, daß er ſeine Tugend verkannt und mißhandelt habe, und bereute ſeine Grauſamkeiten. Er war aber auch dankbar gegen Moradbak für die glückliche Veränderung ſeiner Geſinnungen. „Deine Schönheit,„ ſagte er zu ihr, hat Eindruck auf mein Herz gemacht, deine Tugend aber hat es ſich ganz unterworfen.

Die Perſiſchen Jahrbücher ſagen: Hudſchadſche habe in der Folge bloß nach den Rath-

Rathſchlägen Abumeleks und der ſchönen Moradbak regiert. Er vermählte ſich mit ihr, erhob ſie auf den Thron und ſchlief wieder, wie andere Menſchen.

7. Das verlohrne Kameel und die drey aufmerkſamen Brüder.

Drey Brüder aus der Familie Adnan beſchloſſen eine Reiſe zu thun und das Land zu beſehen. Unterwegs begegnete ihnen ein Kameeltreiber, der ſie fragte: ob ſie nicht ein Kameel geſehen hätten, das ſich von ihm gerade auf dieſer Straße verlaufen habe.

„Das Kameel hat nur ein Auge;„ ſagte der älteſte Bruder, während ſie mit dem Manne etwas zurückgingen und der Kameeltreiber bejahte es.

„Es

„Es fehlt ihm ein Vorderzahn,„ sagte der zweyte Bruder, und auch dieß bejahte der Kameeltreiber.

„Ich wollte wohl wetten, es hinkt, setzte der dritte hinzu.

Nach allen diesen Angaben war der Kameeltreiber überzeugt, daß sie sein verlohrnes Kameel gesehen hätten und bath sie, ihm zu sagen, wo er es finden könne.

„Geh nur mit uns, sagten die Brüder; allein sie fanden kein Kameel. Nach einiger Zeit fieng der eine wieder an: „nicht wahr, es ist mit Getraide beladen?„ der andre sagte: „es trägt auf einer Seite Oel und auf der andern Honig.

Der Kameeltreiber bat nun inständiger, da er nichts gewisser glaubte, als daß sie es gesehen haben müßten, ihm wenigstens den Ort anzugeben, wo sie es gesehen hätten, und jezt versicherten ihm die Brüder, daß sie kein

kein Kameel geſehen und auch nirgends etwas davon gehört hätten. Dieſe Verſicherung konnte der Kameeltreiber nicht mit jenen Angaben vereinigen; er glaubte ſie wollten ihm ſein Kameel vorenthalten, und zog ſie vor Gericht und ließ ſie gefangen ſetzen, ohne auf ihre Betheurungen zu achten. — Indeſſen da der Kadi in ihnen Leute von Stande erkannte, ſo ſandte er ſie zum Könige.

Bey der Unterſuchung fragte ſie der König ſelbſt: wie ſie von einem Kameele ſo viele Kennzeichen hätten angeben können, wenn ſie es doch nicht geſehen hätten? Sie antworteten:

„Wir bemerkten am Wege, daß bloß auf der einen Seite die Kräuter und Diſteln abgeweidet waren und ſchloſſen daraus, daß es nur ein Auge haben; und da überall, wo es abgerupft, ein Reſtchen von den Pflanzen ſtehen geblieben war, daß ihm ein Zahn fehlen müſſe. Ferner bemerkten wir an den Fußta-

pfen,

pfen, daß der eine geſchleift war, worauf wir auf die Lahmheit ſchloſſen, und da die vordern Huftritte tiefer waren als die hintern, daß es ſchwer beladen geweſen ſeyn müſſe, welches nicht womit anders ſeyn konnte als mit Getreide. Endlich, daß es auch Honig und Oel getragen, muthmaßten wir daher, weil ſich überall Haufen Ameiſen und Fliegenſchwärme hingezogen hatten, wo ein Tropfen von beyden herabgefallen ſeyn mochte.

8. Ibn-Ageſar und ſeine Palmblätter.

Ibn-Ageſar lebte am Hofe des Kaliphen Jumbek. Er hatte ſich viele Kenntniſſe erworben, beſaß einen durchdringenden Geiſt, und faßte in dem Augenblicke immer den wahren Geſichtspunkt der Sache, die ihm vorkam

kam . . Eine ſehr nothwendige Eigenſchaft eines Staatsmannes. Zu einem ſolchen hatte er ſich gebildet!

Aber Ibn-Ageſar war zugleich unbiegſam ſtandhaft, ſobald er Etwas als wahr erkannte; er tadelte ohne Rückſicht den Fehler, wo er ihn fand, verabſcheute Schmeicheley und Verſtellung, und behauptete, daß durch ſie die Tugend und der rechtſchaffne Mann entehrt würden. Eine Eigenſchaft, die am Hofe ſelten Glück gemacht hat, und meiſtens dem gefährlich wurde, der ſie beſaß.

Vergebens wartete Ibn-Ageſar, bis man ihm ein Amt anvertrauen würde. Die Hofleute nannten ihn ſpottweiſe den Weiſen und verſäumten keine Gelegenheit, ſeine ſtrenge Tugend lächerlich zu machen. Wozu wird der Witz nicht gemißbraucht und was iſt dem leichtſinnigen Spötter zu heilig?

Ibn-Ageſar verließ den Hof des Kalifen und beſchloß in der Einſamkeit ſich der Weisheit zu leben.

Er hatte bereits ein hohes Alter erreicht, als er viel Gutes von Sisar dem Prinzen und künftigen Nachfolger Junbekrs hörte. Er sandte ihm einige Palmblätter, voll weiser Lehren für einen Regenten.

Sisar erhielt die Palmblätter, ließ sie sich vorlesen, fand sie vortreflich, und — ließ sie aufheben.

Nach Jahren gelangte Sisar zur Regierung und lernte aus Erfahrung von Tage zu Tage, von Jahre zu Jahre, wie schwer es sey, ein guter Regent zu seyn. Einst kamen ihm Ibn-Agesars Palmblätter in die Hände, als er sich in sein Kabinett eingeschlossen hatte, um sich von dem Gewühl der Geschäfte zu erholen. Er las sie jetzt selbst, wunderte sich, wie so vortrefliche Lehren ehedem so wenig Eindruck auf ihn gemacht, und war neugierig, den Verfasser derselben näher kennen zu lernen —

„Ich werde an ihm einen weisen Rathgeber finden," sagte er zu sich selbst und gab sogleich

ſogleich Befehl, daß Ibn-Ageſar vor ihn gebracht würde; allein Niemand wußte ſeinen Aufenthalt.

Indeſſen der Befehl des Kaliphen mußte befolgt werden und man ſandte Bothen aus, um ihn aufzuſuchen. Nach langem vergeblichen Forſchen beſchrieb man den Bothen eine Einöde, in welcher ſie endlich eine kleine Hütte fanden. Sie traten hinein. Ein ehrwürdiger Greis lag auf einem Lager von Mooß und Laub. Er war todt. Neben ihm ſtand ein Krug mit Waſſer; kein Nahrungsmittel war in der ganzen Hütte.

Als die Bothen mit ſtiller Ehrfurcht und frommen Schauer die heitere ruhige Miene des Entſchlafenen betrachteten, kam ein kleiner Knabe faſt athemlos gelaufen, warf ſich vor dem Lager auf die Knie und ſagte: „Ibn Ageſar ſteh' auf und iß! hier ſind einige Datteln. Mein armer Vater war ſehr krank, darum hab' ich in dreyen Tagen nicht kommen können. Haſt du gehungert, Ibn-Ageſar?

Mit lautem Jammergeschrey lief der Knabe fort, da er bemerkte, daß Ibn-Agesar todt war.

Die Bothen kehrten zurück und erzählten dem Kaliphen, was sie gefunden und gesehen hatten.

„Großer Prophet, rief der Kaliph, „starb er aus Mangel, so bin ich Schuld an seinem Tode! — Man errichte eine Säule und schreibe darauf: Ibn-Agesar der Weise starb verkannt und ungeachtet; zu spät weint Sesar Thränen um ihn! — Hab' ich ihn im Leben vergessen, will ich ihn wenigstens nach seinem Tode ehren. Sein Andenken soll mir Erinnerung seyn, nie wieder einen Mann zu vergessen, der mich Weisheit lehren will.

9. Der Trost des Weisen.

Cosroes hatte einen Sohn, den er zärtlich liebte. Eine ansteckende Krankheit raubte ihm diesen Liebling seines Herzens, und er überließ sich aller Heftigkeit seines Schmerzes. Vergebens bemühten sich seine Vezire und Günstlinge, ihn zu trösten; vergebens unternahmen es die Diener der Religion, ihn aufzurichten.

Zu Ctesiphan lebte Behluk, ein Weiser, in dessen Umgange Cosroes jederzeit Vergnügen gefunden hatte. Diesem gab man Nachricht von dem Gemüthszustande des Fürsten.

Behlul kam und fand den Kalifchen allein in seinem Zimmer; er war ein Raub des Kummers und der Verzweiflung. Er stellte sich, als kenne er den Verlust noch nicht, den er erlitten, und fragte den Monarchen nach

der Ursache einer so außerordentlichen Traurigkeit.

„Die schönste Blume meines Lebens hat der Sturm zerknickt,„ antwortete Cosroes, „darf ich dir es sagen, wie zärtlich ich meinen Sohn liebte.„ Nun bleibt mir nichts übrig als ihn den Ueberrest meiner Tage zu beweinen.

„Dein Schmerz ist gerecht, Herr,„ erwiederte der Weise, aber er wird es aufhören zu seyn, wenn du ihm nicht Grenzen zu setzen weißt. Willst du mir einige Fragen erlauben, Beherrscher der Gläubigen!

Der Kaliphe winkte ihm zu reden.

„Kannst du verlangen, Cosroes,„ fuhr darauf der Weise fort, „daß dein Sohn allein von einem allgemeinen Gesetze der Natur ausgenommen und auf Erden unsterblich seyn solle!„

„Wie hätte mir diese Forderung einfallen können,„ antwortete der Kaliphe, „da ich weiß,

weiß, daß der Engel des Todes keinen Sohn der Erde verschont! Allein, sank mein Sohn nicht als Jüngling in's Grab! Ich traute, daß er nicht die Freuden der Jugend genossen, daß er nicht zum tugendhaften Manne reifen konnte, daß er sich nicht in einer glänzenden Nachkommenschaft wieder aufleben sah, und am Ende seiner Laufbahn die Ruhe genoß, die der Lohn der Tugend ist.„ —

„Setze den Fall, Beherrscher der Gläubigen,„ fuhr Behlul fort, „dein Sohn habe alle vier Stufen des menschlichen Alters durchlaufen — noch mehr: nimm das Höchste an, was dem Menschen hier auf Erden zu Theil werden könnte: keine Wolke des Grams, kein Sturm des Trübsals soll seine immer heitern Tage getrübt haben, er soll am äußersten Ziele des Greises von einem unwandelbaren Glücke begleitet in den Schooß der Natur zurückgekehrt seyn: sage, Beherrscher der Gläubigen, ist am Ende in der Stunde

des Todes, ein so langes und glückliches Leben mehr für ihn, als ein flüchtiger Traum, den das Erwachen verscheucht? Begleiten ihn sein Ansehen, seine Reichthümer, seine Freuden in die Nacht des Grabes?„

„Nein, Beklul!„ — antwortete der Kalipha niedergeschlagen.

„Nun dann, Cosroes, fiel der Weise ihm in die Rede, „wenn du davon überzeugt bist, warum betrübst du dich über den Verlust eines Lebens, das kurz oder lang, glücklich oder unglücklich, doch einmal unabänderlich endigen muß? Erinnere dich der Verse eines persischen Dichters: Verlängre deine Tage, wenn du es vermagst, bis jenseit den Grenzen der Natur; koste den letzten Tropfen des Vergnügens; sey Sieger und laß die ganze Erde von deinen Thaten wiederhallen: der Faden des Lebens hängt doch am Faden des Todes! — —.

Der

Der Kalifde dachte über die Worte des Weisen nach: und je länger er darüber nachdachte, je mehr milderte sich sein tiefer Schmerz.

10. Dakianos oder die Wirkungen des Reichthums.

In Persiens Gefilden lebte einst ein Hirte Dakianos, der von allen, die ihn kannten, das Zeugniß einer unbescholtnen Ehrwürdigkeit erhielt. Dabey besaß er von Natur eine Beredtsamkeit, die ihn zu hohen Ehrenstellen fähig gemacht haben würde, hätte ihn das Schicksal in den höhern Verhältnissen des Lebens gebohren werden lassen. Schon dreißig Jahre hatte er sein Geschäft getrieben, als eines Tages, da er eben sein Gebeth verrichtete, seine Heerde scheu wurde und sich nach

allen Seiten zerſtreute. Er eilte herbey und ſuchte ſie wieder zuſammen zu bringen, da er ein Schaaf mit halben Leibe in eine Oefnung eingezwängt ſah, aus welcher es ſich nicht wieder heraus helfen konnte. Er befreyte es, aber zugleich wurde er durch einen blitzähnlichen Schein aus der Oefnung überraſcht; er unterſuchte die Sache näher. Der Schein kam von einer mäßigen goldnen Platte oder Tafel her. Kaum erweiterte er die Oefnung, ſo gelangte er in eine unterirdiſche Höhle, etwa ſieben Fuß hoch und vier oder fünf breit. Nun betrachtete er die goldne Platte ſehr aufmerkſam; allein da er nicht leſen konnte, blieben ihm die vier Zeilen, die darauf eingegraben waren, ein Geheimniß. Er nahm die Platte zu ſich als er den Abend nach der Stadt zurückkehrte. Wen man ihm als einen Gelehrten oder Weiſen nannte, den bat er um Erklärung der Inſchrift; allein allen waren die Karaktere unbekannt und nur ein Einziger gab ihm die Auskunft: daß in Egypten ein

Greis

Greis von drey hundert Jahren sich aufhalte, der die Schriftzüge der ältesten Sprachen lesen könne und alle mögliche Wissenschaften in sich vereinige. Dakianos überlieferte sogleich die Heerde ihren Eigenthümern und reisete nach Egypten.

Bald erfragte er den weltberühmten Greis, trug ihm sein Anliegen vor und zeigte ihm die goldne Tafel. Der Greis empfieng ihn liebreich und erstaunte bey'm Anblick dieses Wunders. Er las die Schrift mit der größten Leichtigkeit, und nach einigem Nachdenken fragte er den Hirten, wie er zu dieser wunderbaren Tafel gekommen sey? Dakianos erzählte ihm alles genau, und der Greis erwiederte darauf: „Der Inhalt der Schrift prophezeiht dem Finder Dinge, die wahrscheinlicher Weise dir nicht begegnen dürften. Du hast eine sehr glückliche Physiognomie und die Inschrift redet von einem Gottlosen, der ein sehr trauriges und schreckliches Ende nehmen soll. Gleichwohl muß dich auch der

Inhalt

Inhalt angeben, da das Schicksal die so wundervolle Tafel in deine Hände geführt hat.

„Wie soll das seyn?„ fragte Dakianos bestürzt „da ich seit dreyßig Jahren meinem Gott treu und aufrichtig diene? Wie soll ich von ihm zu unverdientem Unglück verworfen werden?

„Dies würde dir nichts helfen,„ antwortete der Greis; Alles kommt darauf an, wie wir von unsern Umständen, die in einer unabsehbaren verlorgnen Kette fortlaufen, von welcher das menschliche Auge nur hie und da einzelne Glieder entdeckt, Gebrauch machen. Wenn du stark genug bist, wirst du auch den Ausspruch der Inschrift zur Lüge machen können.„

„Und wie?„ fragte Dakianos begierig.

Wenn du einen weisen Gebrauch von dem unermeßlichen Schatze machst, den diese goldne Tafel ihrem Besitzer verspricht und anweist.„

„O

„O wenn es bloß darauf ankommt,„ sagte Daklanos ziemlich getröſtet, „ſo mag ſie mich in Beſitz der Schätze der ganzen Welt ſetzen, und ich will gewiß den beſten Gebrauch davon machen. Komm mit mir! laß uns den Schatz aufſuchen! da du die Innſchrift allein leſen kannſt, ſo wirſt du auch dazu die beſte Anweiſung anzugeben wiſſen. Komm; wir wollen alles theilen wie Brüder!„

Der Greis ſah ihn bedeutend an und ſagte ſeufzend: „ich fürchte, du wirſt dich kaum im Beſitz der Schätze ſehen, ſo werde ich der erſte ſeyn, der es bereuen wird, dir dazu behülflich geweſen zu ſeyn.„

„Was ſagſt du da?„ antwortete Daklanos mit Unwillen; „du willſt mir zu einem Schatze verhelfen, willſt mich glücklich machen, und ich ſoll undankbar an dir handeln? Welch Laſter iſt ſchändlicher als die Undankbarkeit: Ich ſchwöre bey dem ewigen Gott,

ich will dich als meinen Vater anſehen, alles genau mit dir theilen, oder vielmehr mich damit begnügen, was du mir geben wirſt.“

Der Schwur und alle Verſicherungen waren freylich dem Greiſe keine hinlängliche Gewähr; allein die Geldgier, die einzige Leidenſchaft, die auch dem hohen Alter eigen bleibt, überwog alle Bedenklichkeiten; und er reiſte mit ihm ab.

Als ſie an dem Orte ankamen, wo Daktanos die goldne Tafel gefunden hatte, ließ der Greis die Erde in einem Bezirk von zwanzig Fuß aufgraben. Sie entdeckten bald eine eiſerne Thüre, welche der Greis zu öffnen befahl. Daktanos war ſo begierig, daß er ſie mit dem Fuße aufſtoßen wollte, unerachtet der Schlüſſel anſteckte. Der Greis führte ihn in den unterirrdiſchen Gang ohne ſich von der dichten Finſterniß abſchrecken zu laſſen. Als ſie etwas gegangen waren, entdeckten ſie einen ſchwachen Schein, der in helleres Licht überging

gieng je weiter sie kamen und endlich befanden sie sich vor einem großen und prächtigen Pallaste mit sieben verschloßnen Pforten. Da an jeder Pforte der Schlüssel angehängt war, so öfnete Dakiano's sogleich die erste Pforte und sie fanden in dieser ganzen Abtheilung den prächtigsten Putz und Schmuck aller Art.

Die Begierde stieg die folgende zu öfnen, und sie fanden sie mit Säbeln angefüllt, deren Hefte und Scheiden mit den kostbarsten Steinen besetzt waren. Die dritte enthielt eine unzählige Menge Cüraße, Panzerhemden, Helme von aller möglichen Form, vergoldet und mit Edelgesteinen besetzt. In der vierten war alles mögliche Pferdegeschirr, dessen Kostbarkeit der Pracht der Waffen völlig angemessen war. Die fünfte enthielt Gold und Silberbarren; die sechste gemünztes Gold und Silber, und in der siebenten konnte man kaum umhergehen, so groß war die Menge von Saphiern, Amethysten und Diamanten.

Durch

Durch den Anblick so unermeßlicher Schätze ward Dakianos so verblendet, daß es ihm äusserst unangenehm war, einen Zeugen seines Glücks zu haben. „Fühlst du wohl,„ sagte er zum Greise, „von welcher Wichtigkeit Stillschweigen und Geheimniß bey einer solchen Gelegenheit ist?„

„Ohne Zweifel!„ antwortete der Greis.

„Wenn der König,„ fiel Dakianos ein, nur den mindesten Argwohn von diesem Schatze schöpfen sollte, so würde er nicht säumen ihn sich zuzueignen. Wenn nun deine Verschwiegenheit nicht zuverläßig wäre?

„Befürchte nichts,„ erwiederte der Greis, „der Besitz der Hälfte dieser Reichthümer muß dir sichre Gewähr leisten.„

„Die Hälfte?„ unterbrach ihn Dakianos mit sichtbarer Veränderung, „die Hälfte übertrift den Schatz des größten Königs.„

Da der Greis bemerkte, was in ihm vorging, so erwiederte er: „wenn dir die Hälfte zu

zu viel scheint, so kannst du mir ja nur den vierten Theil geben.„

„Nun gut!„ antwortete Dakianos mit der vorigen Unruhe, „aber wie willst du alles vorsichtig genug fortschaffen? du wirst Gelegenheit geben, daß man alles entdeckt und wir werden unglücklich seyn.„

Mit steigender Gier untersuchte nun Dakianos die Schätze von neuem und die Kostbarkeit derselben berauschte ihn immer noch mehr.

„Du wirst selbst einsehen,„ sagte er, als er das Gemach mit den Diamanten, wo sie sich noch befanden, sorgfältig betrachtet hatte, daß diese Abtheilung die reichste ist und daß es natürlich ist, daß ich dir mein gegründetes Recht darauf nicht abtreten kann.„

„Ich gebe das zu,„ erwiederte der Greis, und mache keinen Anspruch darauf.„

Sie kamen zum gemünzten Golde und nachdem es Dakianos wieder eine geraume

Zeit betrachtet hatte, sagte er: „Dieser Schatz ist zum Gebrauch der bequemste und allerdings der unentbehrlichste. Er dient sogar zur Erhaltung des übrigen Ganzen, entweder eine gehörige Wache anzuwerben oder Mauern zur Befestigung und Sicherheit anzulegen. Du bist zu billig, als daß du nicht eingestehen solltest, wie unumgänglich nothwendig es ist, daß ich ihn zu behalten suche.„

Laß uns weiter gehen! versetzte der Greis, „die Gold und Silberbarren aber,„ fuhr er fort als sie in's fünfte Gemach kamen, kannst du wohl eher entbehren?

„Das könnt' ich vielleicht,„ antwortete Dakianos, „aber ich bin dir zuviel Verbindlichkeit schuldig, als daß ich sie dir geben sollte. Ich würde dich nur vieler Gefahr aussetzen; denn wie wolltest du sie fortschaffen? und was würde es dir für Mühe kosten, sie zu Gelde zu machen?„

„Da-

„Dafür laß mich sorgen,„ versetzte der Greis.

„Nein, das kann ich nicht geschehen lassen,„ unterbrach ihn Dakianos, „ich habe dich zu lieb, als daß ich das zugeben könnte. Ueberdieß wäre dieß der Weg, mich zu verrathen; man würde dich in Verhaft nehmen und dich zwingen, mich und meine Schätze anzugeben. Laß uns also weiter zusehen.„

Sie öfneten das vierte Behältniß. „Das Pferdegeschirr,„ sagte Dakianos, „kann dir zu gar nichts helfen; du bist zu alt, als daß du nun den mindesten Gebrauch davon machen könntest.„ Die nehmliche Entschuldigung machte er in dem dritten Gemach, in welchem sich die Rüstungen befanden, und als er dieses eben so sorgfältig zugeschlossen hatte wie die vorigen, giengen sie in das zweyte, in welchem die Säbel aufgethürmt waren.

„Diese Waffen,„ hub der Greis an, „lassen sich wohl am leichtesten fortbringen. Ich

will ſie den Idiſchen Königen anbiethen, ſie alle einzeln verkaufen, und du wagſt nicht das Mindeſte dabey.„

„Du haſt Recht!„ erwiederte Dakianos, „von den Säbeln könnt' ich dir einige geben. Er unterſuchte, als er dieß ſagte, in der Fauſt, und ſchätzte bey ſich mehrere, wog ihre Schwere an Gold und ſchätzte die Koſtbarkeit der Diamanten. Indem er einen entblößte, ſtand die ganze Menge Koſtbarkeiten lebendig vor ſeiner Seele, deren Beſitz ihm der Kopf eines Greiſes ſicherte, und er konnte nicht begreifen, warum er ſo lange hätte unentſchloſſen bleiben können.

Er ſprang mit den Worten: „ich kann dich ja mit einem Einzigen abfinden!„ auf ihn zu —

Der Greis ſank nieder, umfaßte ſeine Knie und flehte: „Schone mein Leben! Was können mir bey meinem hohen Alter alle Schätze helfen: ich verlange nichts von allem!„

„Nicht

„Nicht wahr,„ rief Daktanos, „alles gehört mir von Rechtswegen, zufolge der goldnen Tafel!„

Der Greis erinnerte ihn an seinen Schwur; „allein ich spreche dich frey,„ setzte er hinzu, „und für alles, was du mir dadurch schuldig bist, verlange ich nichts als mein Leben.„

„Nein!„ rief Daktanos, „dein Leben könnte mein Tod seyn! ich habe dich zu sehr beleidigt, als daß ich einen Augenblick ruhig seyn könnte; ich allein darf nur um mein Geheimniß wissen! bey diesen Worten sieg der Kopf des weisen Greises herunter.

Daktanos Grub selbst die Erde auf und verscharrte das unglückliche Opfer seiner Habsucht. Er fürchtete Zeugen, nicht aber seine Gewissensbisse; sein Herz war bloß mit seinen Schätzen beschäftigt und sein Verstand mit den Mitteln sie zu erhalten. Und welche peinigende Unruhe befiel ihn, je mehr und

mehr er die Unermeßlichkeit seines Schatzes überrechnete und seine Gier so viel er wußte und konnte, befriedigte, als er sich genöthigt sah, ihn zu verlassen, um Lebensmittel herbeyzuschaffen! Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er nicht sogleich welche mitgebracht hatte; dieser Umstand diente ihm sogar zum Vorwande, den Greis böser Absichten zu beschuldigen, weil er ihn nicht daran erinnert habe, da dieß eine Sache sey, die man vorhersehen können, ohne weise zu seyn.

Indessen, um nicht bey seinen Schätzen Hungers zu sterben, mußte er sich endlich doch entschließen, sie zu verlassen, da er in der Wüsteney, die ihn umgab, nicht auf den mindesten Beystand hoffen konnte. Allein wie viel kostete ihn der Entschluß! Konnte nicht unterdessen irgend ein Reisender durch die frisch aufgegrabne Erde aufmerksam und dadurch die ganze Sache verrathen werden? Jedoch der Hunger überwog endlich doch seine Bedenk-

Bedenklichkeiten. Er machte ſich mit anbrechender Nacht auf, ſteckte einige Hände voll Goldſtücke zu ſich und begab ſich nach der Stadt. Er kaufte ein Pferd, belud es mit Zwieback und einem Schlauch Waſſer und kam noch vor Tages Anbruch zu ſeinen Schätzen zurück, die er mit großer Freude unverſehrt fand.

Nun war ſeine erſte Sorge, alles zu bedecken und blos durch einen engen Gang ſich eine Oefnung zu ſeinen Schätzen zu machen. Die Oefnung bedeckte er mit ſeinen Kleidern und ſchlief auf dieſen die erſtern Tage, bis er ſich eine Erdhütte errichtet hatte, um ſich vor dem Ungemach der Witterung zu ſchützen.

Als darauf ſein Werk ſo weit gediehen war, daß er ſich mit geringerer Furcht entfernen zu können glaubte, ſo gieng er wieder in die Stadt; brauchte aber die nehmliche Vorſicht, daß er ſich erſt des Abends auf den Weg machte. Er kaufte jetzt einige Sklaven,

durch welche er sich nun alles herbeyschaffen ließ, was er zur Bequemlichkeit und Sicherheit für nöthig hielt. Bald darauf ließ er Arbeitsleute kommen und alles fester bauen, was er angefangen hatte. Er ließ drey starke Mauern um die Höhle führen und schlief beständig zwischen der ersten und zweyten. Er suchte überall auszustreuen, daß er auswärtigen Handel trieb und sprach von großem Gewinn, den er in Egypten gemacht habe. Dieß nahm er auch nachher zum Vorwande, denn irgend Etwas muß man anzugeben wissen, wenn man seinen Reichthum zeigen will, als er einen prächtigen Pallast errichten ließ, gegen welchen jener berühmte des alten Indischen Königs Malick Jouna, den tausend Säulen zierten, in keine Vergleichung kam.

Alles strömte herbey, ihm seine Achtung zu beweisen. Es schmeichelte seiner Eigenliebe, daß es ihm gelungen war, sich so unübersehbarer Reichthümer zu versichern und er sahe

ſahe die Mühe und die Mittel, die er dazu angewendet hatte, als rechtmäßigen Erwerb an, der ihn berechtigte ſie ohne Gewiſſensbiſſe zu genießen. An den Greis ward nicht mehr gedacht.

Er ſchaffte nun alle ſeine Schätze aus dem unterirrdiſchen Pallaſte, deſſen Daſeyn er vor Jedermann geheim hielt. Er ſchickte nach allen Enden Indiens Karavanen, um ſeinen Aufwand auf Sklaven, Gebäude, Weiber und Pferde zu beſchönigen, und auch ſeinen Handel, ſo wenig er darauf achtete, da er ihn blos zum Vorwande unternahm, begünſtigte das Glück auf alle mögliche Art.

Da ſein Herz endlich von den Reichthümern überſättigt war, ſo erwachte ſein Ehrgeiz. Er gab ſich alle Mühe an den Hof des Königs von Perſien zu gelangen, verſchwendete Reichthümer als Geſchenke an die Veziere und erniedrigte ſich bis zum Sklaven vor ihnen, um ihren Schutz zu erhalten.

Seine Pracht und Freygebigkeit führte ihn bald vor den König selbst. Um nun gleich bey seiner ersten Audienz einen günstigen Eindruck und sich der Gunst des Königs würdig zu machen, erschien er mit Geschenken, die der erste seiner Statthalter nicht hätte aufbringen können. Dakianos ließ neun prächtige Kameele vor sich hergehen, welche die Geschenke trugen. Das erste war mit neun goldnen Anzügen beladen, die mit den prächtigsten Edelsteinen besetzt waren und deren Gürtel von außerordentlichem Werth waren. Das zweyte trug neun Säbel, deren goldne Gefäße von Diamanten funkelten. Auf dem dritten sahe man neun Rüstungen von gleicher Pracht; das vierte hatte neun Pferdegeschirre, wie sie zu den übrigen Geschenken paßten; das fünfte hatte neun Kisten voll Silberstangen, das sechste neun Kisten mit Goldbarren, das siebente neun mit gemünztem Golde, das achte eben so viele mit Sapphiren und Amethisten und das neunte neun Kisten mit Rubinen

nen und Diamanten. Nach den Kameelen folgten neun junge Mädchen von außerordentlicher Schönheit in prächtigen Kleidern, auf diese acht junge Sklaven, und endlich Dakianos selbst.

Der König und alle Hofleute erstaunten über die außerordentliche Pracht dieser Geschenke. Indessen machte doch Einer von den Hofleuten, wie oft diese Etwas besonders darinnen suchen, alles zu mustern, oder bey jeder Gelegenheit Witz und Scharfsinn zu erzwingen, die Anmerkung, daß der neunte Sklave fehle. Allein darauf hatte Dakianos gerechnet; er stellte sich selbst als den neunten hin.

Diese feine Wendung bey so kostbaren Geschenken rührte den König; er empfieng ihn auf eine sehr ausgezeichnete Art und ward durch seine natürliche Beredsamkeit so hingerissen, daß er bald ihm unentbehrlich schien. Er ließ ihn an seiner Seite sitzen, ließ von ihm Musik aufführen, und schickte ihm täglich

Spei-

Speisen von seiner Tafel und die ausgesuchtesten Weine. Diese besondre Ehre erwiederte Dakianos mit immer neuen Geschenken, deren Pracht und Menge die Bewundrung immer mehr erhöhten, und endlich gewann seine Freygebigkeit und Beredsamkeit das Herz des Königs völlig; es war ihm nicht möglich, ohne ihn zu leben, er machte ihn zu seinem Vezier und trieb seine Freundschaft und sein Zutrauen so weit, daß er ihm ungleich mehr Macht ertheilte, als sonst mit dieser Würde verbunden war.

Dakianos regierte nun Persien unumschränkt und hätte sein Glück genießen und seine Eitelkeit für befriedigt halten können; allein kann die Ehrsucht je befriedigt werden? Das gebürgte Kaf kann der Welt Grenzen setzen, nicht aber den Gedanken und Wünschen des Ehrsüchtigen.

Kurz darauf kam ein griechischer Abgesandter an. Der König ertheilte ihm die verlangte Audienz. Der Gesandte küßte die Stu-

Stufe des Thrones und übergab ein Schreiben von seinem Herrn, dem griechischen Kaiser, welches der König von einem seiner Schreiber laut ablesen ließ. Es lautete also:

„Ich, Kaiser und Sultan über sieben Himmelsgegenden, grüße dich König von Persien. Sobald du meinen königlichen Brief erhältst, wirst du mir unfehlbar den Tribut von sieben Jahren übersenden. Solltest du Anstand nehmen, so wisse, daß ich ein Heer, das die Erde bedeckt, gegen dich in Bereitschaft habe.

Dieses Schreiben setzte den König so sehr in Erstaunen, daß er nicht wußte, was er antworten sollte. Indessen Daklanos erhob sich von seinem Platze, er beugte sein Haupt bis zur Erde, und sagte: „Großer Beherrscher, bedenke dich nicht, wie du das Schreiben des griechischen Kaisers beantworten sollst. Er bereue seine Verwegenheit und seine Drohungen! befiehl, daß sich deine getreuesten Un-

ter-

terthanen um deinen geringsten Sklaven versammeln, und ich ihnen sage, was sie zu thun haben.

Dakianos warb im Nahmen des Königs hundert tausend Mann und aus eigenen Mitteln ein Corps von zehn tausend Mann. Diesen fügte der König noch zwey tausend auserlesene Streiter bey, welche er gewöhnlich um seine Person hatte, verordnete diese zu Dakianos Leibwache und erhob ihn zum Feldherrn über seine Heere.

Der neue Feldherr stellte sich an ihre Spitze. Der König trennte sich ungern von seinem Vezière; er begleitete ihn drey Tagereisen, schied mit thränenden Augen unter tausend Segenswünschen von ihm, und nannte ihn einmal um das andre seine Stärke, seine Stütze und seinen einzigen Herzensfreund.

In allen Städten, durch welche Dakianos zog, las er die streitbarste Mannschaft aus, rüstete sie auf seine Kosten aus und gab ihnen

nen Handgeld so viel sie verlangten. Das Gerücht von seiner Pracht und Freygebigkeit verbreitete sich sehr bald, und von allen Seiten floß ihm eine Menge Menschen zu, daß seine Heerhaufen bald dreymahl hundert tausend Mann stark waren.

Sobald der griechische Kaiser hörte, daß ein persisches Heer im Anzuge sey, versammelte er sein Heer und gieng Dakianos mit sieben hundert tausend Mann entgegen. Als sich der Feind näherte, theilte er sein Heer in zwey Abtheilungen und gab das Zeichen zur Schlacht. Allein Dakianos Truppen griffen mit solcher Herzhaftigkeit an und ihr erstes Anprellen war so schrecklich, daß das griechische Heer kaum Zeit hatte sich zu fassen; es ward fast eben so bald geschlagen als angegriffen. Der griechische Kaiser ward gefangen. Dakianos ließ ihn enthaupten, bemächtigte sich ohne große Anstrengung der benachbarten Provinzen und ließ sich als Oberhaupt ausrufen.

Der neue Monarch schrieb sogleich an den König von Persien.

„Ich habe den Cäsar *) geschlagen, ich habe mich seiner Provinzen bemächtigt, ich habe mich auf den Thron von Asien gesetzt und zum Beherrscher der Welt erklärt. Sobald du meinen Brief erhältst, so säume keinen Augenblick, mir den Tribut von sieben Jahren zu übersenden; die geringste Schwierigkeit würde dich dem Schicksale des Cäsars aussetzen.„

Daß dieses Schreiben den König von Persien außer sich setzte, ist wohl nicht zu verwundern. Indessen er versammelte unverzüglich ein großes Heer und antwortete Dakianes, eh' er sich an die Spitze desselben stellte, folgendermaßen:

„Konnte ein so verächtlicher Mensch wie du, sich das griechische Reich unterwerfen? du

*) So nannten die Morgenländer die griechischen Kayser.

du verräthst mich, deinen König, aber ich ſitze noch auf dem goldnen Throne meiner Vorfahren. Treue und Dankbarkeit biſt du mir ſchuldig und du greifſt mich feindſelig an. Ich breche auf, dich und deines Namens Gedächtniß zu vertilgen.

Ueber dieſe Antwort gerieth Daktanes in wüthenden Zorn. Er hob ſogleich zweymal hundert tauſend Mann aus ſeinem Heere aus, und eilte dem Könige von Perſien entgegen. Beyde Heere ſtießen bald auf einander; die Schlacht war blutig, da von beyden Seiten mit Muth und Klugheit gefochten wurde. Allein auch hier begünſtigte das Glück ſeinen Liebling; das Heer der Perſer wurde geſchlagen und der König gefangen.

„Laſterhafter Bube,„ redete dieſer den Daktanes an, als er vor ihn gebracht wurde, „wie kannſt du meinen Anblick ertragen, da du dir das ſchändlichſte Laſter des Undanks bewußt biſt? —„

„Ich undankbar!„ erwiederte Dakianos sprezend; habe ich nicht aus meinen Mitteln Mannschaft geworben: habe ich nicht den grösten Theil meiner Schätze aufgewandt und dennoch diese Eroberung theuer genug bezahlt? Noch mehr: habe ich nicht gefochten und dich an deinem Beleidiger gerochen? Was kannst du mir vorwerfen?

„Ich habe dich geliebt!„ versetzte der König.

Das gegründeste Recht verliert gegen die Macht. Statt dem Könige auf seinen Vorwurf zu antworten, ertheilte Dakianos den Befehl, ihm den Kopf abzuschlagen, und sandte ein zahlreiches Heer ab, sich aller seiner Staaten zu bemächtigen.

Er wählte Ephesus zu seiner Residenz, und da ihm diese Stadt noch nicht schön genug war, so liess er sie mit aller erdenklichen Pracht verschönern. Vorzüglich wandte er alle Sorgfalt auf seinen Pallast, der an

Dan-

Dauerhaftigkeit, Umfang und Pracht seines gleichen in der ganzen Welt nicht hatte. Sechszig Vezire besorgten die Angelegenheiten des Reichs, und in dem Audienzsaale befanden sich sechszig Throne für diejenigen, welche sich im Kriege ausgezeichnet hatten. Er hatte sieben hundert Sterndeuter, die sich täglich versammelten und ihm jeden Augenblick von dem Einfluß der Gestirne Bericht erstatteten. Zehn tausend Ichoglans in prächtigen Gewändern mit goldnen Gürteln und goldnen Kronen waren beständig bereit, seine Befehle zu vernehmen. Er ernannte sechszig Pacha's und untergab jedem zwey hundert auserlesene wohlgewachsne Jünglinge, wovon jeder ein Corps Soldaten kommandirte, welche die Wache des Pallasts zu besorgen hatten. Noch nie hatte ein König mit so ausserordentlicher Pracht regiert.

Und so hätte Dakianos die höchste Stufe des Erdenglücks erreicht gehabt — und den-

noch war sein Ehrgeiz noch nicht befriedigt. Der unumschränkteste Monarch zu seyn, war ihm immer noch eine zu enge Grenze; seine Wünsche stiegen bis zu göttlicher Verehrung, und kaum war ihm dieser Wunsch deutlich, als er auch auf die Befriedigung drang. Er verlangte angebethet und als Gott verehet zu werden, und seine vernichtende Rache traf alle diejenigen, die ihm göttliche Verehrung verweigerten. Aber Furcht vor Verrätherey quälte den Angebeteten. Sein Argwohn ward Grausamkeit, und Menschenblut floß in Ströhmen. Bald entzündete sich das Feuer der Empörung, das immer weiter um sich grif, da er es durch neue Grausamkeiten zu dämpfen suchte. Verkleidet, im Bettlergewande, mußte er endlich aus seinem Pallaste flüchten. Er irrte lange umher und wagte es nicht, sich Jemanden zu entdecken, da er überall dem Tyrannen fluchen hörte. Millionen hatten vor seinem Blicke gezittert und jetzt mußte er vor dem Anblick des geringsten

den Sklaven zittern. Er verbarg sich in eine dunkle Höhle, aus welcher ihn nur der Hunger heraus trieb, um ein Almosen zu bitten. Hier hatte er Zeit und Gelegenheit, auf sein voriges Leben zurück zu blicken, aber nicht Zeit und Gelegenheit, seinen Verbrechen durch gute Thaten das Gleichgewicht zu geben. Nach etlichen Monathen ward er entdeckt, und an einen Strick gebunden durch die Gassen geführt. „Sehet den Gott Dakianos!„ schrie man ihm von allen Seiten zu, warf ihn mit Koth und Steinen und mißhandelte ihn bis er entkräftet zu Boden sank. Sein Körper ward zerfleischt und den Thieren zum Fraße hingeworfen.

11. Der Kalifhe und sein Liebling.

„Ich genoß dein Zutrauen in vollem Maaße,“ sagte der Günstling zum Kalifhen, indem er sein Haupt zur Erde neigte, „und finde mich dessen auf einmal beraubt: womit hab' ich das verschuldet?“

„Sey damit zufrieden,“ antwortete der Kalifhe ernsthaft; „ich habe wahrgenommen, daß ich viele Fehler begangen habe, ohne daß du mich auf einen aufmerksam gemacht hast. Sahst du es nicht besser ein als ich, so war es Unwissenheit, und Verrätherey war es, wenn du gegen deine bessere Einsicht handeltest. Unwissenheit ist verzeihlich; ob es Verrätherey war, will ich nicht untersuchen: genug beydes macht dich des bisherigen Zutrauens unfähig.“

12. Der Wahn mächtiger als die Heilkunſt.

Haron al Raſchid befand ſich zu Raccah und ſah im Traume einen Arm über ſeinem Haupte, der eine handvoll rother Erde hielt, hörte zugleich ſehr deutlich die Worte: „dieß iſt die Erde zu Harons Grabe.„

„Wo?„ fragte der Kalifhe.

„Zu Thus!„ antwortete dieſelbe Stimme.

Haron erſchrack ſo ſehr über den Traum, daß er in eine tiefe Schwermuth verfiel. Sein Leibarzt Gabriel, ein Syrer und Chriſt, der ihn jeden Morgen beſuchte, fragte nach der Urſache ſeiner Schwermuth. Haron erzählte ihm ſeinen bedenklichen Traum. Der Leibarzt bemühte ſich ihn aufzuheitern und die Bedeutung deſſelben auszureden; er verſicherte ihm,

daß die Träume nichts als leere Gestalten wären, welche durch die Dünste, die aus dem Magen in's Gehirn stiegen, erzeugt würden; aller Wahrscheinlichkeit nach habe der Zug, den er nach Kheraffan zu thun im Sinn habe, um die daßigen Rebellen zu züchtigen, seiner Einbildungskraft Anlaß zu dieser Vorstellung gegeben. Er habe also unrecht, sich darüber zu bekümmern. Um den lebhaften Eindruck, den der Traum auf ihn gemacht habe, zu vermindern, sey das beste Mittel, sich zu zerstreuen und sich lustig zu machen.

Der Kalipha befolgte den Rath seines Arztes, stellte ein Fest an, welches mehrere Tage dauerte und ward glücklich von seiner Schwermuth geheilt.

Er brach nachher mit seinem Heere auf und war schon in die Provinz Georgien gekommen, als ihn eine kleine Unpäßlichkeit befiel, und ihn, da sie anhielt, nöthigte, nach

Ko-

Khoraſſan zu gehen, um ſich beſſer abzuwarten, da die Provinz Georgien noch nicht gänzlich beruhigt war. Als er in der Stadt Chus anlangte, verſchlimmerte ſich ſeine Krankheit. Er ließ Manghe'h, einen berühmten indiſchen Arzt, zu ſich rufen, der ihm ein Mittel gab, worauf er ſich beſſer befand. Allein jetzt fiel ihm ſein Traum wieder ein. „Erinnerſt du dich wohl,„ ſagte er zu ſeinem Leibarzte Gabriel, an meinen Traum zu Raccah? dieß iſt die Stadt, wo ich begraben werden ſoll. Sende einen meiner Verſchnittnen hinaus und laß mir eine Handvoll hieſiger Erde holen.„

Der Oberſte der Verſchnittnen, Meſeur, einer der Lieblinge des Kaliphen, nahm ſelbſt die Vollziehung dieſes Auftrages auf ſich und brachte ihm eine Handvoll Erde. Als er ſie dem Kaliphen mit ſeinem halbentblößten Arm hinreichte, rief dieſer beſtürzt: „das iſt die Erde und derſelbe Arm, den ich im Traume ſah!„

Gabriel wandte alle seine Beredsamkeit an, ihm die trübsinnige Einbildung zu zerstreuen und reichte ihm Arzeneyen, die das Uebel seiner Krankheit heben sollten. Als Manghe'h dieses hörte und zugleich erfuhr, woraus die Arzney bestanden habe, so rief er aus, „Gabriels Unwissenheit bringt den Kalifphen ums Leben!„

Dieß ward dem Fürsten hinterbracht, und da er sich wirklich kränker fühlte, so ergrimmte er und befahl den Leibarzt auf der Stelle umzubringen. Gabriel fiel ihm zu Füßen und bat ihn die Vollstreckung seines Befehls nur bis Morgen aufzuschieben, da sich die Wirkung der Arzeney äussern würde. Dieß geschah. Allein Haron's Schwermuth gieng noch in dieser Nacht in eine Art von Wahnsinn über, und am folgenden Morgen war er todt.

---

13. Großmuth und Gastfreyheit.

Ibrahim, einer der letzten Abkömmlinge von dem Geschlechte der Ommiadischen Kaliphen, erzählte oft folgende Begebenheit seiner Flucht, als die Abbasiden sein Geschlecht vom Throne stießen und sich der Herrschaft bemächtigten.

Ich lebte in Kufa, und ahndete das Unglück nicht, das unser Haus schon betroffen hatte. Ein ungewöhnliches Geräusch zog mich an's Fenster; ich erblicke die ganze umliegende Gegend mit Soldaten angefüllt und sogleich erkannt' ich an den schwarzen Fahnen die Truppen der Abbasiden. Ich war außer Stande, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Um mich zu retten, blieb mir nichts übrig, als mich so gut wie möglich zu verbergen. Ich veränderte in aller Eile meine Kleider, und lief, mit allen Zeichen einer großen Bestürzung

zung, in das Haus eines Mannes, von welchem ich wußte, daß er ein Feind meiner Familie war, und bath ihn um eine Freyſtatt, ohne mich zu erkennen zu geben.

Oſmin erkannte mich in meiner Verkleidung nicht; er nahm mich ſehr wohl auf, führte mich in ein verborgenes Zimmer, behandelte mich auf's beſte und ließ es mir an keiner Bequemlichkeit fehlen. Da er jeden Morgen ausritt und einen Feind aufzuſuchen ſchien, ſo bewog mich meine Erkenntlichkeit, ihm zu verſichern, daß ſein Feind auch der Meinige worden ſey, und daß ich mit Vergnügen, um mich dankbar gegen ihn zu erweiſen, ſeine Rache auf mich nehmen würde, ſobald er mir nur ſeinen Feind kenntlich machen wolle.

„Der Feind, antwortete Oſmin, „dem ich nachſtelle, iſt Ibrahim, ein Wütrich, der meinen Vater ermordet hat. Da ſeinem Geſchlechte alle Rechte zum Throne entriſſen ſind, ſo

so steht meiner Rache nichts im Wege; ich habe keinen heissern Wunsch, als ihn auszuforschen und ihm alles Böse, was er an mir verübt hat, doppelt zu vergelten.„

Dieß war mir unerwartet, und um ihn nicht durch meine Bestürzung auf einen Argwohn zu bringen, gab ich mich ihm zu erkennen.

„Ich bin Ibrahim, den du suchst,„ erwiederte ich; „es thut mir leid, daß ich unter andern Umständen deinen Vater getödet habe, aber deiner Rache will ich mich nicht entziehen; deine großmüthige Aufnahme macht mir die Aufrichtigkeit zur Pflicht.

„Bewahre mich Gott,„ versetzte Osmin, „daß ich deine Aufrichtigkeit mißbrauche. Ich weiß, was mir meine Rache befiehlt, wenn ich dich außer meinem Hause antreffe, aber ich weiß auch, was die Rechte der Gastfreyheit mir gebiethen.„

Er

Er entfernte ſich, ließ mich durch ſeine Leute vor die Stadt bringen, und mir tauſend Zechinen und ein flüchtiges Pferd zuſtellen, um mich ſo ſchleunig als möglich entfernen zu können. Man urtheile, wie ſehr ich bey dieſer That von Dankbarkeit, von Bewunderung und Schaam durchdrungen ſeyn mußte.

14. Der Wechſel des Schickſals.

Amru, Sultan von Gazna, wurde in einer Schlacht mit Iſmael Samain, Sultan von Karaſme, geſchlagen und gefangen. Der Sieger ließ ihn in ein Kaſtel bringen und ſorgfältig bewachen. Amru hatte den ganzen Tag nichts gegeſſen und war von den ausgeſtandnen Strapatzen äuſſerſt abgemattet; er bath ſeine Wache, ihm Etwas Speiſe zu reichen, und man brachte ein Stück Fleiſch, das an eben dem Feuer gekocht werden mußte, welches

ches zur Erwärmung des unglücklichen Gefangnen angezündet worden war.

Kaum war aber seine Mahlzeit an's Feuer gesetzt, so schlich sich ein Hund herbey, bemächtigte sich des Fleisches und eilte damit fort. Der hungrige Sultan wollte ihm nach und ihm den Raub wieder abjagen; er dachte nicht an seine Ketten, die ihn daran hinderten, und er fieng an herzlich zu lachen.

Seine Wächter hatten Mitleiden mit seinem unglücklichen Schicksale, schafften ein andres Stück Fleisch herbey und äusserten ihre Verwunderung darüber, daß er in seiner traurigen Lage noch lachen könne.

„Ich lachte über die irrdische Größe, „erwiederte der Fürst; „diesen Morgen, als ich mein Heer in Schlachtordnung stellte, bemerkte ich bey'm Troß drey hundert Kameele, und mein Oberküchenmeister versicherte mich, daß sie kaum hinreichten, meine Küche fortzuschaf-

ſchaffen; und jetzt trug ſie ein einziger kleiner Hund in ſeiner Schnautze fort.„

15. Die Bürgſchaft des Dichters.

Der Dichter Rebati, der ſich von Lobeserhebungen nährte, die er an die Großen von Khoraſan im Uebermaas verſchwendete, wurde eines Tags vor den Cadi gefordert. Dem Dichter war dies unerklärlich; er war zu ſehr überzeugt, daß er Niemanden beleidigt haben könnte, da er die Schmeicheleyen ſelbſt bey dem geringſten Sklaven ſeiner Gönner nicht ſpaarte; überdieß beſaß er weder Gut noch Geld, und zum Wunder, war er auch niemanden etwas ſchuldig.

Als er vor den Cadi kam, fand er einen Mann, der ihn wegen einer Forderung von hundert Goldſtücken verklagt hatte.

„Und

„Und worauf gründet ſich deine Forderung?„ fragte der erſtaunte Dichter, der keinen Pfennig geborgt und keinen erhalten hatte.

„Auf eines deiner ſchönen Gedichte,„ erwiederte der Kläger; „du haſt auf unſern Großvezier, Ibn-Malik, ein Gedicht gemacht, in welchem folgende Verſe vorkommen:

„Ibn-Malik übertrift alle Menſchen an Großmuth. Jedermann kann ihn um eine Wohlthat anſprechen, und ich bin Bürge dafür, daß er ſie ihm nicht abſchlägt.„

„Ich brauche ſehr nothwendig hundert Goldſtücke; auf deine Verſicherung gieng ich zum Großvezier und ſprach ihn darum an. Nun hat er ſie mir zwar abgeſchlagen; allein da du Bürge für ihn biſt, ſo bin ich unbeſorgt, ich werde ſie von dir erhalten und aus meiner Verlegenheit kommen.„

Rebati bat um Friſt, ein paar Worte mit dem großmüthigen Ibn-Malik zu ſpre-

chen und verſicherte voll Zuverſicht, daß ſeine Forderung befriedigt werden ſollte. Er gieng ſogleich zum Großvezier.

„Ich habe dir eine Ehre erwieſen,„ redete er ihn an, „welcher du dich unmöglich unwürdig erzeigen kannſt; ich verlange nicht von dir, daß du mich um meiner ſelbſt willen von meiner Bürgſchaft befreyen ſollſt; aber ich möchte dir um deinetwillen doch rathen, dich ſo zu beweiſen, wie ich dich geſchildert habe.„

Dem Großvezier gefiel dieſer Rath nicht ſonderlich; jedoch nach einigem Nachdenken erwiederte er:

„Nun wohl! für dießmahl will ich mich zu dieſer Forderung bekennen, aber ich bitte dich auch ſehr angelegentlich, um meiner Beſcheidenheit willen! verſchone mich in Zukunft mit der großen Ehre deiner Bürgſchaft.„

---

16. Der

16. Der fromme Derwiſch.

Ein Derwiſch, der im Ruf einer großen Heiligkeit lebte, kam in die Bude eines Zuckerbeckers. Dieſer beeiferte ſich, den heiligen Mann auf's beſte zu bewirthen, und ſetzte ihm ein Gefäß mit Honig vor. Kaum war es aufgedeckt, ſo ſtürzte ein Schwarm von Fliegen darüber her. Der Zuckerbecker ergrif den Wedel, um ſie zu verjagen. Die Fliegen, die am Rande des Gefäßes geblieben waren, retteten ſich mit leichter Mühe; allein die meiſten, welche ihre Begierde in die Mitte gelockt hatte, klebten am Honig und wurden ein Opfer des Todes.

Der Derwiſch beobachtete dieß Schauſpiel mit aufmerkſamen Blicken und nach einigem Nachdenken ſagte er ſeufzend:

„Dieß Gefäß ist die Erde; diese Fliegen sind ihre Bewohner; die am Rande blieben, gleichen den Weisen, welche den Freuden Schranken zu setzen wissen und sie mäßig zu kosten sich begnügen; die Menge, die in die Mitte des Honigs flog, ist das Bild der Unbesonnenen, die ihren Leidenschaften den Zügel lassen, und ohne Rückhalt den Lüsten nacheilen. Wenn der rasche Flug des Todesengels über die Erde rauscht, werden die Menschen, die nur am Rande des Gefäßes dieser Welt sich aufhielten, mit leichtem Schwung und freyem Fittig sich los reissen und in das Land der Himmel empor schwingen können, aber die Sklaven der Ausschweifungen werden tiefer in den Pfuhl der Laster hinabsinken und ein Raub des Abgrundes werden.

17. Das Glück der Unterthanen und der Fürsten.

Die Hofleute des Kalifen Sadi rühmten ihm so häufig das Glück der Unterthanen unter seiner göttergleichen Regierung vor, daß er durch den Anblick es mitzugenießen sich entschloß. Der Vorsatz war gefaßt, nach und nach verkleidet sein Land zu durchreisen, und er freute sich schon im voraus auf das Vergnügen, seine glücklichen Unterthanen im Genuß der Freude und Zufriedenheit zu belauschen, und ihm danken zu hören. Bald machte er sich mit einem treuen Diener in seiner Verkleidung auf den Weg. In der nächsten Stadt begegnete ihm ein Haufen Sklaven, sämmtlich an schwere Karren gefesselt. Eine schwache Frau zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Mit einem lauten Seufzer: „Ewiger, wirst du

bald dieß Elend endigen!„ sank sie entkräftet am Karren nieder. Schon schwang der Aufseher die knotige Geißel über dem zitternden Weibe und brüllte ihr eine fürchterliche Aufmunterung zu.

„Halt ein!„ rief Fadi und drückte ihm „ein Goldstück in die Hand, laß mich mit der „Unglücklichen reden.„

Er fragte das Weib, was sie verbrochen habe, daß sie zu solchem Elende verdammt worden sey.

„Find' ich endlich einen Menschen,„ erwiederte die Abgemattete, „den mein Elend rührt? Meine Geschichte ist sehr kurz. Mein Mann nährte sich redlich; durch Unglück und Betrug verarmten wir so, daß wir auch die Kopfsteuer nicht mehr bezahlen konnten, und schon schliefen wir mit vier Kindern auf der Erde. Ein einziger Teppich, auf welchem mein fünftes Kind tödtlich krank darnieder lag, war alles, was wir noch besaßen, und

und auch diesen riß der gefühllose Gerichtsdiener meinem kranken Knaben weg, weil wir die Kopfschatzung nicht bezahlt hatten. In der Verzweiflung vergriff sich mein Mann an dem Boten der Gerechtigkeit und warf ihn zu Boden. Er habe das Leben verwirkt, sagte der Cadi, und verurtheilte meinen Mann zu ewiger Arbeit.„

„Und du?„ fragte der Kalyphe.

„Ich arbeite jetzt für ihn,„ antwortete das Weib, damit er wieder etwas zu Kräften kommen soll. Er war so krank und schwach, daß er in Gefahr war unter der Geißel zu sterben. Konnte der Kalyphe wohl nicht einen armseligen Teppich entbehren?„

Der Kalyphe war so gerührt, daß er sich wegwenden mußte. „Ist dieß das Glück deines Volks? Dieß deine weise Regierung, die man so lobpreiset?„ sagte er zu sich selbst und eilte zum Statthalter.

„Ich bin ein Kaufmann,„ redete er diesen an, „und finde hier unter den Sklaven einen Verwandten von einem meiner Freunde, (er nannte den Nahmen des Unglücklichen) welchen ich loszukaufen wünsche.„

„Es ist ein Aufrührer,„ erwiederte der Statthalter, „der eigentlich hätte gespießt werden sollen. Wenn du den Werth der Arbeit seines Lebens bezahlst, so nimm ihn hin. Vom Verdienst der Sklaven hängt ein Theil meiner Besoldung ab, von welcher ich wieder an die Günstlinge steuern muß, um mich auf meinem Posten fest zu erhalten.„

„Der Kalipha soll aber ein Feind der Strenge seyn!„ versetzte Sadi mit einem Unwillen, der dem Statthalter fast aufgefallen war.

„Auch ich bin kein Freund der Strenge,„ antwortete dieser, „allein die Nothwendigkeit gebiethet sie. Die Einkünfte dieser Stadt sind an die Küche des Kaliphen angewiesen: der

der Oberkämmerer hat Einfluß und würde Nachsicht und Mäßigkeit nicht für gültige Entschuldigung ansehen. Die Klugheit gebietet sich Freunde am Hofe zu erhalten.„

Der Kalipha bezahlte die Summe und ließ dem Unglücklichen ein ansehnliches Geschenk reichen. „Wie manche blutige Thräne mag ich seinen verzehrt haben!„ sagte er zu seinem Vertrauten; „diese da haben Freunde am Hofe, wo haben die Unglücklichen einen Freund? — Doch Geduld, ich will es seyn, so viel ich vermag.„

Er kehrte in seine Residenz zurück, traf sogleich Verfügungen, das Elend der Unglücklichen zu mildern, schränkte die Macht der Großen ein, untersuchte, so weit er sehen konnte, selbst, und Niemand durfte es mehr wagen, seine Regierung das Zeitalter der Weisheit und des Glücks zu nennen.

18. Die zwey Sultane.

Ein Sultan bekam seinen Bruder, der mit ihm um den Besitz des Thrones stritt, gefangen. Er ließ ihn in einem eisernen Käfig zu den Füßen des Thrones stellen, um des Unglücklichen bey jeder Gelegenheit spotten zu können.

Am nächsten Tage ging der Sultan auf die Jagd. Von der Hitze abgemattet, legte er sich unter einen schattigen Baum, deckte sich ein rothes Tuch über das Gesichte und schlief ein. Ein Raubvogel, durch die Farbe des Tuches getäuscht, stürzt wie ein Pfeil aus der Luft hernieder, zerkratzt dem Sultan das Gesicht mit seinen Klauen und Schnabel und hackt ihm die Augen aus.

Der Sultan erwacht mit gräßlichem Geschrey; der Raubvogel eilt davon. Von allen

len Seiten stürzen die Hofleute herbey; man erkennt den Sultan nicht mehr. Zwey Bäche Blut ströhmen aus seinen Augenhöhlen, alle Züge sind entstellt. Sein Zustand war Mitleidens werth; allein wer selbst kein Mitleiden gegen andre übt, findet auch keines für sich, wenn er dessen bedarf. Seine gefühllose Unbarmherzigkeit gegen seinen Bruder hatte den Haß der Veziere erzeugt; was hatte man von ihm zu erwarten, wenn er gegen seinen Bruder so wüten konnte. Der Entschluß ward gefaßt und eben so bald ausgeführt: man setzte seinen Bruder auf den Thron und sperrte ihn in den Käfig.

Der Bruder schenkte ihm die Freyheit, beklagte sein Schicksal und benetzte ihn mit seinen Thränen. —

„O,„ rief er aus, der Glückliche überhebe sich nie seines Schicksals. Es reicht uns oft milde seinen Becher und wir berauschen uns. So lange wir in der wankenden

Wie-

Wiege des Lebens liegen, haben wir keine Beſtändigkeit zu hoffen. Sorgloſe Sicherheit gibt uns ſchnell dem Glückswechſel hin; die Sonne lächelt, aber ſchon dreht am Horizonte ein fürchterliches Ungewitter.„

19. Die Geiſtesgegenwart.

Hudſchadſche war durch ſeine unerhörten Grauſamkeiten der Schrecken und Abſcheu ſeines Volks, und dennoch gieng er in ſeinem wilden Kummer unbeſorgt ohne Gefolge und ohne ein Zeichen ſeiner Würde aus, und irrte ſogar in entfernten Gegenden herum.

Einſt begegnete er in der Wüſte einem Araber, mit welchem er ſich in ein Geſpräch einließ, und unvermerkt lenkte er auf die Frage ein:

„Aber ſage mir, Freund, was iſt wohl der

der Kalifhe für ein Mann? man ſpricht ſo viel von ihm.„

„Ein Tieger iſt Hudſchadſche,„ antwortete der Räuber,„ ein Ungeheuer — kein Menſch.„

„Das iſt viel geſagt,„ verſetzte der Kalifhe, und du würdeſt davon den Beweis ſchuldig bleiben, wenn er dir abgefordert würde.„

„Den Beweis,„ erwiederte der Araber, findeſt du in jeder Provinz, in jeder Stadt. Wenn du willſt, wird dir jeder ſeiner Unterthanen eine Schandthat von ihm zu erzählen wiſſen, die er in ſeiner Familie verübte. Eine Million hat geblutet und immer noch iſt ſein Blutdurſt nicht geſtillt.„

„Sahſt du jemahls den Kaliphen?„ fragte Hudſchadſche.

„Nein!„ antwortete der Araber, „und aus dem, was ich dir geſagt habe, wirſt du leicht

leicht schließen können, ob ich ihn zu sehen verlange.„

„Du siehst ihn gegen deinen Willen,„ fiel der Kaliphe ein, „noch mehr, du sprichst mit Ihm!„

Ohne darüber bestürzt zu werden, erwiederte der Araber trotzig:

„Und weißt du, wer ich bin?„

„Nein!„ antwortete der Kaliphe„ aber begierig bin ich es zu erfahren.„

„Ich gehöre zum Stamme der Jobaits,„ antwortete der Araber, dessen Abkömmlinge jedes Jahr einen Tag närrisch sind, und heute ist eben mein Tag.„

Der Kaliphe bewunderte die Gegenwart des Geistes bey einem gemeinen Araber, gieng davon und vergaß die Geschichte.

---

20. Königliche Wünsche.

Der Kalifhe Nasser ließ Gold in eine Cisterne werfen und sagte seufzend: „der Himmel verleihe mir ein so langes Leben, bis ich sie angefüllt habe!„

Sein Günstling erschrack und wollte sich entfernen.

„Was begegnet dir?„ fragte der Kalifhe und hielt ihn zurück.

Der Günstling neigte sein Haupt zur Erde und antwortete: „verzeihe Herr! ich begleitete deinen Großvater auch hieher; die Cisterne war nicht mit Gold angefüllt; er seufzete bey ihrem Anblick und indem Thränen über seine Wangen herabflossen, sagte er: „Gott des großen Propheten, laß mich lange genug leben, diese Reichthümer zum Glück meiner Unterthanen anzuwenden.„

„Kann

„Kann ich den nehmlichen Wunsch äussern,“ fragte der Kalyphe lebhaft, „da ich die Cisterne leer finde?“

„Dein Grosvater,“ antwortete der Günstling, „sahe sich bloß als den Schatzmeister der Auflagen an; er gab ihnen nicht nur alle die Summen wieder zurück, welche nicht zur Verwendung zum allgemeinen Wohl gehörten, sondern er unterstützte auch außerdem die Bedürftigen auf alle Art. Er glaubte: zufriedne, wohlhabende, glückliche Unterthanen vergrößerten ungleich mehr die Macht eines Regenten, als mit Gold angefüllte Cisternen und alle Reichthümer der Erde.“

„Und wenn die Feinde die Grenze anfallen,“ erwiederte der Kalyphe, „womit willst du ein Heer ausrüsten?“ —

„Deine Unterthanen,“ fiel ihm der Günstling ein, „werden dir größre Schätze öffnen, als du je hättest sammeln können. Sie werden zu den Waffen greifen, um ihren

Heerd,

Heerd, ihren Wohlstand, und den Beschützer ihres Glücks zu vertheidigen. Meinest du nicht, daß ein solches Heer zuverläßiger ist, als ein Heer von Sklaven und Armseligen, die nichts zu verlieren haben, die nur den Schatzmeister umtauschen.

21. Der Mann, der sein Glück machen will.

Ich begleitete Turmugin in den Hafen; er nahm Abschied von mir, von seinem Weibe, von seinen Kindern und allen seinen übrigen Freunden. Er hatte den größten Theil seines Vermögens einem Schiffe anvertraut, und war im Begrif abzusegeln, um es durch Handel an fernen Ufern zu vervielfältigen. Sein Weib, seine Kinder, seine Freunde, sein Leben hatten in diesem Augenblick einen geringern Werth in seinen Augen als die Reichthümer,

mer, die er erwerben wollte; Reichthum war der Abgott seiner Seele; der einzige Gegenstand seiner Wünsche, sein Glück zu machen.

Zwey Jahre waren verflossen und ich befand mich wieder am Hafen, als ich in der Ferne ein Schiff erblickte, welches durch Sturm so gelitten hatte, daß es sich kaum noch flott halten konnte; ich erkannte bald das Schiff meines Freundes und bemerkte, wie jetzt der nehmliche Mann, der vor zwey Jahren so begierig nach Reichthum war und Weib und Kinder und Freunde verließ, die erworbnen Güter in's Meer w[illegible]ließ, um das Schiff zu erleichtern und „an Leben zu retten. „Er flehte mit lauter Stimme den Himmel um Barmherzigkeit. Mein Herz ward von Mitleid durchdrungen und folgende Betrachtung stellte sich mir vor die Seele:

Wenn ist der Mensch, fast wider seinen Willen am wenigsten? — Wenn sein Leben

in

in Gefahr iſt. Alles was er vorher bedachtete, wornach er mit Eifer und Anſtrengung ſtrebte, was den Inbegrif aller ſeiner Wünſche ausmachte, verſchwindet in Nichts! wohl ihm, wer dann ein reines Gewiſſen und ein tugendhaftes Leben für die höchſten Güter erkennt, deren unvergänglichen Werth, kein Sturm, kein Unglück rauben kann.

22. Furcht und Tugend.

Sultan Achmet gab zweymahl den Befehl, ſeinen Bruder Muſtapha, von dem er befürchtete, daß er ihm nach dem Throne trachten möchte, zu tödten, und beydemahl nahm er den Befehl wieder zurück, weil ihn eine heftige Kolik befiel. Er glaubte, der Arm des Allerhöchſten ſchlüge ihn. Seine Schmeichler prieſen ihn tugendhaft. Ein Weiſer ſchrieb in ſein Geſchichtbuch: Furcht hatte ihm das

Verbrechen eingegeben, und Furcht gebahr auch die Reue. Furcht ist die Quelle so mancher Lasterthaten; sie ist auch der Grund so mancher gerechten Handlungen. Aber das Laster ist Laster, aus welcher Quelle es fließe; und bist du bloß gerecht aus Furcht, so verewige sich die That blos dir zur Beschämung. Die Furcht ist ein sehr trüber Born, aus welchem nie reines Verdienst hervorquillt. Was du aus Furcht thust, falle es auch noch so gut in die Augen, erscheint in der schwarzen Farbe der Leidenschaft vor dem Richterthron des Allwissenden.

23. Das Gebeth und die Arbeit.

„Ich verlohr ein Weib, das ich zärtlich liebte,„ erzählte einst Jalut. „Sie starb in der Blüthe ihrer Jahre. Ich tröstete mich in zwey hofnungsvollen Kindern, die sie mir gab,

gab, in welchen ich ſie fort leitete; aber auch dieſe riß der unerbittliche Todesengel von meiner Seite noch ehe ſich ihr Geiſt entwickelte und ihr Körper entknospete.

Nun hatte die Welt keinen Reitz mehr für mich; ich floh in eine Einöde und beſchloß den Ueberreſt meines Lebens in ſtillem Gebeth zuzubringen. Nach dem eifrigſten Abendgebet ſchlief ich ein auf meiner Matte. Siehe! da erhellte ein Silberglanz meine Höhle und ein himmliſches Weſen in hellblauem Gewande mit Sternen beſäet ſtand vor mir. „Ich bin Elim der Fürſt der Seraphim,„ redete mich der himmliſche an und berührte meine Augen mit dem Palmzweige, den er in ſeiner Rechten hielt, „Jaluk, was ſiehſt du?„

„Ich ſehe ein junges Weib,„ antwortete ich, „in frommer Andacht hingegoſſen mit himmelan gerichtetem Blick und von ihren Lippen ſtröhmen Gebethe zum Throne des Allmächtigen.„

Elim berührte wieder meine Augen mit der Palme und fragte: „Zaluk, was siehst du?„

Ich berührte mit meiner Stirne die Erde und antwortete: „das Gegenbild vom vorigen: ein junges Weib arbeitet mit reger Emsigkeit an einem Gewande und Freude zuckt lächelnd ihr in jeder Miene.„

„Welche von beyden betet?„ fragte Elim.

Mich setzte diese Frage in Verwirrung; doch antwortete ich: „der Anblick entscheidet für jene. Diese arbeitet„ —

„Ein Kleid für eine Waise!„ unterbrach mich Elim lächelnd und verschwand. Am frühen Morgen erwacht' ich und besann mich bald des Traumgesichts.

Ich sank in den Staub nieder und dankte dem Ewigen, daß er mich seiner Offenbahrung gewürdigt hatte. Von Stund an kehrte ich in die Welt zurück, die Pflichten gegen meine Mit-

Mitmenſchen zu erfüllen. Es ſteht mit Wahrheit geſchrieben: ein Gebeth ohne Werke iſt einer verſiegenden Quelle gleich, an deren Rande das Gras verdorrt.

24. Auch der Geringſte kann uns nützen.

„Mein Sohn,„ ſagte zu einem jungen Sultan ſeine Mutter, „anſtatt das Volk, das ſich unterweges herbeydrängt, dich zu ſehen, durch deine Janitſcharen unbarmherzig zurück treiben, und die Unglücklichen, die an der Moſchee ihre Hände nach dir ausſtrecken, fortzeitſchen zu laſſen, begegne ihnen ſanft und höre ihre Bitten geduldig an. Erinnere dich, daß du nicht auf den Thron erhoben biſt, deine Völker zu verachten und zu quälen, ſondern ſie durch Gerechtigkeit und Weisheit zu regieren und ihnen zu helfen. Du weißt nicht,

wenn und wie die Reihe an ſie kommt, daß ſie dir gutes vergelten. Der Geringſte und Schlechteſte kann dir mehr nützen, als du dir jetzt vorſtellen kannſt. Ein auffallendes Beyſpiel biſt du ſelbſt: du ſelbſt hätteſt den Thron und das Leben nicht, ohne einen Blinden!

Einer deiner Vorfahren lag gichtbrüchig in einem Schloſſe nicht weit von der Hauptſtadt. Ein Mächtiger des Reichs hatte ſich empört und näherte ſich mit ſeinem Heere dem Schloſſe. Die Beſtürzung war allgemein, da man auf nichts weniger als auf Gewalt vorbereitet war. Jedermann eilte, ſich vor der Wuth des Aufrührers zu retten; die Sclaven des Sultans ergriffen die Flucht. Dein Ahnherr befand ſich allein, von allen verlaſſen und unvermögend von ſeinem Lager aufzuſtehen; der Aufrührer umringte mit ſtarken Wachen das Schloß und der Sultan konnte nichts gewiſſer erwarten, als den Tod, oder was noch ſchlimmer iſt, Verſtümmelung und

Ein-

Einkerkerung. In dieſer Noth näherte ſich ihm ein Blinder.

„Herr,„ rief er, „wir kommen beyde um, wenn wir uns nicht durch wechſelſeitigen Beyſtand retten. Ich bin ſtark genug, dich auf meinen Schultern fortzutragen. Leite meine Schritte durch dein geſundes Geſicht und wir retten uns unbemerkt durch den unterirdiſchen Gang, der aus dieſem Schloſſe nach der Hauptſtadt führt.„

Der Blinde lud den Gichtbrüchigen auf; dieſer ſagte ihm jeden Tritt voraus, und glücklich erreichten ſie die Hauptſtadt, ehe noch der Aufrührer in's Schloß eindrang. Die Gegenwart des Sultans änderte auf einmahl die ganze Lage der Sachen: man raffte in aller Eile ein Heer zuſammen, überfiel den Aufrührer, zerſtreute ſein Heer und bekam ihn gefangen. Der Blinde blieb immer an der Tafel des Sultan's auf dem nächſten Polſter an dem Geretteten, der ihm manchen Biſſen ſelbſt reichte.

25. Der beschämte Großvezier.

Ein junger Dichter, dem es nicht gelingen wollte durch seine Gedichte in Ruf zu kommen, weil sie von andern nicht für so schön gehalten wurden als er sie selbst hielt, suchte sich dadurch zu rächen, daß er satyrische Verse machte, in welchen er Jedermann ohne Ansehen der Personen angriff. Seine Verwegenheit gieng so weit, daß er sogar den Kaliphen Aziz Billah selbst und was noch schlimmer war, seinen Großvezier Mahmud in einem Gedichte sehr bitter durchzog.

Der Großvezier war außer sich vor Zorn. „Einer seiner vertrautesten Freunde warnte ihn: „ Wenn der Mund der Lästerung deine Fehler kund macht, „ sagte er zu ihm, „ so mache ihn dadurch schweigen, daß du dich besserst; sucht dich die Verläumdung anzuschwärzen, so

so widerlege sie durch deine Handlungen und laß dich das öffentliche Gericht rächen. Oder glaubst du, seitdem dich das Glück zum Großvezier erhoben, daß jeder seine Stirne vor dir in den Staub beugen und Niemand deine Handlungen richten soll? Du bist nicht groß genug, daß dich nicht die Pfeile des Neides erreichen sollten. Dein goldner Baldachin kann über dir einstürzen und dein Haupt zerschmettert. „

Mahmud achtete nicht auf den Rath seines Freundes; er wandte sich an den Kaliphen und verlangte, daß die Frechheit des Dichters mit dem Tode bestraft werden sollte.

Der Kaliphe sah seinen Großvezier lächelnd an und erwiederte: „der Dichter hat dich und mich beleidiget. Ich vergebe ihm: nimm du selbst deine Rache.

Mahmud kehrte beschämt vom Kaliphen zurück, eilte zu seinem Freunde, umarmte ihn

ihn und gelobte künftig genau seinem Rath und früher zu folgen.

26. Viel hilft nicht immer viel.

Als ein junger Sultan den Thron bestieg und zum voraus manche Fehler und Gebrechen in der Regierung kannte, eilte er mit dem Entschluß ihnen abzuhelfen, und gab in wenigen Tagen eine Menge Gesetze hinter einander, in der sichern Meynung, seine gute Absichten nun schnell genug ausgeführt zu haben.

Er hatte sich angestrengt und ward krank. Er ließ seinen Leibarzt rufen, der ein weiser Mann war. Der Arzt schrieb für den Sultan eine Menge Arzneymittel auf große Zettel.

„Wozu so viel auf einmal?" fragte der Sultan verwundert.

„Herr,"

„Herr,“ antwortete der Arzt mit einem bedeutenden Blick, „um die Schwächlichkeit deines Körpers desto eher zu heben, und deine Gesundheit wieder herzustellen.

„Allein bey der Menge der Mittel,“ versetzte der Sultan, „die du mir verordnest, wird nicht eins das andre in seiner Wirkung hindern?“

Der Arzt neigte sein Haupt zur Erde und antwortete: „Herr, ich glaube fast deine Erinnerung ist gegründet. Indessen ich meinte, weil du die Krankheit deines Staats durch eine Menge Gesetze zu gleicher Zeit zu heben gedachtest, so könnte ich die nehmliche Weise bey deiner Krankheit befolgen.“

Diese Wendung war dem Sultan unerwartet. „Du glaubst also,“ sagte er nach einigem Nachdenken, ein Gesetz werde auch das andere in seiner Wirkung stöhren.“

„Ich glaube Herr,“ antwortete der Arzt, daß nicht die Menge der Gesetze, sondern die

Ausführung derselben dem Staate heilsam sey. Das beste neue Gesetz wirkt oft weniger, als das fehlerhafte alte, an welches die Gehorchenden gewöhnt sind. Gewohnheit thut mehr als das Gesetz. Wenn bessere Gesetze zum Besserwerden deiner Unterthanen wirken sollen, so sorge vorher dafür, daß deine Unterthanen besser werden, um die bessern Gesetze zu befolgen. Je weniger ein Staat Gesetze hat, desto leichter können die Unterthanen sie übersehen, desto eher können sie ihren Inhalt begreifen und befolgen.

Auch ist es kein gutes Zeichen, wo alles durch Gesetze erzwungen werden muß. Zu viel Gesetze verfehlen gemeiniglich bey den Erwachsenen die Absicht, und die anwachsende Nachkommenschaft lehren sie Vergehen und Verbrechen kennen.„

„Du hast mir sehr viel gesagt, erwiederte der junge Sultan, „worüber ich dich zu einer andern Zeit befragen werde. Jetzt verordne

ordne mir das einfachſte Mittel, von dem du glaubſt, daß ich von meinem Uebel befreyt werde. Ein kranker Körper hindert die Seele im Nachdenken.

27. Der Rubin und der Diamant.

Die Unzufriedenheit hatte ſich meiner Seele bemächtigt. Der Sultan hatte es mir ſelbſt geſagt und ſchien mir damit eine Gnade erweiſen zu wollen, in dem er es ſagte, daß er Abumanzar zum Vezier erhoben habe. Ich warf mich aufs Sopha und in der Bitterkeit meines Herzens, ſprach ich folgendes mit mir ſelbſt: „Es ſind bereits funfzehn Jahre, daß ich ein Diener des Sultans Benana bin; ſeit funfzehn Jahren diente ihm keiner mit mehr Eifer, mit mehr Ergebenheit, mit mehr

Zuneigung; keiner war unermüdeter in seiner Arbeit; er weiß es; er selbst hat mir die Gerechtigkeit oft wiederfahren lassen. Mein uneigennütziges Herz war stolz und unabhängig; es bog sich vor der Benana, und neigte sich deinem Dienste. Dein Stand stieß es zurück, aber es fühlte sich durch deine Person angezogen. Hast du nicht hundertmahl zu mir gesagt: mein lieber Hali, ich erkenne in dir den treusten meiner Diener? Und jetzt übergehst du mich und ertheilst Abumanzorn ein wichtigeres Amt als das meinige. Wie viel hat sich dieser Abumanzar zu Schulden kommen lassen und welches Fehlers kannst du mich beschuldigen?

Ich stützte die Hand unter mein Haupt, Verdruß und Müdigkeit hatten mich erschlafft; ich schlummerte ein.

Ich sah im Traume einen Diamant und einen Rubin, die aus der Hand des Steinschneiders kamen. Der erstere hatte einen

Fehler

Fehler und der letzte keinen. Jener ward zum Ringe beſtimmt, und zog an der Hand ſeines Herrn, ſeines Fehlers ungeachtet, der nicht ſogleich in die Augen fiel, die Augen aller, die ihn ſahen, auf ſich. Der Rubin ward zum Petſchaft eingerichtet und bekam ſeine Stelle auf dem Schreibetiſche ſeines Herrn. Der Rubin beklagte ſich über den Vorzug und berief ſich auf ſeine Fehlerloſigkeit.

Der Beſitzer beyder Steine war ein Greis von ernſthaftem majeſtätiſchem Anſehen, deſſen Anblick Ehrfurcht einflößte. Er wandte ſich zu mir und ſagte: ich werde einer Ungerechtigkeit beſchuldigt: entſcheide, ob die Klagen meines Petſchafts gerecht ſind und ich Unrecht habe.

Ohne ihm darauf zu antworten, ſagte ich zum Rubin: der Diamant hat einen Fehler, allein dem ohngeachtet bleibt ſeine Beſtimmung, in einem Ringe zu glänzen: du biſt

ohne Fehler, dein Werth ist dir nicht abzusprechen; allein er ist doch unter dem Werth eines Diamanten und über deine Bestimmung kannst du dich noch weniger beklagen. Bey Vergleichung zweyer Dinge untersucht man vorher ihre Schönheiten, ehe man ihre Mängel aufsucht. Du bist vollkommner als er, allein er hat mehr Glanz. Dein Herr trägt jenen an seinem Finger blos seines Glanzes wegen; dich bestimmte er zum Petschaft, um ihm nützlich zu seyn.„

Als ich darauf den Greis ansah, verwandelte sich auf einmal seine Gestalt. Er verjüngte sich, sein gekrümmter Rücken ward gerade, seine grauen Haare wurden bräunlich und fielen in Locken um seine Schultern, seine Züge wurden schöner und blitzten — Benana stand vor mir.

Ich warf mich behend zu seinen Füßen.

Er hob mich liebreich auf und sagte lächelnd zu mir: „mein guter Hali, der du ande-

andere so wohl richtest, ich durchsehe dein Herz bis auf den geheimsten Gedanken: du richtest dich selbst noch besser. Du wirst den glänzenden und gefährlichen Rang Alumanzar's nicht länger beneiden; du wirst mit deinem Schicksale zufrieden seyn, du wirst Benana lieben, du wirst der Vertraute aller seiner Heimlichkeiten und der getreuste seiner Diener seyn.

Palmblätter.

Erlesene

morgenländische Erzählungen

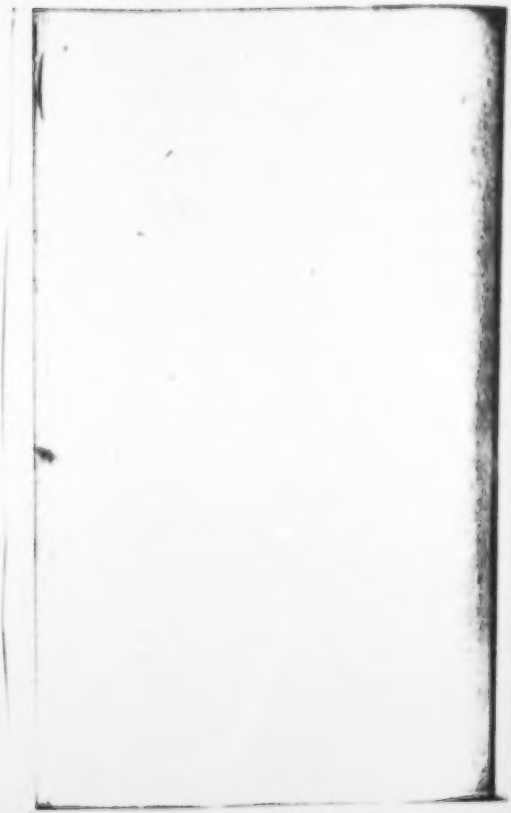
für die Jugend.

Vierter Theil.

Jena,

in der akademischen Buchhandlung.

1800.



Inhalt.

Achmet oder der Schatz der Könige. Seite 1
Wie wird man weise? — 16
Die Folgen der Ehrsucht. — 18
Der Thronfolger. — 21
Die beiden Freunde. — 25
Die Wittwe zu Zehra. — 27
Der Satrap im Reiche der Schatten. — 35
Der kluge Mann sucht alles zu seinem Vortheil anzuwenden. — 40
Der Schatz eines egyptischen Königs. — 44
Die Wollust und der Giftbaum. — 59
Der Vogel der Selbsterkenntniß. — 61
Der uneigennützige Großvezier. — 68
Firnaz und Mirvan. — 77
Der Sieg der Wahrheit. — 82
Das Vertrauen auf die Versehung. — 103

Der

Inhalt.

Der Mazus Schachabeddin, oder Beweis der Möglichkeit der Wunder. Seite 111

Ohne Anstrengung wird man nie zum Ziel gelangen. — 141

Unternimm nichts ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen. — 143

Der junge Sultan. — 153

Salahs Gesicht. — 158

Wer gesund und froh leben will muß arbeiten. — 179

Der unzufriedne Derwisch. — 191

Der Kaufmann und sein Freund. — 196

Der bestrafte Geiz. — 197

Der gewissenhafte Kaufmann. — 202

Auch das Heiligste ist dem Mißbrauch der Bosheit ausgesetzt. — 207

Die Ohnmacht menschlicher Größe. — 218

Die drei Derwischen. — 221

Der Großmogol und sein Hofmeister. — 226

Ehrsucht. — 234

1. Achmet oder der Schatz der Könige.

Der junge feurige Achmet hatte den Thron seiner Väter bestiegen. Er ging den folgenden Tag auf die Jagd, kam von seinem Gefolge ab und verfolgte einen Hirsch so lange bis sein Pferd unter ihm fiel. Abgemattet, allein, im unwegsamen Walde, war er zweifelhaft, wohin er seine Schritte wenden sollte.

Plötzlich bedeckten den Himmel dichte Wolken, welche sich allmählig herabsenkten. Der Sultan glaubte, ein Regenguß würde auf ihn herabstürzen; allein ein Blitz erhellte die Wolke, und ein ehrwürdiger Greis trat aus derselben hervor.

Achmet stürzte auf sein Angesicht nieder und bethete an. „Sohn," sprach der Greis, „in deinen Staaten befindet sich ein Schatz von unschätzbarem Werthe, und auf dich kömmt es an alle Monarchen der Erde an Macht und Herrlichkeit zu übertreffen.

Ein sanfter Donner verhallte in der Luft; Achmet erhob sein Haupt, um dem Greise zu antworten; allein Greis und Wolken waren verschwunden.

Endlich sammelten sich die Diener des Sultans, welche ihn gesucht hatten, man fand einen gebahnten Weg, und kehrte wieder nach der Residenz zurück.

Am folgenden Morgen berief der Sultan den Divan, erzählte die Erscheinung und verlangte eine Deutung der Worte des Greises.

Alle Räthe stimmten überein: daß diese Worte sich auf nichts anders, als auf die in der Erde verborgenen edeln Metalle beziehen könnten.

Auf Befehl des Sultans wurden sogleich Bergleute aus allen Gegenden herbeigeholt, man durchwühlte die Gebirge, und wirklich entdeckte man viele sehr reichhaltige Goldminen.

Voll Freude rief Achmet, „ehrwürdiger Greis! mächtiger Schutzgeist Achmets! wie soll ich dir danken für deinen Wink! Ich habe den Schatz von unschätzbarem Werthe gefunden, durch welchen ich alle Monarchen der Erde an Macht und Herrlichkeit übertreffen werde.“

Die Erndtezeit trat ein; es war alter Gebrauch dem Sultan die Erstlinge der Früchte darzubringen: junge Mädchen

brachten kostbare Früchte, Aehren und Trauben von Gold, trefflich gearbeitet und zur Bewundrung schön.

Mittlerweile man aber das Gold aus der Tiefe der Erde heraufwühlte und in Schätzen aufhäufte, vernachläßigte man den Feldbau und bald stellte sich Unfruchtbarkeit die Mutter des Mangels ein; man verließ sich auf das allvermögende Gold; allein demohngeachtet führte der Mangel den Hunger herbei und in seinem Gefolge schreckliche Knochengerippe, Krankheiten und Seuchen.

Achmet durchflog seine Staaten; überall erblickte er Goldhaufen, bedeckt mit Hunger und Tod ringenden und verhungerten Menschengestalten. Sein Herz blutete, Thränen stürzten aus seinen Augen; seine Kleider waren zerrissen, seine Haare zerrauft, seine Brust zerschlagen, der Schmerz hatte seine Zunge gelähmt, nur abgebrochene Seufzer drängten sich aus der beklommenen Brust.

„Ist dies der mir verheißne Schatz,“ rief er endlich, nachdem sich der Schmerz gemildert hatte, „durch welchen ich alle Monarchen der Erde an Macht und Herrlichkeit übertreffen werde.“ Welch ein Widerspruch: in meinen Staaten ist Ueberfluß an Gold und Silber, und dennoch verbreitet der Hunger alle seine Schrecknisse in ihrer fürchterlichsten Gestalt. —

Achmet eilte zurück, ertheilte Befehl die Goldgruben zu verschütten, versicherte den Bauern mehrere Vortheile, bestimmte den Fleißigen Belohnungen, und versprach jeden zu Ehrenstellen zu erheben, welcher sich durch den Ackerbau auszeichnete.

Bald gewannen die Felder wieder ein anderes Ansehen; die Einwohner durch gesunde und kräftige Nahrung gestärkt, lebten wieder auf, und mit der Gesundheit des Körpers vereinigte sich die Gesundheit der Seele. —

Achmets Herz klopfte stärker vor innigem Vergnügen bei dem Anblick. —

„Sie sind nicht mehr die Unglücklichen," sagte er, „welche das Elend in den Augen andrer und in ihren eignen verächtlich gemacht hatte: ich sehe sie wieder zu frohen thätigen Menschen erhoben, die Werth des Lebens genießen. Ein edler Ehrgeiz, die Frucht der öffentlichen Achtung, hat ihre Seelen gestärkt, an die Stelle des Schmutzes der Armuth, ist Reinlichkeit und Ordnung getreten, und frohe Selbstgenügsamkeit hat die schwarze Verzweiflung verdrängt — eher gewiß habe ich hier den von meinem Schutzgeiste angedeuteten Schatz gefunden, als in den Eingeweiden der Gebirge."

Auf einmahl verbreitete sich das Gerücht, ein Weiser besitze einen Schatz, welcher allen Gütern der Erde vorzuziehen sey. Ein sanftes Lächeln der Hoffnung entsprang aus Achmets Herzen und verbreitete sich über

über sein Gesicht. Er eilte zu der einsamen Wohnung des Weisen und entdeckte ihm in gespannter Erwartung die Ursache seiner Reise.

„Herr", antwortete dieser, „mit einem empfindsamen Herzen habe ich mich lange in der Schule des Unglücks befunden; dieses hat meine Seele stark gemacht, und Erfahrung ist mein Schatz; aber dieser Schatz ist für einen Fürsten nicht hinreichend; vielleicht aber, wenn Du mich begleiten willst, kannst Du ihn finden. Durch Wachsamkeit wird er erlangt; sie ist der Schlüssel zu den Pforten des Seegens und zu den Schätzen des Ueberflusses. Willst Du, daß die Sonne des Ruhms über deinem Haupte aufgehe; so laß dir diese belebende Herrscherin des Tages nie in ihrem Laufe zuvorkommen; deine Thätigkeit muß mit ihr gleichen Schritt halten."

Der Sultan dankte dem Weisen für seinen guten Rath und war bereit ihm zu folgen.

Kaum einige Schritte hatten sie die Wohnung des Weisen verlassen, so warf der Sultan die Frage auf: „wie lassen sich wohl Künste und Wissenschaften am leichtesten vertilgen?"

„Nichts ist leichter," antwortete der Weise; „laß sie lächerlich und verächtlich machen; nichts erstickt leichter das Genie, als Spott und Verachtung; und erleuchtet erst die Fackel des Genies nicht mehr den Pfad der Künste, so kämpfen die kleinen Talente mit aller Heftigkeit, verachten einander und reiben einander auf. Aber Herr, wenn dir meine Neugierde nicht Verwegenheit scheint, wozu die Frage?"

„Weil ich glaube," erwiederte der Sultan, „daß Wissenschaften und Künste der Regierung in eben dem Grade nachtheilig, als ihr die Unwissenheit günstig ist, je aufgeklärter

geklärter das Volk denkt, je mehr Unzläubige, Ungehorsame und Widersetzliche giebt es."

„Wo dies erfolgt," erwiederte der Weise, „herrscht keine Aufklärung. Sie verbreitet und berichtigt die Begriffe von den Pflichten jedes Verhältnisses; und wo richtige Begriffe herrschend sind, kann weder Unglaube, noch Ungehorsam, noch Widersetzlichkeit statt finden."

„War man nicht in den Zeiten der Unwissenheit," versetzte der Sultan schnell, „seiner Religion und seinem Fürsten mehr ergeben?"

„Herr," erwiederte der Weise," abergläubischer und sklavischer waren die Völker." —

„Wie dem sey!" unterbrach ihn der Sultan," sie waren frömmer und unterthäniger."

„Herr verzeihe!" entgegnete der Weise, „wenn ich dich aufmerksam darauf mache,

daß du die Begriffe von Frömmigkeit und Aberglauben, von Unterthänigkeit und Sklaverei verwechselst. Der Aberglaube macht die Gottheit zum Götzen, und der Götzendiener ist um so gefährlicher, weil er ein Schwärmer ist und leicht durch Meinung in Hitze gebracht werden kann. Der Despot sitzt weniger sicher auf seinem Throne, so erhaben er seyn mag, als der Monarch. Der Sultan einer kriegerischen und unruhigen Nation, wollte diese ruhiger und folgsamer machen. Sein Günstling rieth ihm: eine Menge Musikanten und Tänzerinnen kommen zu lassen, Schild und Helm seiner Leibwachen mit Turban und langen seidnen Kleidern zu verwechseln, köstliche und üppige Gastmahle auszurichten und unvermerkt den Wetteifer im äussern Glanz zu erregen. Der Günstling hatte wohl gerathen; von nun an wurden Verdienste, mit prächtigen, mit Gold- und Silber gestickten Kleidern belohnt, ein

ein glänzendes Nichts ward vorgezogen, allmählig gieng die Nüchternheit in Unmäßigkeit über, schwelgerische Gastmahle und üppige Tänze vernichteten Bescheidenheit und Keuschheit, und Thätigkeit und Arbeitsamkeit ward von Weichlichkeit und Trägheit verdrängt. Der Sultan wollte nachgiebigere Männer und bekam schwache Weiber, die seinen Thron wankender machten, als die unruhigen Männer, welche jedem Anfalle des feindlichen Nachbars die Stirne bothen. Ein aufgeklärtes Volk wieder zur Unwissenheit zurück leiten wollen, heißt den Werth des Menschen verkennen und ihn bis an die Grenzlinie der Thierheit zurückstoßen wollen. Es wird dadurch nie leichter zu leiten, bloß leichter zu betrügen seyn."

„Erlaube, mächtiger Beherrscher," fuhr der Weise fort, „daß ich dieser Erzählung noch eine kleine Fabel hinzu füge. Ein Mann besaß einen Wald und starb

als

als der ärmste in der umliegenden Gegend. Sein Sohn und Erbe nahm eine Axt, wandte einen Theil der Bäume dazu an Hebebäume, Winden, Rollen, Räder zu verfertigen, führte sodann die Eichen, Cedern, Tannen ab, erbaute Palläste, Hütten, Schoffe, Kähne, und war bald der reichste in der ganzen Gegend. — Herr, deine Unterthanen sind die Bäume des Waldes; unterscheide die Eiche, die Ceder, die Tanne, und bedenke, daß auch die schwächste Weide kein unnützer Baum sey." —

„Um das auszuführen," versetzte der Sultan, „was deine Fabel zu lehren scheint, muß ich die Liebe des Volks besitzen, und diese zu gewinnen, ist beim Propheten keine geringe Kunst, es ist wankelmüthig, veränderlich, eigensinnig, leicht verführbar und heute für und Morgen ganz entgegengestimmt."

„Setze

„Setze noch hinzu, Herr der Gläubigen, daß es neidisch ist und meistens seine Mitbürger, welche sich ihm am meisten aufopfern, mit Undank belohnt. Allein, so verfährt es nicht mit seinen Beherrschern; anstatt diese zu beneiden, sucht es vielmehr alles, selbst Kleinigkeiten auf sie zu bewundern; mancher Regent, der sich großen Ruhm erwarb, wär' er als Unterthan gebohren worden, wäre ein sehr unbeachteter Mann geblieben. Das Volk gleicht einem von Freude trunknen Liebhaber, welcher die geringsten Beweise von Zuneigung hundertfältig erwiedert und in einem freundlichen Blick eine große Glückseligkeit setzt. — Herr der Gläubigen; du nanntest die Kunst, die Liebe des Volks zu gewinnen, schwer; sie ist leicht. Ein Fürst wird immer die Herzen seines Volks beherrschen und ihrer Liebe und Bewundrung gewiß seyn, wenn er sein eignes Herz nicht von Schmeichlern beherrschen läßt."

Unter

Unter diesem Gespräche hatten sie den Gipfel eines Berges erreicht, von welchem sie ringsum eine weite Aussicht hatten. Heiterkeit verbreitete sich über das ganze Gesicht Achmets bei dem Anblicke.

„Was siehst du, Herr der Gläubigen?“ fragte der Weise.

„Eine fruchtbare Gegend,“ antwortete der Sultan, „welche einem Garten Gottes gleicht.“

Auf einmahl verblendete ein heller Glanz seine Augen; auf einem goldnen Sessel von Genien getragen, ließ sich jener ehrwürdige Greis, welchen er ehedem gesehen, in einer Wolke nieder, berührte seine Stirne mit einem Oelzweige und fragte:

„Achmet, was siehst Du?“

„Ein zahlloses Volk,“ antwortete dieser, „emsig und betriebsam in den unähnligen Beschäftigungen des Lebens, vom Höchsten bis zum Niedrigsten des Volks.“

„Du

„Du ſiehſt dein Volk,“ erwiederte der Greis; „und unter ihm die ſeltenſten und nützlichſten Talente. Wende ſie an, und du wirſt die geſchickteſten Staatsmänner, die größten Feldherrn, die größten Gelehrten und Künſtler bilden. Dies der Schatz in deinen Staaten. Verſchließe dein Ohr vor dem Gezische des Neides; laß großen Talenten Freiheit ihre kühnen Flügel auszubreiten und ſich empor zu ſchwingen. Sie werden deine Herrlichkeit bis an die Grenzen der Erde verbreiten; du wirſt der Vater deiner Völker und das Muſter guter Könige ſeyn.“ —

Mit dieſen Worten war der Greis und der Weiſe verſchwunden und Achmet befand ſich mitten in ſeinem Pallaſt von den Großen ſeines Reichs umgeben.

2. Wie wird man Weise?

Tahika war einer der berühmtesten Weisen seiner Zeit; er besaß tiefe Menschenkenntniß, zeichnete sich eben so wenig durch ein finsteres oder stolzes Aeussere, als durch eine falsche Bescheidenheit aus; er schätzte seine Freunde und hatte eben deswegen, wahre Freunde.

Einer seiner Schüler fragte ihn:

„Jedermann bewundert deine tiefen Kenntnisse, Tahika; belehre mich, wie ich es anzufangen habe, daß ich weise werde?“

Eben kam ein Blinder die Straße herauf gegangen und Tahika antwortete lächelnd:

„Siehst du dort jenen Blinden, wie er mit Hülfe seines Stabes mitten durchs Gedränge geht? er verläßt sich auf nichts,

er

er habe es denn zuvor angerühret: nimm ihn zum Muſter und du haſt alles, was ich auf deine Frage antworten kann. — Oder gefällt dir folgende Erzählung beſſer?"

„Abdallah war der gelehrteſte und arbeitſamſte Mann ſeiner Zeit. Einer ſeiner Schüler hörte, daß er ſeine Wiſſenſchaft dem Waſſer des Brunnens zu Mekka zuſchrieb, welches er mit der größten Andacht trank. Nichts iſt leichter, dachte der Jüngling; er ließ alle Bücher liegen und that nichts anders als Waſſer aus der heiligen Quelle trinken. Er wollte gelehrt werden und ward waſſerſüchtig.

3. Die Folgen der Ehrsucht.

Das Eis der glänzende Sohn des Win-
ters war von seinen Kräften und seiner
Gestalt so eingenommen, daß er zur Son-
ne sprach: „Vater des Lichts sende Deine
Strahlen auf mich herab: durch sie wird
meine Schönheit vergrößert; ich werde
durchscheinend wie Krystall und glänzend
wie ein Diamant seyn!“

Sogleich erheitert sich das dunkle Ge-
wölbe des Himmels, die Erde legt ihr
weißes Gewand ab, und die Sonne strömt
ihre feurigen Strahlen auf das Eis her-
ab.

Es wird weißer wie die Milchstraße,
schimmt von Feuer zu glänzen und wirft
tausend Strahlen von Licht weit umher.

Das

Das Eis in Freudentaumel versenkt vom Genuß seines Glanzes, vergaß sich selbst und woher es denselben erhielt. Allein so schnell wie der Blitz in einer dunkeln Nacht leuchtet und verlischt, so schnell verschwand sein Glanz, in welchem seine Eitelkeit der Sonne gleich zu seyn wähnte, und — seine Freude.

Die heißen Strahlen lösten es unvermerkt auf; es sank unter seiner eignen Last, borst und zerbrach in unzählbare Stücken, welche von den reißenden Fluthen fortgeführt wurden.

Diese Fabel machte der weise Horoun seinem Freunde dem ehrgeitzigen Achmet. Er war ein ehrlicher liebenswürdiger Mann; aber mehr gehört dazu, ein Staatsmann zu seyn. Reich und herrlich genoß er die Gunst des größten Monarchen; aber er streite darnach seinen Fuß nahe an den Königsthron zu setzen. Er verschloß sein Ohr vor den weisen Ermah-

nungen seines Freundes und ließ sich durch das überzuckerte Gift der Schmeichelei hinreißen; thörige Ehrsucht fesselte sein Herz und wiegte seine Vernunft in tiefen Schlaf.

Kaum war er Großvezier, so steckten Neid und Eifersucht ihre Fackeln an, seine Unfähigkeit zu beleuchten; sie stellte sich in ihrem vollen Lichte dar. Die Zügel der Regierung verwickelten sich in seinen Händen; er sah sich nach Beistand um; Verrätherei und Falschheit drängten sich an ihn, und Verläumdung gesellte sich zu ihnen. — Das gedrückte Volk murrete, der Janitschar empörte sich, der Sultan wurde für sein Leben besorgt, und Achmet voll Verzweiflung bei dem Gedränge, sah den unglücklichen Strick, welcher ihn erdrosselte, für eine Wohlthat an.

4. Der

4. Der Thronfolger.

Ein alter Monarch ließ wenig Tage vor seinem Tode seine drei Prinzen vor sich kommen.

„Ihr habt auf meinen Befehl," redete er sie an, „die Geschichte der größten Regenten der Erde gelesen, und ich wünsche zu wissen, welchem jeder den Vorzug giebt."

„Ich habe keinen größern Helden gefunden," antwortete sogleich der jüngste, als den Eskander Roumi; alles was er sagt, alles was er thut hat den Karakter einer Erhabenheit, welche hinreißt und die Seele berauscht; und selbst seine Fehler gewinnen dabei einen Anstrich von Liebenswürdigkeit."

„So groß Eskander Noumi als Feldherr scheint," nahm der älteste Prinz das Wort, „so hatte er doch eben so viel dem Glücke zu danken. Dieß findet weniger bei Gingis statt, dessen Eroberungen auch viel weitläuftiger waren. Ich bin zweifelhaft, ob ich seine Politik oder seine Tapferkeit mehr bewundern soll. Er war nicht bloßer Eroberer, er war auch großer König und kluger Gesetzgeber."

„Und du mein Sohn," sagte der alte Sultan, in dem er sich an seinen zweiten Sohn wandte, „was ist deine Meinung?"

„Du befiehlst, mein Vater, und ich gehorche;" antwortete dieser; „ich muß gestehen, daß alle die Beherrscher, welche ihren größten Ruhm darin setzen, eine größere Anzahl Sklaven unter ihrer Botmäßigkeit zu haben als andre, und die, um dahin zu gelangen Menschenblut in Strömen vergießen, und Tausende aufopfern,

opfern, meinen Beifall nicht; haben. In meinen Augen erscheint Ibrahim unsgleich größer; er besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn; alle Fürsten Asiens ertheilten ihm den Vorzug; er dachte nicht daran seine Staaten zu vergrößern; seine unablässige Sorge war seine Unterthanen glücklich zu machen. Seine Schätze standen den Dürftigen und Elenden offen und wurden nicht durch Glanz und Ueppigkeit an Große und Reiche verschwendet. Er durchreiste seine weitläuftigen Staaten, auch der Niedrigste fand bei ihm Gehör, und überall hinterließ er Spuren einer wohlthätigen Gottheit! er beschützte die Künste, munterte das Talent auf, und belohnte jede Auszeichnung durch ausgezeichnete Ehre.

„So glücklich er durch seine Unterthanen war, eben so glücklich war er durch seine Kinder. Er hatte sechs und dreißig Söhne, welche sich alle in Wissenschaften und Tugenden eben so sehr auszeichneten

als in den Waffen. Er hatte vierzig Töchter, welche er alle an Männer verheirathete, die ſich durch Weisheit und Tugend beſonders ausgezeichnet hatten. Von ſeinen Unterthanen angebethet, erreichte er ein hohes Alter und beſchloß im Schoß ſeiner Familie ſein thatenvolles und glückliches Leben. Die Ehre auf dem Schlachtfelde zu ſterben ward ihm freilich nicht zu Theil; aber die ungleich größre Ehre von ſeinem Volke beweint und von allen Regenten und Völkern, denen er bekannt wurde, betrauert zu werden."

„Komm an meine Bruſt Geliebter meines Herzens;" erwiederte der alte Sultan, in dem er ihn umarmte und ihn mit Thränen der Zärtlichkeit benetzte; „du verdienſt Vater, du verdienſt König zu ſeyn. Ich wollte mir aus meiner Familie einen Nachfolger nach meinem Herzen wählen, welcher würdig wäre, meine Krone zu tragen: ich hab' ihn gefunden und freue mich. Bald

werd'

werd' ich vom Schauplatz abtreten und der Natur den Tribut bezahlen, welchen ich ihr ſchuldig bin. Herrſche an meiner Stelle, mein Sohn! folge deinem Urbilde, welches du dir ausgezeichnet haſt und mein Volk wird glücklich ſeyn. Ruhig ſeh' ich nun dem entſcheidenden Augenblick entgegen — du wirſt, ein Vater des Volks, ſchon im Leben angebethet werden."

5. Die beiden Freunde.

Tai hörte des Nachts ſpät an ſeine Hausthür klopfen. Er ſtand auf und fragte, wer ſo ſpät da ſey?

Die Antwort war: Araboß.

„Mein Freund Araboß!" ſagte er zu ſich ſelbſt, „was kann der für ein Anliegen haben, daß er bei ſo ſpäter Nacht noch zu mir kommt?"

Er rief seinen Sklaven, ließ geschwind Licht anzünden und führte seinen Freund in sein Gemach.

„Lieber Araboh," sagte er, „ich bin bestürzt dich so spät bei mir zu sehen. Ich kann mir nur zwei Fälle denken: entweder du hast eine nicht vorhergesehne Ausgabe, oder du bedarfst meines Beistandes in einer gefährlichen Angelegenheit; im erstern Falle steht dir mein Vermögen und im andern mein Leben zu Diensten."

„Keins von beiden" erwiederte Araboh indem er seinen Freund umarmte, „ich sehe dich gesund und bin beruhigt. Ein schreckhafter Traum, der dein Leben in Gefahr setzte, weckte mich auf; er war so lebhaft, daß ich mich nicht beruhigen konnte; ich zog mich an und kam hieher, um mich mit eignen Augen von der Wahrheit zu überzeugen."

6. Die Wittwe zu Zehra.

Der Kadi zu Zehra, Benbâchir, begegnete einer Wittwe, welche einen Esel vor sich her trieb und weinte.

„Warum weinst du, armes Weib?"

„Wohl ein armes Weib," antwortete sie, „dieser Esel, der leere Sack, welcher darauf liegt, und die Kleidung, welche meine Blöße deckt, sind der ganze Ueberrest meiner Habe; alles übrige hat mir der Kaliph genommen."

„Und worinn bestand deine übrige Habe?" fragte Benbâchir verwundert.

„Ich besaß eine kleine Meierei; sie war das Erbtheil der Vorfahren meines verstorbnen Mannes und der meinigen; sie war uns über alles lieb; wir waren hier gebohren und erzogen, unsere gemeinschaftliche

liche Liebe nahm hier ihren Anfang; wir wurden Gatten, genossen die Zufriedenheit wahrer Liebe und unermüdeter Arbeitsamkeit — noch auf dem Sterbebette bath mich mein guter Mann, dafür zu sorgen, daß unser kleines Gut, welches uns unsre Väter hinterlassen hätten, an Niemand anders gelange, als an unsern Sohn, welcher vielleicht in dem Augenblicke im Heere des Kaliphen sein Blut für einen Herrn vergießt, welcher seiner Mutter alles nimmt."

„Und aus welchem Grunde," fragte der Kadi, „nahm dir der Kaliph dein Grundstück?"

„Er will sich ein Lustgebäude dahin bauen lassen," antwortete die Wittwe.

Guter Gott, dachte der Kadi bei sich selbst: er hat so viele Paläste und Lustgebäude, und auf einen bloßen Einfall, noch eins mehr zu haben, vertreibt er ein armes Weib aus ihrem Eigenthume.

„Und

„Und welchen Erſatz gab er dir?“ fragte Benbächir. „Erſatz? keinen!“ antwortete die Wittwe; „er ließ mir anfänglich eine kleine Summe anbiethen: wie ich aber das mir ſo theure Grundſtück nicht verkaufen wollte, ſo nahm er es mir mit Gewalt.“

„Haſt du ihm deine traurige Lage nicht vorgeſtellt?“ erwiederte der Kadi.

„Ich warf mich vor ihm nieder“ antwortete die Wittwe, „benetzte mit meinen Thränen ſeine Füße und bath und flehte — ich ſagte ihm alles, was mir Schmerz, Kummer und Verzweiflung eingab — Sie konnte vor Schluchzen nicht fortfahren.

„Und dein Bitten vermochte nichts über ihn?“ fragte Benbächir theilnehmend. —

„Er wies mich mit aller möglichen Härte ab!“ antwortete ſie weinend.

Benbächir hob die Augen gen Himmel. „Allmächtiger! ſeufzete er, Vater der Menſchen! er ſtellt dich hier auf Erden vor und

kann

kann die von sich weisen, die nichts verlangen, als was Gerechtigkeit und Billigkeit heischt; und du übersiehst mit Langmuth und Geduld die unbilligsten und ungerechtesten Bitten der Sterblichen? —"

„Weib," sagte er entschlossen auf diese stille Pause, „überlaß mir deinen Esel und den Sack auf eine kurze Zeit und folge mir von Fern. Ich gelte etwas bei dem Kaliphen — wo ist er jetzt?"

„Er befindet sich eben jetzt," antwortete die Wittwe, „auf dem Grundstück, welches ich sonst mein nannte. — Aber, was willst du mit dem Esel? —"

„Sei unbesorgt und folge mir!" — versetzte der Kadi.

Benbächir nahm den Esel und suchte den Kaliphen auf.

Der Kaliph bewillkommte ihn freundlich.

„Ich habe dich so lange nicht gesehen Benbächir" sagte er zu ihm, „und wie kommt es, daß ich eben jetzt dich sehe?"

„Etwas

„Erhabener Beherrscher der Gläubigen,“ antwortete Benbächir, ich habe so eben ein armes Weib gesprochen, welchem —

„Ich errathe was folgen wird,“ unterbrach ihn der Kaliph in einem ernsthaften Tone, und will nichts weiter hören. Die Halsstarrige mag ihr Betragen büßen! Steht es nicht in meiner Willkühr über Vermögen und Leben meiner Unterthanen zu gebiethen?“ —

„Deine Macht,“ erwiederte Benbächir, „ist hier auf Erden unbegrenzt. Auch verlangt die arme Wittwe ihr ehemahliges Eigenthum nicht wieder zurück; sie bittet bloß um ein kleines Andenken, und wenn Du es erlaubst, so fülle ich diesen Sack zufolge ihres Wunsches mit Erde.“

„Die kann sie haben,“ erwiederte der Kaliph lächelnd, „und wenn sie zehn Säcke wollte — Bald Benbächir, sollst du die Gegend nicht mehr kennen! hier soll ein prächtiger Pallast errichtet werden, dort

ein

ein Wasserfall die Aussicht verschönern, und weiter hin ein hoher Thurm sich erheben, von welchem man die ganze Gegend übersehen kann." —

„So?" — erwiederte Benbächir, welcher unterdessen den Sack mit Erde angefüllt hatte — „Ich werde sogleich mein Geschäft vollendet haben, und dann erhabener Beherrscher der Gläubigen, erlaube mir noch eine Bitte, die eben so unbedeutend ist, als die erste" —

„Sie sey dir gestattet!" versetzte der Kaliph.

„Der Sack ist gefüllt," fuhr Benbächir fort, „und nun, erhabener Beherrscher der Gläubigen, fleh' ich um deinen Beistand an, ihn auf den Esel zu laden."

„Welche befremdende Bitte!" rief der Kaliph, „wie kannst du dieß von mir verlangen? Rufe meiner Sklaven einen und er soll dir helfen."

„Erlaube, Beherrscher der Gläubigen," er-

erwiederte der Kadi, „daß ich dich um dieſe Gnade bitte — daß ich dich flehend bitte, ſie mir nicht abzuſchlagen.“

„Wahnſinniger,“ rief der Kaliph, „die Laſt iſt zu ſchwer für mich!“

„Zu ſchwer?“ ſagte Benbächir; „dieſer Sack voll Erde, ein ſo kleiner Theil des Grundſtücks, auf welchem wir uns befinden, ſcheint dir zu ſchwer? O Herr! und du ſchauderſt nicht bei dem Gedanken an den Tag an welchem du vor deinem und unſerm Richter erſcheinen wirſt? an welchem nicht bloß dieſer Sack voll Erde, ſondern das ganze Grundſtück mit allen Palläſten und Thürmen, welche du darauf erbauen willſt, mit allen Thränen, mit welchen die Unglücklichen es durch deine Veranlaſſung benetzt haben, zur weit unerträglichern Laſt werden dürften? — Du biſt hienieden unbeſchränkter Herrſcher; ein Wink von dir verkürzt des Menſchen Leben und ein einziges Wort ſtürzt Tauſende in Unglück; aber — es kommt eine Zeit

in welcher du mit deinen Sklaven in gleichem Range stehst!" —

„Mit meinen Sklaven in gleichem Range?" wiederholte der Kaliph.

„Ich irre mich," faßte Benbächir wieder das Wort, „dein größrer Vorzug hier wird dir zur größern Qual gereichen. Du hast hier einen ungleich größern Wirkungskreis, folglich auch ungleich mehr zu verantworten. Jeder deiner Unterthanen hat nur von dem Rechenschaft abzulegen, was er für sich besaß, und Du von allem was wir insgesamt besitzen. Leb' wohl — verzeihe deinem Sklaven die Verwegenheit" —

Benbächir wollte sich entfernen. Der Kaliph hielt ihn zurück.

„Die verzeihen?" sagte er; „bin ich dir nicht Dank schuldig, daß du mich von einer großen Ungerechtigkeit zurück hältst, die ich schon halb begangen habe? — Rufe die Wittwe! Sie nehme ihr väterliches Erbtheil zurück, und um sie für die Thränen

zu

zu entſchädigen, die ihr meine Härte ausgepreßt hat, ſoll ihr Grundſtück von meinen Gärten, welche angrenzen, um eben ſo viel vergrößert werden. Und Du verläßt nie wieder meinen Hofſtaat, um Gelegenheit zu haben dich angemeſſen zu belohnen. Die Regenten bedürfen einen freundſchaftlichen Begleiter, der nichts ſcheut der Wahrheit zu opfern; der ſie auf ihre Fehltritte aufmerkſam macht und das von zurückhält; du ſollſt der Meinige in Zukunft ſeyn.

7. Der Satrap im Reiche der Schatten.

Ein Satrap langte im Reiche der Schatten an, und nie gehörte harmoniſche Töne aus einem etwas entferntern Haine von Ro-

sen und Myrthen reitzten sein Ohr und seine Neugierde.

„Unstreitig," dacht' er, „ist dieß der Aufenthalt der beglücktern Schatten und die beseeligende Harmonie gelangt von den himmlischen Geistern. Je weiter ich gehe, je blumenreicher ist das Gras unter meinen Füßen, je reiner wird der Himmel und je mehr verbreiten sich Wohlgerüche, welche die Seele in wonniges Wohlgefühl verschmelzen. Der stille Friede, welcher hier herrscht geht unvermerkt in mein Herz über; o wie glücklich werde ich seyn, wenn mich die Bewohner dieses bezaubernden Aufenthalts unter sich aufnehmen!"

Als er an den Eingang des Haines kam, trat ihm ein Schatten mit den Worten entgegen:

„Dieß ist die Wohnung von Männern, welche sich im Leben durch ihre Talente und ihre Weisheit um ihr Vaterland verdient gemacht

gemacht haben: kannſt du es wagen hinein zu gehen?"

„Ich trage kein Bedenken," erwiederte der Satrap; „oder ſollte derjenigen, welcher talentvolle Männer im Leben beſchützte und ihnen ſeine Zeit widmete, ſie hier nicht wieder zu ſehen geſtattet ſeyn?"

„Er kann ſogar ſich ſchmeicheln," antwortete der Schatten, „eine rühmliche Stelle unter ihnen zu erhalten; aber derjenige — der bloß eine Menge kleine Talente hervorzog und erhob, weil ſie den Staub von ſeinen Füßen leckten; der bei'm Anblick des wirklichen Verdienſtes, wenn es mit Unglück rang, ſich ſpottendes Mitleid erlauben und unverſchämt genung ſeyn konnte, ihm ſeine erniedrigenden Gunſtbezeugungen angedeihen zu laſſen, der mag wohl hineingehen um Zeuge des ewigen Seelenfriedens zu ſeyn, aber ſeinen Aufenthalt wird er hier nicht finden."

Der Schatten verschwand und der Sakrap gieng getrost in den Hain. Er schmeichelte sich alle seine Beschützte wieder zu finden und sah schon in voraus die Freude, welche sie bei seiner Erscheinung bezeigen würden.

Er gelangte an einen freien Platz, auf welchem die glücklichen Bewohner dieser bezaubernden Gegend ein Konzert aufführten, dessen himmlische Harmonie ihn herbeigezogen hatte. Der Anblick riß ihn zu Bewundrung und Ehrfurcht hin. Hier saßen junge Männer, mit deren goldnen Locken der Wind spielte in einem Kreise, deren melodische Stimmen im entfernten Echo verhallten, dort ehrwürdige Greise mit jugendlicher Begeisterung, unter deren Fingern goldne Lauten und Harfen ertönten, und überall hatten sich Gruppen hingelagert, berauscht vom wonnigen Genusse überschwenglicher Himmelsfreude.

Der Satrap schlich traurig einher, sah sich nach allen Seiten um, und kannte Niemand und wurde von Niemand erkannt.

Auf einmahl langte ein Schatten an, welchen man mit vielen Freudenbezeigungen empfieng und ihm große Ehre erwies. Er schien ebenfalls erst anzulangen, und der Satrap suchte sich ihm zu nähern.

„Ich wünsche dir Glück," sagte er kriese zu ihm, „du wirst hier sehr wohl empfangen; ich langte vor dir an, und mich hat noch Niemand bemerkt.

„Darüber wunderst du dich?" erwiederte der Schatten.

„Etwa ohne Ursache?" fragte der Satrap.

„Ohne Ursache," antwortete jener, „du warst auf der Oberwelt nichts als ein großer Herr."

„Und du?" fragte der Satrap neugierig, „wer warst du?"

„Ein Mensch!" versetzte der Schatten."

8. Der kluge Mann ſucht alles zu ſeinem Vortheil anzuwenden.

Zwei Wilde kamen auf eine kleine Inſel und worden einig ſie unter ſich durchs Loos zu vertheilen. Der eine erhielt eine vortreffliche Ebne und vorzüglich einen Wald mit Ochſen und Pferden angefüllt, und dem andern ward eine gebirgige Gegend mit Felſen und Abgründen und einem Walde, in welchem bloß Eſel und andre minder nützliche Thiere behaulich waren, zu Theil.

Als der Beſitzer der reichen Gegend darauf ſeinen Antheil näher unterſuchte, ſo machte er die Bemerkung, daß die Pferde und Ochſen im Walde ungemein muthig und ſcheu wären, daß jene mit den Hinterfüßen

ſäßen ausſchlügen und dieſe mit ihren Hörnern ſtießen.

„Was ſoll ich mit den unbändigen Thieren anfangen,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſoll ich mich der Gefahr ausſetzen, wenn ich den Schatten der kühlenden Waldung genießen will, von jenen geſchlagen und von dieſen gebißen zu werden, und wohl gar mein Leben zu wagen? Und geſetzt auch, ich wollte auf den Wald Verzicht thun, ſo unentbehrlich er mir iſt, mich vor den brennenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen, ſo finden ſich beide Thierarten ja eben ſo häufig in der Ebne und am Bache ein, wo ich meinen Durſt ſtille! Um meiner ſelbſt willen werde ich ſuchen müſſen ſie auszurotten.“

In eben der Zeit kamen etliche Eſel bei ihm an, welche ſich aus jener Gegend verlaufen hatten. Ihr ernſthaftes, ſanftes, ruhiges Anſehen gefiel ihm über die Maßen. Er näherte ſich ihnen, liebkoſte ſie,

faßte sogar Muth sich auf einen zu setzen. Seine Freude war ohne Grenzen, als er sich von dem Aufkommlinge sanft fortgetragen fühlte; er hatte am Ende seinen Anstand mehr zur Ueberhebung eines so geduldigen guten Thieres und von nun an war die Ausrottung der Pferde und Ochsen beschlossen. Er verfolgte und bekriegte sie mit der größten Hitze und erregte alle, welche sich nicht über die Grenze seines Nachbars flüchteten.

Der Nachbar urtheilte von den vortheilhaften Aufkommlingen eben so vortheilhaft, wie jener von den Esels.

„Das sind starke muthige, schnellfüßige Thiere,“ dachte er „und zuversichtlich kann' ich mehr Nutzen und Hülfe von ihnen erwarten, als von meinen schwachen langsamen.“—

Er näherte sich ihnen, und ward von seiner Meinung noch mehr überzeugt, da sie in munteren Sprüngen davon eilten und ihm das Nachsehen ließen.

„Die

„Sie sind wild,“ sagte er in seiner Verachtung fort; „aber nicht grausam; scheu, aber nicht angreifend. Es käme vielleicht nur darauf an, daß sie meinen Anblick gewohnt würden, und daß ich Mittel erfände sie zu zähmen.“ —

Von der Ueberzeugung der Möglichkeit schritt er sogleich zu Versuchen; das erste Mißlingen schreckte ihn nicht ab, und er erreichte glücklich seinen Endzweck.

Von der Zeit fand er eine Menge Bestien sich einschleint, seine Felder wurden fruchtbarer; er schaffte die größten Lasten mit leichter Mühe von einem Ort zum andern; er selbst konnte zugleich schneller als ehedem da oder dorthin gelangen, wenn dessen sein Nachbar zugleich weit Mühe anwenden mußte, welcher gar nicht bewerkstelligen konnte, und auf seinem ernsthaften und geduldigen Thiere nicht viel schneller fortkam, als wenn er sich seiner Füße bediente.

„In

„Zu spät sah' ich ein," sagte dieser dann bei sich selbst, „daß ich nach falschem Schein geurtheilt habe. Eigenschaften, die uns auf den ersten Anblick gefallen, sind zum öftern Beweis von Mittelmäßigkeit, und manche äußere Fehler Kennzeichen eines innern unerkannten Werths. — Der kluge Mann sucht alles zu seinem Vortheil anzuwenden." —

9. Der Schatz eines egyptischen Königs.

Hassan der Sohn eines Fikaischenken *) zu Damaskus, war schön wie der Mond und schlank gewachsen wie eine Zeder; er war

*) Fikai ein Getränke aus Gerste und getrockneten Rosinen.

war lebhaft, feurig, gefällig, zeigte viel Verſtand und hatte die eigne Gabe Jeden für ſich einzunehmen. Er ſpielte die Laute überaus fertig und ſang noch angenehmer. Sein Geſang und ſein Spiel zog eine Menge Gäſte herbei und ſein Vater wußte die Geſchicklichkeit ſeines Sohnes ſo gut zu benutzen, daß er ſein Getränk nicht nur vertheuerte, ſondern auch verſchlechterte, ohne daß ſich die Zahl ſeiner Gäſte verminderte.

Einſt trat auch der berühmte Bramin Padmanaba, der ſich damahls in Damaskus aufhielt, hinein, um ſich durch einen friſchen Trunk abzukühlen. Er bewunderte Haſſans Spiel und Geſang, ſprach mit ihm und bewunderte noch mehr ſeine fertigen und feurigen Antworten; und von der Zeit fand er ſich täglich ein, und oft einige Mahl und jedesmahl wenn er fortgieng ſchenkte er ihm einen Zechin.

Hassans Vater bewunderte die Freigebigkeit des Fremden und befahl seinem Sohne, daß er ihn, wenn er wieder käme zum Mittagsmahl auf den folgenden Tag einladen solle, um gelegentlich zu erfahren, wer er sey? Padmanaba nahm die Einladung an und da Hassans Vater aus manchen Antworten und Aeußerungen schloß, daß er eben so reich als weise seyn müsse, so both er ihm eine Wohnung in seinem Hause an.

Padmanaba nahm auch dieses Anerbiethen mit den Worten an: „bei guten Freunden wohnen, ist ein Paradies auf dieser Welt.“

Hassan gewann täglich mehr die Zuneigung des Braminen, ward von ihm sehr reichlich beschenkt und brachte die meiste Zeit bei ihm zu.

„Mein Sohn,“ sagte dieser einst zu ihm so zärtlich wie nur ein Vater mit seinem Sohne sprechen kann, „du hast viel

Fähig-

Fähigkeiten von der Natur erhalten und ich finde, daß du in den geheimen Wiſſenſchaften große Fortſchritte thun kannſt. Dein freier, luſtiger Sinn freilich ſcheint nicht geeignet zum ernſthaften und tiefen Denken; allein ich hoffe, feſtes Wollen und reifere Jahre werden dich der Geheimniſſe würdig machen, welche nur Auserwählten zu Theil werden können. Ich liebe dich, wie meinen Sohn und habe beſchloſſen dich glücklich zu machen. Daß ich das kann, will ich dir beweiſen, wenn du mich vor die Stadt begleiten willſt, und bloß auf Dich wird es ankommen, wie du meine Befehle befolgſt, ob du es werden kannſt.

Padmanaba führte den jungen Haſſan außer der Stadt nach alten Ruinen, welche der Sage nach die Ueberreſte eines Schloſſes waren. Mühſam ſtiegen ſie über Schutt und Steine, und gelangten auf einen kleinen freien Platz, wo ſich ein Brunnen befand.

„Hier in dieſem Brunnen, mein Sohn,“ ſagte Padmanaba, „ſind die Schätze, welche ich dir zeigen will und von welchen du in Zukunft Gebrauch machen kannſt nach deinen Bedürfniſſen, wenn du dich ſo beträgſt, daß dir die großen Geheimniſſe anvertraut werden können.“

Haſſan ſah den Braminen lächelnd an und ſagte: „daß der Brunnen Waſſer enthält ſehe ich wohl; daß er aber Schätze enthalten kann, muß ich dir auf dein Wort glauben.“

„Urtheile aus dem, was geſchehen wird, wozu du gelangen kannſt,“ erwiederte der Bramine, ſchrieb etwas in beſondern Karakteren auf einen Zettel und warf dieſen ins Waſſer.

Sogleich verlohr ſich das Waſſer und beide ſtiegen auf eine Treppe, welche jetzt zum Vorſchein kam, bis in den Grund hinab, wo ſie an eine ſtarke eiſerne Thüre kamen. Padmanaba ſchrieb wieder einige

Zei-

Zeilen auf ein Papier, ſteckte dieß in's Schlüſſelloch und die Thür öffnete ſich.

War Haſſan über das Vorgegangene erſtaunt, ſo erſchrack er jetzt, da er einen großen Mohren erblickte, welcher einen großen Stein aufhob und ſie zu zerſchmettern drohte. Indeſſen der Examine ſprach einige Worte und blies den Mohr an, worauf dieſer ſogleich rückſings hinſtürzte.

Durch einen langen Gang kamen ſie in einen geräumigen Hof, in deſſen Mitte ein Grabmahl von Kriſtall ſtand, deſſen Eingang zwei Drachen verwahrten, welche Jene erſtaunten aus ihren ſchrecklichen Rachen ihnen entgegen ſchoſſen. —

Haſſan erſchrack und wollte zurück fliehen; allein Padmanaba ſagte wieder bloß einige Worte, und die Ungeheuer zogen ſich ruhig in ihre Höhlen zurück, und die Thür des Gewölbes öffnete ſich. Sie gingen in einen zweiten Hof, und neues Erſtaunen bemächtigte ſich Haſſans, da er

einen großen Pavillon von Rubinen erblick-
te, auf welchem ein großer Karfunkel in
Kugelgestalt einen hellen Glanz verbreitete,
und alles um sich her erleuchtete. Er folg-
te seinem Führer fast ohne Bewußtseyn in
den Pavillon, dessen Thür von einem ein-
zigen Schmaragd war. Am Eingange stan-
den sechs Statüen jede aus einem einzigen
Diamant, der Fußboden war von Porphyr
mit kostbaren Perlen besäet, die Bekleidung
der Wände war von massivem Golde, in
den Ecken des Zimmers waren Rubinen,
Gold und andre Kostbarkeiten in großen
silbernen Kisten, und in der Mitte erhob
sich neben einem goldnen mit den köstlich-
sten Edelgesteinen künstlich besetzten Sar-
kophag, ein Thron von eben dem Metall
und eben so kostbar verziert.

Auf dem Sarkophag las Hassan die
Aufschrift:

„Erkaufe die Zeit! mit allen Schätzen
der Welt erkaufst du sie nicht; du verlierst
sie,

ſie, wenn dein Herz nach ihnen geizt. Alle Schätze, die ich im Leben ſammelte mußt' ich zurück laſſen; nur die Schätze deiner Seele, Freund, geleiten dich in die unerforſchliche Zukunft hinüber!"

Padmanaba erzählte darauf dem erſtaunten Haſſan, daß alle dieſe Schätze von einem egyptiſchen Könige herrührten, welcher den Stein der Weiſen entdeckt habe. Er zeigte ihm zugleich mehrere Haufen einer ſchwarzen Erde in einem zweiten Zimmer und Gefäße mit einem köſtlichen Waſſer, vermittelſt welcher beiden, er alle unedle Metalle in Gold verwandelt habe.

Haſſan bezeigte ſeine Verwunderung, daß ein König ſo unermeßliche Schätze unter die Erde verborgen habe, da andre Monarchen alles anwendeten durch große Denkmahle ihr Andenken auf die Nachwelt fortzupflanzen.

„Der König," erwiederte Padmanaba, „kannte das menſchliche Herz; er wußte,

wie unersättlich es in seinen Begierden ist, und daß es sich durch keine Leidenschaft so sehr hinreißen läßt als durch die Gier nach Reichthum, der nichts zu heilig ist, um befriedigt zu werden, und verbarg also seine unermeßlichen Schätze, um die Habsucht nicht zu reitzen und Zwietracht und Blutvergießen zu veranlassen. Daß sie aber doch auf gewisse Weise der Nachwelt zum Nutzen gereichen möchten, entdeckte er sie einigen Weisen, mit dem Beding Wohlthaten der leidenden Menschheit zu erzeigen und mit ihrem Tode das Geheimniß immer wieder den geprüftesten Weisen zu hinterlassen."

„Wache über dein Herz mein Sohn" fuhr Padmanaba fort; „aus allem, was ich dir gezeigt habe, kannst du erkennen, wie rein meine Absicht ist, dich glücklich zu machen. Für jetzt nimm, von welchen Kostbarkeiten du willst und so viel du willst zu dir. Ich werde dich mit den heiligen

Sprü-

Sprüchen nach und nach bekannt machen und du kannſt in der Folge zu jederzeit das Grabmahl des Königs von Egypten beſuchen und von dem unermeßlichen Schatze zu jeder guten Anwendung Gebrauch machen; allein verwahre dein Herz vor Habſucht und ſey verſchwiegen. Mißbrauch würde dich deines ganzen Glücks berauben und dir wohl gar das Leben koſten; das Geheimniß iſt noch umfaſſender; erſt wenn du Proben deiner Würdigkeit abgelegt haſt, kann ich dich aus dem Grabmahl noch weiter führen."

Sie kehrten darauf zurück; alle Thüren verſchloſſen ſich hinter ihnen von ſelbſt und ſo wie ſie die Treppe hinanſtiegen folgte ihnen das Waſſer nach bis der Brunnen wieder angefüllt war.

Haſſan kam ſehr nachdenkend in ſeines Vaters Wohnung zurück und ſeine Heiterkeit ſchien ſich von der Zeit an immer mehr in ſtillen Ernſt zu verwandeln. Er beſchenkte

seine Eltern mit den mitgebrachten Reichthümern, und diese verehrten den Bramin fast göttlich, da sie hörten, daß ihr Sohn alles durch seine Vermittelung erhalten habe. Sie gaben ihr bisheriges Gewerbe sogar auf, beschlossen ein ruhigeres Leben zu führen und priesen sich durch ihren Sohn glücklich.

Unterdessen setzte Padmanaba seinen Unterricht fort, freute sich über die Gelehrigkeit seines Schülers über alle Maaße, und schrieb seinen Ernst und sein Nachdenken seinem Eifer zu in den Kenntnissen immer weitere Fortschritte zu machen.

„Ich werde dich auf einige Zeit verlassen," sagte einst Padmanaba zu Hassan; „gewisse Geschäfte rufen mich nach Indien und ich kann meine Wiederkunft so genau nicht bestimmen. Setze unterdessen deinen Fleiß in den heiligen Büchern zu lesen fort; ereignet sich ein Vorfall, daß du der Schätze des Königs von Egypten bedarfst, so gehe

gehe getrost in sein Grabmahl; hier sind," indem er ihm vier Papiere überreichte, „die Sprüche, welche dich sicher hinein führen; auf welche Art? hast du gesehen. Sey weise, bewahre dein Herz vor habsüchtiger Begier und laß dich nicht Vorwitz verleiten weiter zu dringen, als ich dich geführt habe, du könntest sonst leicht mehr als den Genuß eines vorzüglichen Glücks verlieren."

So wie Padmanaba fort war, fieng Hassan allmählig wieder an heitrer zu werden und der Gedanke, daß der Bramine ihn ungleich weniger liebe, als er vorgebe, welcher bisher sich tief in sein Herz verborgen hatte, verlebendigte sich immer mehr und mehr. „Warum," sagte er zu sich selbst, „von den unermeßlichen Schätzen nur so nothdürftigen Gebrauch machen?" Zwar führen meine Eltern und ich selbst, bloß durch meinen ersten Besuch des Grabmahls, ein sehr gemächliches Leben und

aus Bescheidenheit, die mir die Gegenwart meines Wohlthäters einflößte, beobachtete ich die größte Mäßigung; ich hätte noch ungleich mehr zu mir nehmen können. Aber ich rechnete darauf, daß seine Freundschaft so weit gehen werde, daß ich durch ihn ein glänzendes Leben würde führen können, daß sich mein Haus in einen prächtigen Pallast verwandeln, daß ich von tausend Sklaven umgeben dem Vornehmsten und Reichsten wenigstens gleichkommen, wenn sie auch nicht übertreffen würde? — Warum ließ er mich nicht in meiner Unwissenheit? Hatte ich meine jetzige Gemächlichkeit bloß seiner Freigebigkeit zu danken, so würde ich zufrieden und ihm dankbar seyn, anstatt daß mir die Schlange der Unzufriedenheit schon länger als ein Jahr an meinem Herzen nagt, da ich weiß, daß er nur nehmen darf von Schätzen, die er nicht gesammelt hat. — Doch was hindert mich" — fuhr er auf einmal auf — „jetzt alle meine Wünsche zu erfüllen? Steht mir nicht in seiner

seiner Abwesenheit der Weg zum Grabe des Königs offen? — Er ist in Indien — und wenn ich mir unterdessen so viel aus der seltnen Gruft heraus hohle, um jeden meiner Wünsche zu befriedigen, was kann es mich dann kümmern, ob sich seine Freundschaft vermindert, wenn ich seine tiefsinnigen Bücher ihm überlasse?" —

Hassan warf so lange Fragen auf, bis der Entschluß reifte und seine Begierde alle Furcht und Bedenklichkeit überwog; er schrieb die Talismanne ab, und gelangte glücklich durch sie wie ehedem mit dem Braminen zum Sarkophag des egyptischen Königs und mit Schätzen beladen wieder zu seinen Eltern zurück.

Der erste so wohl gelungene Versuch machte ihm Muth, und um vielleicht einen dritten zu ersparen, zeigte er seinen Eltern seine mitgebrachten Schätze, erzählte ihnen die Hauptumstände und fragte, ob sie ihn begleiten wollten? —

Auch bey diesen verlöschte die Bereicherungssucht die Dankbarkeit. Der blendende Glanz des Goldes und der Edelsteine berauschte ihre Sinne und Vater und Mutter begleiteten den Sohn in die Gruft. Grausen befiel sie bei dem Anblicke des Mohren und der feuerspeienden Drachen; aber alle Furcht schwand bei dem Anblick der Schätze; sie fühlten bloß tiefe Kränkung bei der Unmöglichkeit sich alles zuzueignen.

Plötzlich hemmte ihre Geschäftigkeit ein rollender Donner und aus dem Sarkophag ertönte eine dumpfe Stimme: „deß unersättliche Begier mehr verlangt, als ihm beschieden, verliert auch das, was er schon besaß. Es ist ein gewöhnliches Loos der Menschen, daß sie ihr Glück in der Blüthe vernichten."

Ein Donnerschlag erfolgte; Hassan und seine Eltern stürzten ohne Bewußtseyn nieder, und als sie sich wieder erhohlten, befanden

fanden ſie ſich in ihrer Wohnung und alle Schätze aus der Königsgruft waren in zerſtaubende Erdklumpen verwandelt.

Haſſan grif wieder zu ſeiner Laute und ſein Vater ſchenkte wieder Fikai.

10. Die Wolluſt und der Giftbaum.

In den Wolluſtathmenden Gärten des reichen Harakmi ruhte die Wolluſt auf einem Bette von Roſen und Jasmin, ohne daß ſie es wußte, nicht weit von einem Giftbaume.

Mit Entſetzen ſchauderte ſie zurück, als ſie ihn erblickte und liebkoſend ſagte ſie zu Harakmi:

„Warum der Baum in deinen paradieſiſchen Gärten, mein Gebiether? vermöcht'

möcht' ich es, ich würde zum Wohl der Menschen einen Baum, dessen Hauch das Leben verkürzen kann, von der ganzen Erde vertilgen."

Harakmi gab seinen Sklaven einen Wink und sie waren im Begrif den Baum zu fällen, als dieser zur Wollust sagte:

„Schön verkaufst du deine eigne Frucht mit dem Anstrich der Menschenliebe; sie erregt Vertrauen und durch Vertrauen gewinnst du an Ansehen. Mein Gift ist dem Menschen verderblich; aber er kennt, und vermeidet mich. Du hingegen bestrickst ihn unvermerkt und das Uebel, welches du durch Müßiggang, Weichlichkeit und Unkeuschheit unter die Menschen in unendlich verschiednen Gestalten bringst, wie ungleich größer ist dieß, als was er durch mich erleidet. Harakmi, willst du gerecht seyn, so vertilge die scheinheilige Heuchlerin aus deinem Herzen und du befreist dich von deiner grausamsten Feindin."

Täglich

Täglich sterben eine Million Menschen; kaum drei Tausend kommen durch Gift um und man entsetzt sich davor — über drei Viertel kommen durch die Wollust um und Niemand fürchtet sie!

11. Der Vogel der Selbsterkenntniß.

„Aufrichtigkeit gegen sich selbst, mein Kind," sagte Fatme zu ihrer Tochter, „ist die schwerste Tugend. —

„Die schwerste?" unterbrach sie Abassa; „gegen wen könnte man wohl aufrichtiger seyn, als gegen sich selbst?"

„Eben weil man das glaubt," erwiederte Fatme, „ist man es am wenigsten! Unsere Eigenliebe macht uns immer besser, als wir andere handeln sehen, und können wir

wir uns auch einen begangnen Fehler nicht abläugnen, so bemühen wir uns doch ihn auf alle Weise zu beschönigen und gehen wohl gar so weit, daß wir ihn aus einer guten Quelle herleiten. Wir beruhigen uns gar zu leicht dabei, wenn wir nur das öffentliche vermeiden und schlüpfen über die Erinnerungen des unbestechlichen Richters in uns, unsers Gewissens, leicht hinweg."

„Ich lege keinen Tag zurück," versetzte Abassa, „ohne mir am Abend strenge Rechenschaft von meinen Gedanken und Handlungen abzufordern."

„Das ist lobenswerth, meine Tochter," entgegnete Fatme, „allein, dadurch ist noch nicht deine Aufrichtigkeit gegen dich selbst, erwiesen, die Rechenschaft kann sehr partheiisch seyn. Man wendet nirgend weniger Sorgsamkeit an, als in der Erkenntniß seiner selbst. Willst du dich einer Prüfung

ſung unterwerfen, ſo kann ich dir einen Rath ertheilen?“

„Von wem nehme ich lieber guten Rath an,“ fragte Abaſſa zärtlich, „als von meiner Mutter, welche mich über alles liebt und ohne Unterlaß ſorgt mich glücklich zu machen.“

„Ein Weiſer, fuhr Fatme fort,“ hat einen wunderbaren Vogel; er iſt zahm und zärtlich und liebkoſt alle, die ihm wohlthun; ſein Gefieder iſt fein und zart und übertrift den friſch gefallnen Schnee an Weiße“ —

„Und ſein Geſang?“ unterbrach ſie Abaſſa.

„Außer einigen unbedeutenden Lauten,“ fuhr Fatme fort, „iſt er ſtumm; er ſchweigt ſogar, wenn er ſeine wenigen Bedürfniſſe fühlt, wenn die Unachtſamkeit ſeines Beſitzers ihn darben läßt. Allein das wunderbarſte iſt, daß er jedesmahl, wenn ſein Beſitzer die Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt verlegt,

verletzt, eine rothe Feder an seiner Brust bekommt, die um so röther wird, je größer der begangne Fehler ist — Willst du deine Aufrichtigkeit gegen dich prüfen, so will ich den Vogel von dem Weisen kommen lassen."

„Laß ihn kommen meine Mutter!" rief Adassa zuversichtlich, „ich bin neugierig einen so wunderbaren Vogel zu sehen!"

„Fürchtest du nicht?" entgegnete Fatme zärtlich lächelnd, „daß deine Neugierde an der weißen Brust des Vogels eine rothe Feder hervortreiben möchte?"

„Wenn meine Neugierde," antwortete Adassa etwas beschämt, „an mir fehlerhaft ist, so werde ich dadurch aufmerksam gemacht, sorgfältiger über mich zu wachen; — aber wie heißt dieser sonderbare Vogel?"

„Der Vogel der Selbsterkenntniß," antwortete Fatme.

„Und am Ende wird wohl die ganze Brust roth?" fragte Adassa wieder.

„Die

„Die rothen Federn,“ belehrte ſie Fatme, „verwechſeln ſich an jedem Tage mit den Fehlern; ſie verlieren aber die Nacht wieder ihre Färbung, und die Bruſt erſcheint am andern Morgen wieder ganz weiß.“

„Das iſt ſchön!“ rief Abaſſa, „das heißt die Fehler zwar verweiſen aber doch auch gutmüthig vergeſſen.“

„Wenn du die Verweiſe vergißt,“ verſetzte Fatme, „ſo bekommt der Vogel am Morgen auf einmahl alle die geſtrigen rothen Federn wieder.“

Abaſſa beſtand, der ſanften Warnung ihrer Mutter ungeachtet darauf, daß ihr der Vogel gebracht werde. Sie fühlte zwar eine geheime Furcht; indeſſen ſie hatte ſich einmahl zur Prüfung erbothen, und ihre Eitelkeit erlaubte ihr nicht ihr Wort zurückzunehmen.

„Ich werde ſorgfältig über mich wachen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt; und geſetzt

die rothen Federn machen mich auf meine Fehler aufmerksam, so werde ich dadurch auf die Bahn gebracht, mich immer genauer kennen zu lernen.“

Sie nahm den Vogel, so wie er ankam, in Verwahrung, Wartung und Pflege, und für Freude außer sich eilte sie zu ihrer Mutter, so wie die Dämmerung des Abends eintrat und verkündigte es ihr, daß der Vogel seine rothe Feder heute bekommen habe.

„Wie lange hast du ihn bei dir?“ fragte Fatme lächelnd.

„O schon beinahe zwei Stunden!“ rief Adalia; „ich nahm ihn den Augenblick in meine Verwahrung, so wie er ankam.“

„Erst zwei Stunden!“ sagte Fatme sanft; „und wie mein Kind, wenn in dem Augenblicke das zu große Selbstvertrauen in deine Aufrichtigkeit eine rothe Feder bei dir wirkt hätte? Wenn es nicht wäre, wäre

da

de ich die wunderbare Eigenschaft des Vogels bezweifelte."

Etwas schüchtern bath Abelle ihre Mutter, sie in ihr Gemach zu begleiten, und noch schüchterner trat sie vor den Vogel und — Schaamröthe mit einigen großen Thränentropfen begleitet, überzog ihr Gesicht, als sie eine große rosenrothe Feder erblickte.

„Schließe von dem einen Falle auf alle andre," sagte Zarme, indem sie ihre Tochter zärtlich an ihren Busen drückte; wie du bei dem einen nicht aufrichtig gegen dich selbst warst, so wirst du es in mehrern finden. So lange sich aber bei Wahrnehmung eines noch unerkannten Fehlers deine innre Empfindung auf die gegenwärtige Art in deinem Gesichte abdrückt, so lange hast du noch Hoffnung besser zu werden. Schämst du dich aber deines Fehlers nicht mehr, so wird dich auch kein Wundervogel bessern.

12. Der uneigennützige Großvezier.

Giafar Großvezier des Kalifen Haroun wollte den folgenden Tag sich vermählen und befahl seinem Haushofmeister Masul alles darauf vorzubereiten, schärfte ihm besonders ein eine reichliche Mahlzeit für die Armen, welche er seine Freunde nannte, zuzurichten und jedem der sich zeige ein reichliches Almosen zu reichen.

„Dein Knecht," erwiederte Masul lächelnd, „wird alles mit dem besten Willen thun, wenn du ihm nur die Mittel dazu giebst. Eben wollt' ich dir meine Rechnung ablegen, da unsre Kasse ganz ausgeleert ist."

„Die ganze beträchtliche Summe?" erwiederte Giafar.

„Du

„Du haſt freilich wenig davon genoſſen, mein Gebieter,“ fuhr Maſul fort; „allein lis nur ſelbſt — dieſe groſſe Summe habe ich auf deinen Befehl deinen Verwandten zahlen müſſen — dieſe haben deine Freunde aus der Nähe und Ferne erhalten, und dieſe kleine haſt du für dich verwendet. Willſt du Morgen wirklich dich vermählen, ſo muſt du deine Braut zwiſchen Armuth und Tugend ſehen, zwei Gäſte, welche unverſichtlich noch nie in dem Pallaſte eines Groſsveziers erſchienen ſind.“

„Ich verzeihe dir deine kühne Spöttere i,“ verſetzte Giafar, — „und künftig wollen wir zuſehen, daſs unſer Vorrath länger dauert. Auf Morgen muſt du ſo doch Rath ſchaffen; Morgen kann ich unmöglich ſparen. In dem Pallaſte ſind ſo viele koſtbare Sachen, welche ich nicht brauche: verwandle ſie in Gold.“

„Ich vollziehe unbedingt deine Befehle,“ erwiederte Maſul; „allein alles, was

in diesem Pallaste ist, hat mir der Kalif übergeben und ich muß mit meinem Kopfe dafür haften. Dieser Pallast, sagte er zu mir, als er mir ihn übergab, gleicht einer Karavanserei, deren Geräthschaften man sich nur so lange bedienen darf, als man darinnen herbergt."

„Diese Worte sind golden," antwortete Giafar, „und wenn wir wieder Gold haben, bezahl ich dir hundert Derhem dafür. Für jetzt — kannst du nichts von meinen Gütern erheben? wenigstens unterdessen darauf borgen."

„Du hast deine Güter unter deine zahlreiche Verwandtschaft zum Gebrauch vertheilt," antwortete Masul, „ist das pachtweise geschehen, so will ich sogleich Bothen absenden; allein zu Morgen — ehe die Bothen wieder zurückkommen." —

„Meine Verwandten sollen nicht beunruhigt werden," fiel Giafar ein, „allein eben so wenig kann meine Hochzeit Aufschub

ſchuß leiden. Geh zum Schatzmeiſter, gu-
ter Maſul und laß dir etwas auf mein
künftiges Gehalt anzahlen."

„Du weißt vielleicht nicht," antwor-
tete Maſul, „daß der Kalife ſchon vor
dir einen ſehr ſtrengen Befehl ergehn ließ:
Niemanden etwas vorauszuzahlen, das
mit ſich jeder nach ſeinem Einkommen
richte. Indeſſen wird der Schatzmeiſter
bei dir eine Ausnahme machen, und wenn
der Kalife deine Lage erfährt, wird er ei-
len deine leere Kaſſe zu füllen, daß deine
Freunde nicht mehr ſo leer ausgehen wie
dieſe Tage."

„Das war ſehr weiſe vom Kalifen,"
verſetzte Giafar, „dieſe Verordnung zu ge-
ben und um meinetwillen ſoll ſie nicht
verletzt werden. Daß meine Freunde leer
ausgehen iſt mir hart, indeſſen müſſen ſie
ſich gedulden, bis ich reicher werde. Hoch-
zeit will ich indeſſen doch halten — der
Garten am Pallaſt iſt voller Gemüſe und

guter reifer Früchte; Bräutigam und Braut ſieben ſie; richte damit unſre Tafel aus.“

„So mag ein Derwiſch in ſeiner verborgnen Zelle leben,“ entgegnete Maſul, „aber nicht ein Großvezier, auf welchen ganz Aſien die Augen richtet. Lieber will ich etwas auf Borg aufnehmen, wer darf es mir abſchlagen, wenn ich deinen Nahmen nenne.“

„Eben darum ſoll es nicht geſchehen, Maſul,“ erwiederte Giafar. „Es bleibe bei unſern Früchten; was der Großvezir iſt, kann Aſien gleich viel ſeyn, nicht aber, was er thut. Weiſe mir die Dürftigen ſanft ab, verſprich ihnen zweifach, ſobald ich wieder reicher bin; laß mich milde erſcheinen! Es bleibt bei unſern Früchten! die Nahmen der Gäſte will ich dir ſchriftlich geben.“

„Am Hofe werde ich ſie nicht zu ſuchen haben,“ ſagte Maſul, „da wir ſo nüchtern leben wollen. — Erlaube nur, Herr,

daß

daß ich die den reichen Juden Nabal anmelde: seit diesem Morgen wartet er schon in der Halle."

„Sage ihm," erwiederte Giafar, „er möchte sich wohl bedenken, ehe er vor mir erscheint; wenn das, was er mir vorzubringen hat nicht Stand hält, so möchte es ihn gereuen."

Nabal hatte eine reiche Karavane eingeführt und die Zölle des Kalifen betregen. Nach dem Gesetze hatte Giafar diesen Morgen die ganze Ladung dem Schatze des Kalifen zugesprochen.

Der reiche Israelit trat mit einigen der Aeltesten seines Volks herein; erwähnte aber von dem Vorfall keine Silbe, sondern dankte Giafar im Nahmen seines Volks, als dessen Abgesandter, für seine großmüthigen Gesinnungen gegen dasselbe in prunkvollen Worten, stellte ein Kästchen mit Juwelen auf den Tisch, fügte hinzu, daß ein mit Gold beladnes Thier vor dem Thore

re des Pallasts halte, und bath, daß er das Ueberbrachte als einen Beweis der Dankbarkeit annehmen möge, daß er die Juden schätze und ihren Armen eben so großmüthig Almosen spende, wie dem Muselmanne.

Eine starke Röthe färbte Giafars Wangen und Masul war außer sich für Freude über den glücklichen Zufall zu so gelegener Zeit.

„Daß ich den Armen deines Volkes wohl will," sagte Giafar nach einer kleinen nachdenkenden Pause, welche er nöthig gehabt hatte seinen Unwillen zu unterdrücken, „will ich dir beweisen. Die schlechte That, welche du beabsichtest, soll in eine gute übergehen; und deßwegen bloß, untersuche ich deine Absicht nicht genauer und strenger. — Masul, rufe einen Kadi herein!"

Der Kadi kam.

„Freund," sagte Giafar zu ihm, „hier habe

habe ich ein Geſchäft für dich, welches der wahre Muſelmann für das angenehmſte hält, und wofür du mir danken wirſt. Dieſer Jude, welchen du kennen wirſt — wer kennt den reichen Nabal nicht! — bringt mir dieſes Käſtchen mit Juwelen und wie er ſagt ein Thier mit Gold beladen, welches vor der Thüre ſteht: dieß bringt er mir, wie er ſagt, im Nahmen ſeiner Brüder, weil ich kein Feind ſeines Volkes ſey. Nun ſind die Menſchen ſeines Volks mir Menſchen, welche des Schutzes mehr bedürfen, als der Muſelmann, welchen das Schickſal zu ihrem Herrn gemacht hat. Nimm alſo den Betrag dieſes Schatzes und das Gold, womit das Thier beladen iſt, und theile alles in drei gleiche Theile. Mit dem einen begieb dich in die Synagoge der Juden, laß ihre Vorſteher rufen und dieſe die Armen ihres Volks verſammeln, und vertheile ihn im Nahmen Nabals unter ſie. Den zweiten Theil laß

unter

unter die Dürftigen unſers Volks in Nasbals Nahmen vertheilen; vielleicht, daß dieſe Gabe ſie milder gegen jene denken lehrt, und den dritten gieb den armen Chriſten, frei oder Sklave, und zwar in deinem Nahmen, damit auch du Gewinn und Dank einerndteſt."

Der Kadi entfernte ſich den Befehl zu vollſtrecken, der Jude folgte ihm beſchämt und traurig nach — und Maſul konnte es kaum vor Ungeduld und Unwillen erwarten bis ſie fort waren.

„Wir haben keinen Derhem mehr!" ſagte er, „Morgen Hochzeit; und du wirfſt hier einen Schatz weg, der uns auf einmahl in Ueberfluß verſetzen konnte."

„Sey nicht böſe, Maſul," erwiederte Giafar vergnügt; „nun wird mir erſt die Mahlzeit bei der Hochzeit ſchmecken; ich ſpeiſe nun Morgen mit Tauſenden und der Gedanke ihrer unerwarteten Freude, die Stillung ihrer Noth, macht mich reicher, und

und glücklicher, als alle Schätze Indiens. Sieh so reich sind wir durch Zufall plötzlich geworden."

„Reich? wie?" fragte Masul. —

„Freilich reich," fiel Giafar ein; „du weißt nicht, wie reich, frei und glücklich das Geben macht und wie traurig, abhängig und klein das Nehmen. Darum pries der Prophet seinen Schülern dieses Mittel freudig zu seyn, so oft und so nachdrücklich an."

13. Firnaz und Mirvan.

In dem frühern Zeitalter der Welt, als der Mensch noch keine andere Verpflichtung kannte, als die der Natur; als noch kein Thron auf den Trümmern der Freiheit errichtet war und Usurpation und Gewalt noch

noch keinen Nacken unter sich gebeugt hatte; als die Erde ihren Bewohnern eine gesunde und harmlose Nahrung im Ueberfluß ihrer Fruchtbarkeit reichte und ihnen zugleich Sicherheit und Zufriedenheit gewährte — in jener glücklichen Zeit lebte Mirvan an der Küste des Caspischen Meeres in einem Ueberflusse, der allen seinen Bedürfnissen nichts zu wünschen übrig ließ, und in einer Gegend, die alles enthielt, was das Auge reizen konnte, und — hätte ruhig und zufrieden leben können; allein er war nur reich aber nicht glücklich. Die Weisheit bedarf des Ueberflusses nicht, um den Menschen glücklich zu machen. Er war mit aller Sorgfalt erzogen worden; allein bald ließ er sich von seinem natürlichen Feuer hinreißen, übersah die ganze Seegensfülle, die ihn umgab, spannte seine Wünsche selbst über die Grenzen der Natur, und alles, womit ihn das Glück ausgestattet hatte war ihm ekelhafte Einförmigkeit

migkeit. Wie ſollte dem Uebel abgeholfen werden, das unheilbar ſchien? —

Als er ſich eines Tages durch das Labyrinth ſeiner Wünſche hindurch gewunden hatte, ſchlief er vor Abmattung unvermerkt ein. Firnaz der König der Genieen hatte Mitleiden mit ſeiner unglücklichen Lage und beſchloß einen Verſuch zu machen ihn von ſeiner Täuſchung zu heilen, indem er ihm durch einen lebhaften Traum die Wahrheit vor Augen ſtellte, die er wachend zu verachten ſchien.

Mirvan glaubte ſich auf dem Gipfel eines Berges; er lehnte ſich an den Stamm einer ſchattigen Zeder und überſah mit einem Blick dieſe Beſitzung ſeiner Vorfahren unter ſich im Thale. Allein anſtatt ſich über ſeinen Ueberfluß zu freuen, brach er in laute Klagen der Unzufriedenheit aus. Von tauſend ſich durchkreuzenden Begierden ergriffen, ſprang er auf und gieng unruhig vorwärts, als er plötzlich über einen Lichtſchein

schein erschrack, der ihm übernatürlich schien. Sein Erstaunen vermehrte sich, da er eine Wolke erblickte, die alle Farben des Regenbogens in sich vereinigte. Firnaz der König der Genieen erschien in derselben; er trat vor den unzufriedenen Jüngling und redete ihn folgender Gestalt an:

„Sohn des Staubes, ich habe deine Unzufriedenheit wahrgenommen, eröfne mir die Ursache, vielleicht, daß sie sich heben läßt."

Durch die milde Anrede aufgemuntert, erwiederte Mirvan: „die traurige Einförmigkeit meines Zustandes ist mir unerträglich; der Morgen ist in nichts vom Abend verschieden, und heute ist wie gestern; mein ganzes Leben ist bloß ein durch ermüdende Wiederholung verlängerter Augenblick. Thal und Wald haben in meinen Augen ihre Schönheit verlohren. Selbst die Reize der schönen Thirza machen keinen Ein-

Eindruck auf mich mehr, seitdem sie mich mit ihrer Liebe beglückt hat". —

„Wohlwollender Genius," fuhr er fort, „deine Blicke verrathen Mitleiden mit mir: verwandle die Gegend, die wir hier vor uns sehen, daß sie jener gleiche, welche die Wesen über den Sternen bewohnen. Laß sie im Kleinen alle die Schönheiten enthalten, welche in der ganzen Schöpfung zerstreut sind, daß alle meine Sinne befriedigt werden und meine Seele alles Vergnügen genießt, wovon die Einbildungskraft sich eine Vorstellung machen kann."

Er wünschte dieß und der nachsichtige Genius gewährte ihm auch in dem Augenblicke seine überspannte Bitte. Die ganze Oberfläche der Natur verschönerte sich nun endlich mehr, als sie die kühnste Dichterphantasie je geschildert hat. Veilchen und Amaranthen entsprossten unter ihren Füßen. Der Westwind verbreitete die Wohlgerüche der entzückenden Landschaft von allen Seiten,

ten, und alles was den Sinnen schmeicheln und sie befriedigen konnte, zeigte sich überall im Ueberfluß. Mirvan lebte wieder auf. Er befand sich in einer Laube von Immergrün auf einem Bette von Rosen. Außer sich vor Vergnügen stand er auf und gieng mit schnellen Schritten über die herrliche Pläne. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Schönheiten machte ihn unentschlossen und zweifelhaft, was er vorziehen sollte. Die saftige Ananas, die geschmackvolle Lotos reizten wechselsweise Hand und Auge. Harmonische Gesänge der Waldbewohner vergnügten seine Ohren. Gleich einem müden Wanderer, der endlich das Ziel seiner Bestimmung erreicht hat, schien unser junge Unzufriedene am Ziel aller seiner Wünsche. Nicht lange hatte er unter diesen idealischen Schönheiten verweilt, als er sieben Nymphen entdeckte, deren Blicke auf ihn gerichtet waren. Jede ihrer Bewegungen verrieth un-

aus-

aussprechliche Annehmlichkeit und jeder ihrer Blicke vermehrte sein Vergnügen. Er war bezaubert von ihrer Schönheit, und gegen sie verlohren alle Reize der herrlichen Gegend. Die Nymphen schienen den Eindruck zu bemerken, den sie auf ihn machten und flohen schamhaft in's dickeste Gebüsch in der Zuversicht, daß er ihnen nachfolgen würde.

So glücklich und beseeligt sah er anfangs seinem Entzücken kein Ende. Aber kaum waren acht Tage verflossen, so verlängerten sich ihm schon die Minuten und neue Wünsche unterbrachen seine Glückseligkeit. Die unaufhörlichen Gesänge der gefiederten Waldbewohner ermüdeten seine Ohren und die ununterbrochnen Schönheiten seine Augen. Sein Geist fand durch nichts mehr Gelegenheit sich zu entwickeln; er versank in Stumpfheit und Trägheit.

„Ich verachte ein Leben," rief er, „wo ich nichts als Weichlichkeit und Ruhe fin-

de, wo mich keine Abwechselung unterhält und keine Gefahr mich anstrengt. O möchte Firnaz noch einmahl meine Bitte erhören! Ich kann unmöglich mein Leben bloß dem Vergnügen aufopfern! Ich würde um etwas bitten, was mir mehr Vergnügen gewähren würde; ich würde ihn um die Oberherrschaft über das ganze unabsehbare Land, welches vor mir liegt bitten, um mit unumschränkter Gewalt über ein großes Volk zu herrschen."

Kaum hatte er dieses Selbstgespräch gehalten, so ward er von einer unsichtbaren Gewalt aufgehoben und durch die Luft getragen. Er erblickte ein Land dessen Grenzen er nicht übersehen konnte; Zedernwälder welche die Wolken zu erreichen schienen; große Flüsse die das Land durchwässerten und eine allgemeine Verbindung beförderten, prächtige Städte und Dörfer ohne Zahl. —

„Alles

„Alles was du siehst," sagte sein Führer, „ist dein!"

Mirvan sank mit freudigem Herzen zur Erde nieder dem gefälligen Genius für sein Wohlwollen zu danken, und kaum hatte er ihm seine Ehrfurcht bezeigt, so erblickte er sich von weisen Greisen und Kriegshelden umgeben, die ihn, eh' er sich noch von seinem Erstaunen erholen konnte, zum Könige wählten, sein Haupt mit dem Diadem schmückten und seine Thronbesteigung durch Trompetenschall dem Volke verkündigen liessen. Das Volk drängte herbei die Stafel seines Thrones zu küssen, und Kameele mit Schätzen Indiens und kostbaren Spezereien von den benachbarten Inseln beladen, langten in zahlloser Menge an.

Der kriegerische Schall der Trompeten, das Wiehern der Streitrosse war seinen Ohren ein angenehmer Ton. Sein Herz dürstete nach Sieg und Eroberung; und da ein Monarch leicht Feinde findet, wenn

er sie wünscht, so zog er bald mit Heeres-
macht zum Kriege aus, griff die Feinde an
und besiegte sie. Der glückliche Erfolg ver-
stärkte seinen Durst: eine Eroberung reih-
te nach mehrern. Er eilte von Siegen zu
Siegen bis er sich alle seine Nachbarn
zinsbar gemacht oder ihr Land verheert
hatte, und den bekannten Europäischen
Eroberern gleich, wünschte er neue Welten,
um sie zu besiegen. Allein der Zeitpunkt
näherte sich, daß seine Eitelkeit gedemü-
thigt werden sollte. Ein entfernter Staat
bemerkte mit neidischen Augen seine Fort-
schritte auf Kosten der Freiheit anderer und
fing an für seine eignen Besitzungen Sorge
zu tragen. Die Liebe zur Freiheit beseelte
die Einwohner mit Muth und Kraft. Sie
griffen den Feind der Menschheit mit un-
widerstehlicher Gewalt an: das Heer von
Sklaven fiel zu tausenden, und der un-
überwindliche Held lernte wahrnehmen, daß
er ein bloßer Mensch sey. Er suchte sein

Heil

Heil in der Flucht, gerieth in einen Wald und ward, verlassen von Höflingen und Schmeichlern, ein Raub der Ermattung, des Hungers und seines belasteten Gewissens. Nach einer langen ermattenden Reise gelagte er auf eine Plane, die mit einem hohen Gebirge umgeben war. Er legte sich an Ufer eines krystallhellen Flusses, der im nächsten Gebirge entsprang, um auszuruhen. Tausend Leidenschaften durchkreuzten sich in seiner Seele in schrecklicher Verwirrung.

„Ich Unglücklicher," rief er dann, „zu welchen mannigfaltigen Leiden bin ich geboren! Bin ich erschaffen um jedes Glück, das mich anlächelt zu überleben? Der arme Landmann, der von Wurzeln und Wasser lebt, der unstäte Wilde, der sich eine nothdürftige Mahlzeit erjagt, lebt glücklicher als ich. Doch was kann mich nöthigen mein Unglück zu überleben?

Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich in den Fluß, um ein unglückliches Leben, das ihm zur Laſt war, zu endigen; die vermeintliche Kälte des Waſſers verurſachte ihm eine heftige Erſchütterung und — er erwachte: ein blickte Thirza, ſein Lieblingsweib, ſchön wie der Morgen, an ſeiner Seite, und hörte ſeine Sklaven im Vorzimmer, die auf ſeine Befehle warteten. —

Er überzeugte ſich, daß ſeine Bedürfniſſe eingebildet und alles, was er beſaß wirklich war, und genoß alle Wohlthaten, die ihm durch die Milde des Schickſals zu Theil worden waren, mit Dankbarkeit und mehrerer Wohlwollenheit gegen andre als vorher, ohne je wieder unzufrieden zu murren.

---

14. Der Sieg der Wahrheit.

Der Tatar-Chan Togaltimur hörte von einem Mann in seinem Lande, der nie eine Unwahrheit rede.

„Man bringe ihn zu mir," sagte er, „und verhält es sich so wie man sagt, so will ich ihn hochehren und ihn als die kostbarste Perle an meinem Halse betrachten."

Die Hofleute lächelten und gehorchten; man berief den Mann nach Hofe, und Togaltimur erhob ihn zu seinem Oberstallmeister, und behandelte ihn als seinen Freund.

Ein so schnelles Glück erregte Neid; bei jeder Gelegenheit suchte man die Wahrhaftigkeit des neuen Hofmannes in Zweifel zu ziehen und verdächtig zu machen, und verwickelte ihn in tausend Angelegenheiten

um den Argwohn des Chans erge zu machen, weil man dann gewonnenes Spiel zu haben glaubte. Indessen alle geheimen und öffentlichen Bemühungen hatten den gegenseitigen Erfolg; der Chan fand seinen Oberkammerer überall bewährt, und dessen Neider hatten noch den Verdruß, daß er ihm den Nahmen Saddyk (der Wahrredende) beilegte, und dadurch vor allen auszeichnete.

Am meisten aber nahm sich der Vezier Tangriberti Saddyk's Erhöhung zu Herzen. Er hatte bisher das unumschränkte Vertrauen des Fürsten genossen, alles hatte von seinem Wink und Willen abgehangen, und nun auf einmahl sah er sich durch einen ganz gewöhnlichen Mann zurück gesetzt und mußte besorgen, wohl gar am Ende auf alle seine bisherige Gewalt Verzicht zu thun. Er grämte sich darüber so sehr, daß er einige Tage nicht aß, die Nächte schlaflos und unruhig zubrachte, und

und ſich ſo abſetzte, daß er einem Todten ähnlicher ſah als einem Lebenden.

Da trat endlich ſeine Tochter Hofchem dan vor ihn und ſagte: „verzeih mein Herr und Vater, daß ein mitleidiges Herz von ſeiner Klugheit und Erfahrung abborgt? Ich ſehe, ein geheimer Kummer nagt an deinem Herzen; hat deine Tochter Gnade funden vor deinen Augen, ſo laß mich Theil nehmen an dem Kummer deiner Seele, ob ich vielleicht fähig bin ihn zu mildern?“

Der Vezier erhohlte und ſah ſeine Tochter betrübt an. „Meinen Kummer mildern?“ ſagte er „Armes Mädchen! dein Vater ſteht auf dem Punkte von ſeiner Höhe herabgeſtürzt zu werden! hat der undankbare Tagelöhner mir nicht ſein Vertrauen entzogen und einem gemeinen Sklaven, der vor kurzem noch auf meinen Befehl den Staub von meinen Füßen küſſen mußte, zugewandt? O daß ich ihn ſo gering achtete!

daß

daß ihn nicht der Hauch meines Mundes verzehrte, eh' er mir das Vertrauen des Fürsten stehlen konnte!"

„Ist es nicht mehr, als das?" erwiederte Hoschendan lächelnd.

„Und ist das nicht alles?" versetzte der Vezier zornig; „wie bald wird aller Glanz, der mich umgiebt verlöschen wie eine Lampe, der Oehl gebricht? Herabgestoßen in Niedrigkeit und Armuth, werd' ich der Spott meiner Feinde seyn!" —

„Saddyk ist Oberstallmeister?" fragte Hoschendan.

„Und wird nächstens Großvezier seyn!" fiel ihr Tangribirdi in's Wort.

„Das soll er nicht!" entgegnete Hoschendan, „wenn mein Herr und Vater alles gut heißen will, was ich nur irgend zu unternehmen für gut finden werde, ihn vor des Königs Augen zu Schanden zu machen."

„Ich

„Ich würde dich nicht für meine Tochter, für meinen Schutzengel würde ich dich halten!“ rief der Vezier mit lebhafter Freude, die sich aber auch in dem nehmlichen Augenblicke wieder in Betrübniß verwandelte, da sich ihm das Unternehmen seiner Tochter lebendig vor Augen stellte, und traurig seufzend setzte er hinzu: „O wie wolltest du das vermögen!“ —

„Dieß sey meine Sorge,“ versetzte Hoschendan zuversichtlich; „sobald du nur deiner Tochter unumschränkte Erlaubniß ertheilst, so verspreche ich dir, seine Wahrhaftigkeit soll keinen Augenblick länger vor dem Könige bestehen!“

„Ich überlasse dir alles, meine Tochter,“ rief Tangribirdi „und fordre alles, wenn dir dein Anschlag gelingt!“

Hoschendan begab sich sogleich in ihr Zimmer, rief ihre Sklavinnen, ließ sich in's Bad führen, legte sodann ihre prächtigsten Kleider an und both alle Kunst auf, ihrer

ihrer Schönheit den höchsten Grad der Vollkommenheit zu geben. Mit Anbruch der Nacht ließ sie sich von ihren Sklavinnen vor Saddyks Wohnung führen und schickte sie darauf wieder zurück. Sie klopfte an die Thure und verlangte den Oberstallmeister zu sprechen, und ward ohne Umstände vorgelassen.

Saddyk erstaunte über den unbekannten Besuch, da er die Pracht der Kleidung und den Glanz der Diamanten wahrnahm, der ihm die Augen blendete. Hoschendan näherte ihm stillschweigend, setzte sich neben ihn auf's Polster und hub dann mit bebender Stimme an:

„Saddyk, ein unglückliches Mädchen setzt Pflicht, Ehre und Gewissen aus den Augen, um sich für den höchsten Preis, Ruhe und Zufriedenheit des Lebens zu erkaufen, oder ihr Leben zu deinen Füßen auszuhauchen.“ —

Bei diesen Worten warf sie den Schleier zurück und war im Begriff vor ihm niederzusinken. Saddyk fieng sie auf und ward von ihrer blendenden Schönheit so bezaubert, daß ihm ganz schwindlich wurde und der Gebrauch der Sinne verging. Hoschendam triumphirte in ihrem Herzen, daß sie sich von der Gewalt ihrer Schönheit nicht zu viel versprochen hatte; sie sank an seinen Busen, seufzte, bemühete sich Thränen zu erpressen und erwies ihm jede Liebkosung, um das Feuer, das sie in sein Herz geworfen zur lodernden Flamme anzufachen.

„Wer bist du?“ rief endlich Saddyk außer sich, „ein Engel des Paradieses oder ein Gebild der Zauberei?“

„Ein armes irrdisches Mädchen bin ich,“ erwiederte Hoschendam zärtlich, das aus Liebe zu dir, die Finsterniß der Nacht nicht scheute, und sich zu dir stahl, um von

dir

„dir eine Gnade zu erflehen, von welcher meine Ruhe — mein Leben abhängt!“

„O meine Königin! Licht meines Lebens!“ rief Saddyk entzückt, „gebiethe über mein Leben! meine Liebe zu dir vermag alles!“

„Ach!“ seufzete Hoschendam, „ich fürchte eine Fehlbitte zu thun und doch — „umarme ihn und überschütte ihn mit den feurigsten Küssen, „meine feurigste Liebe soll dich dafür belohnen, wenn du meine Bitte mir gewährst!“

„Warum sieht mir nicht die ganze Welt zu Gebothe!“ rief Saddyk und sog von ihren Zauberlippen das Gift der Liebe immer stärker ein.

Hoschendam blieb zurückhaltend, bis sie glaubte, daß seine Leidenschaft die höchste Anspannung erreicht hatte.

„Schlachte,“ sagte sie endlich unter den feurigsten Küssen, „das fetteste Pferd des Königs, laß uns von Herz und Leber

ein

ein leckeres Mahl halten, und fordre alles was deine Liebe gelten und nehmen kann.“

Saddyk erschrack. „Nicht meines Lebens! Abglanz der Sonne,“ rief er, fordre mein Leben und willig will ich es dir aufopfern; nichts von allem, was ich besitze ist mir zu theuer mir deine Liebe zu erwerben, als kein — — “

„Eine Kleinigkeit willst du mir verlangen?“ erwiderte Hoscheam betroffen; „achtest du es für so gering, daß ich die Wachsamkeit meiner Eltern hintergieng? daß ich — “

„Fordre alles, du köstliche Perle!“ rief Saddyk und drückte sie an seinen Busen, „und ich bin bereit! nur laß ab, was nicht mein Eigenthum ist. Der mächtige Tegelith nur hat tausend Pferde, und es ist wahr, ein Pferd ist dagegen eine Kleinigkeit; als kein ich habe bis jetzt mein Gewissen unbescholten erhalten — und bleibt eine Treulosigkeit nicht unter allen Umständen Treulo-

losigkeit? Wär' es nicht die schreiendste Undankbarkeit, wenn ich die Gnade des Chans, daß er mich aus dem Staube erhob, auf diese Weise vergelten wollte? Laß ab von deinem Verlangen, du Abglanz der Sonne, ich will morgen meinen Sklaven Befehl geben, das feisteste Pferd im ganzen Reiche aufzutreiben, und kost' es mein ganzes Vermögen, nur laß mich nicht treulos an meinem größten Wohlthäter handeln. Was würdest du auch gewinnen? Heute deine Lüsternheit stillen und morgen vielleicht schon meinen blutenden Kopf zur Schau ausgestellt sehen, wie der gerechte Togaltimur Treulosigkeit und Ungerechtigkeit bestraft?" —

Hoschendan wand sich aus seinen Armen, verhüllte ihr Gesicht und weinte.

„Die Schaam überleb' ich nicht," rief sie dann in einem verzweifelnden Tone, „daß ich die Schwäche meines Herzens einem gefühllosen Manne entdeckte, der ihrer spottet!

spottet! Wie kannst du im Ernst befürchten wollen, daß Togaltimur sich um ein Pferd weiter bekümmern werde, von dem du sagst: es sey plötzlich erkrankt, weswegen du es sogleich abgeschlachtet, um eine Ansteckung unter den übrigen zu verhindern. Wie viel Menschen hat der Vezier aus dem Reiche der Lebendigen vertilgt, ohne daß ich von einem nur gehört hätte, Togaltimur habe ihn vermißt, habe Erkundigung von ihm eingezogen. Oder weiß ich es nicht, daß der Chan deiner Wahrhaftigkeit wegen, dir den Nahmen Saddyk beilegte? Gesetzt nun es sey wider alles Vermuthen, daß er ein Pferd eher vermißte als eine Menge Menschen, wird er deinen Worten nicht unbeschränkten Glauben beimessen, da er einmahl so sehr überzeugt ist, daß kein unwahres Wort aus deinem Munde geht?" —

Saddyk umarmte Hoschendan und sank mit seinem glühenden Gesichte auf ihren wallenden Busen.

„Hier darf nur der Liebling meines Herzens ruhen!“ sagte Hoschendan, indem sie ihn sanft entfernen wollte.

Allein Saddyk klammerte sich fest an; er erlag seiner Leidenschaft, gab den Liebkosungen der verführerischen Zauberin nach und führte sie in den königlichen Marstall.

Hoschendan setzte ihrer Dankbarkeit keine Grenzen, um ihn ganz zu bestricken.

„Nun wirst du mir auch die Wahl überlassen,“ sagte sie unter den zärtlichsten Liebkosungen, „und mir dadurch deine heiße Liebe unwidersprechlich beweisen!“ —

Ihre Wahl war nicht schwer; sie bemerkte des Königs Lieblingspferd von allen abgesondert stehen und bei ihrer bösen Absicht läßt es sich erwarten, daß dieses ihre Wahl traf.

„Diese

„Diese Prüfung ist zu hart!“ rief Saddyk; „wähle jedes andre, unvergleichliches Licht meines Lebens, und ich bin bereit deinem Verlangen sogleich Genüge zu leisten.“—

„Die Prüfung ist hart, ich gesteh' es ein, erwiederte Hoschendan; „allein kannst du es mir verargen, da es dir so schwer fiel, dich zu entschließen mir meine Bitte zu gewähren, daß ich nun um so mehr auf meiner Wahl beharre, um mich von deiner Liebe zu überzeugen? — Oder ist etwa das Opfer geringer, das ich dir aus freiwilligem Herzen bringe?“

Saddyk kämpfte und verschwendete alle seine Beredsamkeit, Liebkosungen, Bitten und Flehen vergeblich, und doch war er auch zu schwach dem Eigensinne der boshaften Buhlerin zu widerstehen, die immer frisches Oel in das Feuer seiner Leidenschaft zu gießen wußte. In einer Art von Verrücktheit schnitt er dem Pferde die Kehle ab, öfnete es, nahm Herz und Leber her-

aus, kehrte unter den feurigsten Liebkosungen Hoschendars auf sein Zimmer zurück, ließ ihr das Leckermahl bereiten und vergaß in ihren Armen, von Lieb' und Wollust berauscht, sich selbst und sein Vergehen.

Erst mit Anbruch des Morgens kehrte Hoschendar zurück und triumphirend trat sie vor ihres Vaters Bette, und erzählte ihm die ganze Begebenheit.

„O des wohrhaftigen Mannes!“ setzte sie spottend hinzu, „der nicht einmahl seine Leidenschaft im Zaum halten kann! Nun laß sehen, ob er auch nun dem Chan die Wahrheit sagen, und welchen Vortheil mein Vater von dieser Nachricht zu ziehen wissen wird?“

Der Vezier umarmte seine Tochter, hieng ihr eine prächtige goldne Kette um den Hals und versprach ihr alle mögliche Erkenntlichkeit für ihre entschloßne That, von welcher er sich die schimmsten Folgen für seinen Feind versprach; und sobald es

Tag

Tag war, eilte er zum Chan, warf ſich vor ihm nieder und ſagte in einem entrüſteten Tone:

„Mächtiger Beherrſcher eines unermeßlichen Reichs! wirſt du dulden, daß man deine Milde mißbraucht und deine Gnade mit dem ſchwärzeſten Undank belohnt? Aus dem Staube erhobſt du den Oberſtallmeiſter und ſchenkteſt ihm dein unbegränztes Vertrauen; und aus Dankbarkeit ſchlachtet er dein Lieblingspferd um eine lüſterne Buhlerin mit Herz und Leber zu bewirthen! Was kannſt du von einem Manne erwarten, der ſeinen Begierden ſo wenig Schranken ſetzen kann, daß er ſogar den Liebling ſeines Herrn aufzuopfern kein Bedenken trägt?“

Wohlweislich verſchwieg es Tangribirdi, daß ſeine Tochter das Werkzeug ſeiner ſchadenfrohen Rache geweſen war, und gab vor, man habe das Weibsbild eingezogen, weil man ſie wegen einer koſtbaren goldnen

Kette um den Hals der Dieberei verdächtig gehalten, welches ſie aber durch Erzählung des faſt unglaublichen Vorgangs von ſich abgelehnt habe.

Der Chan hörte ſeinem Vezier ſehr aufmerkſam zu und gab darauf Befehl den Oberſtallmeiſter zu rufen.

Mitlerweile hatte ſich Saddyk von dem Rauſche der Leidenſchaft erhohlt, und ſein Vergehen ſtellte ſich ihm jezt in der fürchterlichſten Geſtalt vor Augen. Zu ſpät verwünſchte er nun die verführeriſchen Reize des Weibes, das ihn hingeriſſen hatte; zu ſpät ſeine Leidenſchaft, die ihn zum treuloſen Verbrecher an ſeinem Wohlthäter gemacht hatte. Voll Unruhe und Kummer war er unentſchloſſen, was er thun ſollte; er ſah Strafe und Tod vor Augen, welche Ausflucht ſich ihm auch anboth, er mochte der Wahrheit treu bleiben oder durch Unwahrheit die That verbergen wollen.

Mitten in dem verzweiflungsvollen Kampfe langte der Bothe des Chans an. Er suchte sich zu ermannen; allein, die Unruhe über eine böse That verheimlichen, dazu gehört Fertigkeit im Bösen; er trat mit schwankenden Knien vor den Chan und erwartete seine Befehle.

„Ich werde auf die Jagd gehen," sagte Togaltimur gütig, „laß mir mein schwarzes Pferd satteln!"

Da fiel Saddyk auf sein Angesicht und rief: Herr, ich bin nicht werth aller Gnade, die du mir erwiesen hast!" — und hierauf erzählte er alles, was sich zugetragen, wie sehr er gekämpft habe und wie er endlich doch dem unwiderstehlichen Zauber der Schönheit habe unterliegen müssen.

„Und du wagst es vor mir zu erscheinen?" erwiederte Togaltimur, „und es mir selbst zu erzählen, daß du meine Gnade der Gunst eines frechen Weibes aufgeopfert hast?"

„Ich konnte deinen gerechten Zorn voraus sehen," erwiederte Saddyk, „und dennoch erlag ich dem Reitze unvergleichlicher Schönheit. Ich bekenne mein Verbrechen, ich bleibe der Wahrheit treu und verachte jede Ausflucht, die mich entschuldigen könnte."

Togaltimur wandte sich darauf an den Vezier und fragte ihn, was Saddyk für eine Strafe verdient habe? Der Vezier trug Bedenken seine Meinung zu sagen, so sehr er sich im Herzen freute, seinen Feind auf diese Art gewissermaßen in seiner Gewalt zu haben; wie aber der Chan wiederholt befahl, so erwiederte er in tiefster Demuth:

Der Ewige verleihe dir langes Leben und mache alle deine Feinde zu Schanden! Wer sich an deinem Eigenthum vergreift, vergreift sich an dir selbst! Unsere Gesetze haben für alle Verbrechen angemeßne Strafe; aber die Strafe für ein Verbrechen der

beleidigten Majestät haben sie dem unumschränkten Herrscher selbst überlassen. Unsere Geschichte enthält indessen Beispiele. Der Oberjägermeister deines glorwürdigen Vorfahren schlug seinen Lieblingsfalken und ward an gemäßigtem Feuer zu Tode gebraten." —

„Spare deine Geschichtskunde bis auf eine andre Zeit," unterbrach ihn der Chan, „wenn ich mehr Lust dazu haben werde. Hier ist eigentlich die Rede von der menschlichen Schwachheit wozu weibliche Schönheit verleitet. Saddak, ich würde dir auch kein geringes Vergehen verzeihen, das aus einem bösen Herzen herrührte; allein Weiber-Schönheit macht durch seinen allmächtigen Zauber weise Männer zu Thoren und nur aus Thorheit wareſt du pflichtvergessen. Ich verzeihe dir deine Schwachheit und bewundre deine Wahrheitsliebe so sehr, daß ich jene vergessen und diese ehren will!"

Hier-

Hierauf ließ Togaltimur ein Ehrenkleid bringen und es dem erstaunten Saddyk, der nicht wußte, ob er wache oder träume, anlegen.

Tangribirdi eilte voll Verdruß über seine mißlungene Absicht nach Hause, mißhandelte Hoschendan, die voll Neubegierde ihn erwartete, und grämte sich zu Tode. Und Togaltimur erhob Saddyk zu seinem Großvezier.

15. Das Vertrauen auf die Vorsehung.

Ein Derwisch, welchen sein Weg durch einen Wald führte, stellte darüber seine Betrachtungen an, wie wunderbar Gott die Natur

Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit ausgestattet habe.

Auf einmahl machte ihn ein Falke aufmerksam, der auf einem Neste sehr geschäftig war, und bei näherer Untersuchung bemerkte er, daß der Falke ein Stück Fleisch zerzupfte und einen jungen noch ganz nackenden Raben fütterte.

„Wunderbare Vorsehung!“ rief der Derwisch voll Erstaunen,“ du verlässest auch diejenigen nicht, die ganz unvermögend sind, sich ihre Nahrung zu verschaffen! Du lässest allen Kreaturen, sie mögen in freundlicher Gemeinschaft oder in beständiger Feindseligkeit gegen einander leben, ihren Unterhalt finden und erhalten. Deine unerschöpfliche milde Freigebigkeit bereitet dem großen Adler auf dem Caucasus seinen Tisch — — Thor, der ich bin! von einer nie zu befriedigenden Ungenügsamkeit gequält habe ich bisher, bloß um meiner Nahrung wegen, Meere durchkreuzt

kreuzt und mich aus einem Winkel der Erde in den andern getrieben! — Muß ich erst durch dieses Beispiel belehret werden, daß ich in jedem kleinen Winkel erhalten kann, was ich durch so viele Mühe und Anstrengung in der Ferne suchte."

Der Derwisch wählte sogleich einen einsamen und abgelegenen Ort und beschloß hier ruhig sein Schicksal abzuwarten. Es vergingen drei Tage und drei Nächte, und Niemand wollte erscheinen, der ihm etwas zu seiner Nahrung angebothen hätte.

Sein Vertrauen auf die Vorsehung fieng an zu wanken. „Sollt' ich geringer seyn als ein junger Rabe!" sagte er seufzend.

„Thor!" ließ sich eine Stimme hören, „wie verkehrt denkst du von der Vorsehung! Jede Wirkung hat ihre Ursache und ihre Folgen. Grenzenlos ist die Vorsehung, aber eben so grenzenlos die göttliche Weisheit; sie unterstützt den Menschen mit unverhofften

lichen Mitteln seine Bedürfnisse zu befriedigen; bediene dich der Mittel auf eine weise Art und da wird ihre Wirkung erfahren. Willst du von jenen Thieren etwas nachahmen, so ahme dem Falken nach: es ist beseligender andre ernähren als sich ernähren lassen.

16. Der Magus Schachabeddin, oder Beweis der Möglichkeit der Wunder.

Ein junger Sultan in Egypten versammelte die Weisen und Gelehrten seines Landes in seinem Pallaste, um von ihnen Weisheit und Gelehrsamkeit zu lernen und seine Kenntnisse zu erweitern. Unter andern ward des großen Wunders erwähnt: daß der

der Engel Gabriel den großen Propheten Mahomet aus seinem Bette gehohlt, und ihm das Paradies, die sieben Himmel und die Hölle gezeigt habe, daß Mahomet neunzig tausend Unterredungen mit Gott gehalten und dann von dem Engel wieder zurückgebracht worden sey; und daß alles in so kurzer Zeit geschehen sey, daß Mahomet bei seiner Wiederkunft sein Bette noch eben so warm als er es verlassen gefunden, und daß er einen Wassertopf, welchen er umstieß, als ihn der Engel abholte, noch aufgehoben habe, eh' alles Wasser ausgelaufen war.

Der Sultan bezweifelte dieß Wunder. „Jeder Himmel," sagte er, „soll nach einer Lehre von dem andern so weit entfernt seyn, daß ein Reisender fünf hundert Jahre zu reisen haben würde, und jeder Himmel soll eben so dick seyn, als weit er von dem andern entfernt ist: wie kann es nun möglich seyn, daß Mahomet in so kurzer

Zeit

Zeit durch alle diese Himmel gelangt seyn, wie möglich, daß er so viele Unterredungen mit Gott gehalten haben kann? Entweder eure Lehre von den sieben Himmeln ist ungegründet oder das ganze Wunder ist ein leeres Mährchen. Stoßt einen Topf mit Wasser um und setzt zu wieviel ihr noch drinnen haben werdet, wenn ihr ihn auch in dem nehmlichen Augenblicke wieder aufhebt!"

Die Gelehrten geben zu, daß alles das freilich nicht natürlicher Weise hätte geschehen können; allein dann würde es auch kein Wunder seyn, und bei Gott sey nichts unmöglich.

Darum wollte sich aber der Sultan eben so wenig begnügen, als an allen andern Beweisen, die jeder für dieses und andere Wunder anführete, und die Versammlung trennte sich, ohne ihn mit allem Aufwande der Gelehrsamkeit eines andern überzeugen zu können.

Dieſer Verſammlung hatte der berühmte Magus Schachabeddin nicht beigewohnt; er erfuhr aber den Unglauben des Sultans und beſchloß ihn von der Möglichkeit der Wunder, durch ſeine Kunſt zu überzeugen. Er machte ſich in der größten Tageshitze auf und begab ſich nach Cairo, der Reſidenz des Sultans.

Als der Sulton Schachabeddins Ankunft erfuhr, gieng er ihm ſelbſt entgegen und führete ihn in ein prächtiges Zimmer.

„Warum ſandteſt du nicht lieber einen deiner Sklaven, ehrwürdiger Schachabeddin,“ redete ihn der Sultan an, „als daß du zu dieſer Tageszeit ſelbſt kommſt; ich würde deinem Verlangen auch dann mit Freuden Genüge geleiſtet haben. Einen Mann von ſo großer Weisheit, den alles Volk verehret, weiß auch ich zu ſchätzen.“

„Mächtiger Beherrſcher der Rechtgläubigen,“ antwortete Schachabeddin, „ich komme in einer Angelegenheit, die Niemand

mand ausführen kann als ich selbst. Du hast die Weisen und Gelehrten des Landes zu dir berufen und dein weiser Verstand hat ihnen viel zu schaffen gemacht. Du hast aber auch die Wunder des großen Propheten bezweifelt, weil Du sie nicht mit deiner Vernunft begreifen kannst. Weiser König, die menschliche Vernunft hat sehr enge Grenzen und sehr vieles ist unserm Glauben überlassen, was unser Verstand nicht einsehen kann. Deßwegen aber, weil wir zu kurzsichtig sind, irgend etwas zu begreifen, an dessen Möglichkeit zweifeln, oder es gar verwerfen, heißt die Eingeschränktheit der menschlichen Natur vergessen und ist Anmaßung gegen die weise Einrichtung des höchsten Wesens. Nicht jeden Menschen rüstet Gott mit gleichen Talenten und Fähigkeiten aus: die Seelen der Menschen sind eben so verschieden wie ihre Gesichter, und nur wenige begnadigte Gott mit vorzüglichen Gaben, die er zu

seinem Rüstzeug erwählte, gewisse Absichten zu erreichen. Weit entfernt, daß ich mich anmaßen wollte unserm großen Propheten an der Seite zu stehn, so hat mich doch auch der Ewige mit einigen Kenntnissen und Wissenschaften ausgerüstet, die nicht jedem Sohne des Staubes zu Theil werden, und wenn du es befiehlst, großer König, will ich dir Beweise davon geben, welche dich zugleich von der Möglichkeit der Wunder überzeugen werden, die du bezweifelst."

„Ich würde unbillig an mir selbst handeln," erwiederte der Sultan, „wenn ich dir deine gute Absicht vereitlen wollte. Das ganze Land preist deine tiefe Weisheit; ich bin bereit deine Beweise zu sehen."

Das Zimmer, in welchem sie sich befanden hatte Fenster gegen alle vier Himmelsgegenden. Schachabeddin trat an das eine Fenster nach dem rothen Gebirge hin, sprach

ſprach einige Worte vor ſich und bath dar-
auf den Sultan das Fenſter zu öffnen und
hinaus zu ſehen. Der Sultan befolgte
dieß und ſuhr in dem nehmlichen Augen-
blicke erſchrocken zurück, da er ein unzähl-
bares Heer in vollem Anzuge erblickte.

„Wir ſind verlohren!“ rief er außer
ſich, „welch' ein fürchterliches Heer! zahl-
reicher als die Sterne des Himmels!“

Schahabeddin machte das Fenſter zu
und öffnete es ſogleich wieder.

„Sieh noch einmahl hinaus, Beherr-
ſcher der Rechtgläubigen,“ ſagte Schaha-
beddin ruhig, „und erhohle dich von dei-
nem Schrecken!“ der Sultan ſah hinaus
und das ganze Heer war verſchwunden.

„Steht dieß in deiner Gewalt, ein ſo
mächtiges Heer durch deiner Worte Kraft
herbeizuſchaffen,“ rief der Sultan, „ſo
laß uns die ganze Welt uns unterpürfig
machen!“

Ohne darauf zu antworten, trat Schachabeddin vor das Fenster nach der Stadt zu, und bath dann den Sultan es zu öffnen und hinaus zu sehen. Fast noch mehr erschrocken als vorher fuhr er zurück, da er ganz Cairo in voller Flamme erblickte.

„O weh! weh!“ rief er bestürzt, „rettet, rettet! schon leckt die Flamme an den Mauern des Pallastes!“

„Beruhige dich, gnädigster König,“ erwiederte der Magus sanft, indem er das Fenster zu und wieder aufmachte, „Cairo bleibt bei diesem fürchterlichen Brande unbeschädigt; ein Blick zum Fenster hinaus wird dich überzeugen.“

Schüchtern sah der Sultan zum Fenster hinaus und sah Cairo in seiner ganzen Herrlichkeit vor sich liegen.

Ohne ihm Zeit zu lassen sich über diese wunderbare Erfahrung zu äußern, führte ihn Schachabeddin an's Fenster nach dem Nil hin und bath ihn es zu öffnen. Der

Sultan

Sultan hatte ſich überzeugt, daß ſein Schrecken über das unzählbare Kriegsheer und über die ſchreckliche Feuersbrunſt vergeblich geweſen war, demohngeachtet erſchrack er jetzt eben ſo ſehr, da er den Nil ſo angelaufen und aus ſeinen Ufern getreten ſah, daß ſeine ſchrecklichen Wogen der ganzen Stadt den Untergang drohten.

„Wir ſind verlohren!“ rief er zitternd, „die Waſſerfluth verſchlingt uns.“ —

„Gnädigſter Herr,“ unterbrach ihn Schachabeddin und machte das Fenſter zu und wieder auf, „beſorge von dem wohlthätigen Fluſſe eben ſo wenig, als von dem gewaltigen Heere und der ſchrecklichen Feuersbrunſt; er fließt ruhig in ſeinen Ufern wie zuvor und ein Blick wird dich von der Wahrheit überzeugen!“

„Durch welche Macht vermagſt du alles das?“ rief der Sultan erſtaunt, „und warum quälſt du mich mit vergeblicher Angſt?“ —

Schachabeddin lächelte und führte ihn an's vierte Fenster, welches die Aussicht nach einer wüsten sandigen Gegend hatte, wo das forschende Auge auch nicht einen Grashalm bemerkte, und bath den Sultan es zu öffnen. —

O welch' ein Anblick! welche Ueberraschung! die Sandwüste war in lachende Gärten voll der schönsten Früchte verwandelt, rieselnde Bäche durchschlängelten die blumige Ebne; Narzissen, Hyacinthen, Rosengebüsche, Jasmin und tausend balsamische Kräuter erfüllten die Luft mit ihren Wohlgerüchen; die verbrannten Hügel waren mit Weinreben bedeckt, und die Luft ertönte von den Gesängen der gefiederten Bewohner dieses irdischen Paradieses.

Der Sultan war ausser sich; das Vergnügen welches er über diese neue Schöpfung empfand übertraf weit das ängstliche Gefühl, welches ihm der vorherige Schrecken verursacht hatte; und welch' ein

schmerz-

ſchmerzhaftes Gefühl trat an die Stelle, als ihn Schachabeddin bei der Hand nahm, und indem er das Fenſter zu und wieder aufmachte, zu ihm ſagte:

„Gnädigſter Herr, ſchaffen kann nur der Ewige!“ und er die vorige Sandwüſte wieder vor ſich ſah.

„Du treibſt ein tückiſches Spiel mit mir“ — ſagte der Sultan unwillig.

„Ich wollte dich bloß von der Möglichkeit der Wunder überführen,“ antwortete Schachabeddin; „zu mehrerm habe ich mich nicht anheiſchig gemacht. Vermag ich Sohn des Staubes ſo viel; was läßt ſich von der Allmacht des Ewigen erwarten! doch weiſer König, verlangſt du noch einen größern Beweis, ſo laß ein großes Gefäß mit Waſſer herbei bringen, laß dich aller Kleider entledigen, ſetze dich ins Waſſer und tauche mit dem Kopfe unter und du wirſt finden, was in dem Augenblicke,

in dem du herein und wieder heraus fahren möglich ist." —

Der Sultan verlangte nähere Aufklärung über das, was geschehen könne.

„Nur eigne Prüfung," erwiederte Schachabeddin, „kann dich belehren. Besorge nichts, weiser König! Deine Hofleute sind zugegen und ich bin in deiner Gewalt."

Der Sultan gab Befehl, daß ein großes Gefäß mit Wasser herbeigebracht werde; seine Neugierde war zu groß, als daß er nicht die leichte Probe machen sollte. Er ließ sich auskleiden, setzte sich in das Wasser und tauchte mit dem Kopfe unter. —

Und in dem Augenblicke sah er sich in ein einsames Thal am Ufer eines unbekannten Meeres versetzt. Seine Bestürzung war unbeschreiblich, und in der Wuth stieß er tausend Verwünschungen und Drohungen aus die grausamste Rache an dem tückischen Magus zu nehmen, wenn er ja wieder

wieder auf seinen Thron gelangen sollte. Lange war er zweifelhaft, was er unternehmen sollte. Endlich bemerkte er im Walde auf dem nahen Berge einige Menschen, die Holz fällten, und entschloß sich bei ihnen einige Unterstützung zu suchen. Schüchtern nahte er sich ihnen. Sie fragten ihn wer er sey und wie er in einen so elenden Zustand gerathen sey? Der Sultan besorgte, wenn er ihnen seinen Stand der Wahrheit gemäß angäbe, würden sie ihn für einen Betrüger oder für einen Narren halten, und antwortete demnach: er sey ein Kaufmann, dessen Schiff mit seinem ganzen Vermögen gescheitert sey, und mit genauer Noth habe er sein Leben auf einem elenden Brete gerettet.

Die armen Leute bemitleideten ihn herzlich und bedauerten es, daß sie selbst so arm wären, daß sie kaum ihr Leben fristen und ihn also nicht, wie er es bedürftig sey, unterstützen könnten. Jedoch nahmen sie ihn

ihn in ihre Hütten und brachten so viel Kleidungsstücke zusammen, daß er ohne Ehrbarkeit zu beleidigen, sich nach der Stadt begeben könnte, die gleich hinter dem Berge lag, um dort Gelegenheit zu suchen, sich den nothdürftigsten Unterhalt zu erwerben.

Der Sultan erreichte in der traurigsten Gemüthsstimmung die Stadt und durchstrich eine Straße nach der andern, ohne daß ihm das geringste auffiel, so neugierig und wißbegierig er sonst eigentlich war; seine traurige Lage hatte ihn stumpfsinnig gemacht, daß nichts auf ihn Eindruck machte, unerachtet ihm alles neu und fremd war. Endlich nöthigte ihn die Müdigkeit, sich nach einem Ruheplatze umzusehen. Er lehnte sich an den Laden eines Schneiders und sogleich erschien der Schneider, ein alter ehrwürdiger Mann und bath ihn herein zu kommen und auszuruhen und einige Erfrischung von ihm anzunehmen.

Diese

Diese Gastfreundschaft war dem Herzen des Sultans eine große Erleichterung, und so gering die Kost war, die ihm sein Wirth vorsetzte, so werth war sie ihm und so sehr erquickte sie ihn. Der alte Schneider fragte ihn darauf, wer er sey? und woher er komme, und der Sultan antwortete das nehmliche, was er den Holzhackern gesagt hatte.

„Sey gutes Muths, junger Mann,“ erwiederte der alte Schneider; „du bist zu beklagen, indessen den Muth muße du darum nicht verlichren, weil dein Vermögen im Schiffbruch zu Grunde gieng. Genug, daß du dein Leben erhalten hast, das ist ja das größte Gut des Menschen. Du bist ein junger kraftvoller Mann und vielleicht zu deinem größern Glück bist du eben in unsre Stadt gekommen. Der Fremdling genießt hier ganz besondre Vorzüge, und wenn du hier zu bleiben gedenkst, so will ich dir gern Bescheid sagen, wie du sogleich in

in eine beſſere, und wenn dir das Glück wohl will, in eine ſehr vortheilhafte Lage kommen kannſt."

Der Sultan bedachte ſich nicht lange, und war willig alles zu thun, was er ihm ſagen würde.

„So geh denn eilends hin," fuhr der Schneider fort, „dort am Obelisk iſt das öffentliche Bad für das weibliche Geſchlecht; ſetze dich auf die Stufen und frage jedes Frauenzimmer das heraus kommt, ob es verheurathet ſey: Das Landesgeſetz beſtimmt dir dasjenige zu deiner Frau, das deine Frage mit Nein beantwortet; jedoch verlangt auch das Geſetz, daß du keins von den Ausgehenden unangefragt vorüber gehen läßt!"

Der Sultan ſah ſeinen gaſtfreien Wirth bedenklich an; indeſſen da ihm dieſer ſeine Ausſage mit allem Ernſt wiederhohlte und ihm zuredete nicht zu verweilen, wenn er von der Landesſitte Gebrauch machen wolle, weil

weil nun die Badezeit zu Ende sey, so entschloß er sich dem guten Rathe zu folgen, ob er sich vielleicht dadurch aus seiner traurigen Lage herausreißen könnte.

Kaum einige Augenblicke hatte der Sultan auf den Stufen gesessen, als ein überaus schönes Frauenzimmer heraus kam; ihre blendenden Reitze setzten ihn so in Verwirrung, daß er vor außerordentlicher Beklommenheit des Herzens, die Frage: ob sie verheurathet sey? erst an sie thun konnte, als sie schon einige Schritte vorüber war.

„Ich bin verheurathet!“ antwortete sie, indem sie sich nach ihm umsah und durch ihr himmlisches Lächeln seine Herzensbeklemmung noch ungleich mehr vermehrte.

„Im Besitz einer so vortreflichen Schönheit,“ seufzete der Sultan, „würd ich meinen Verlust nur halb gefühlt, vielleicht gar vergessen haben!“

Zu-

Indem kam ein andres Frauenzimmer. Kalter Schauder überlief ihn bei ihrer Häßlichkeit. „Das Gesetz will," dachte der Sultan, „daß jedes herausgehende Frauenzimmer angeredet werden muß: o weh, wenn sie meine Frage mit Nein beantwortete!" — Mit einer Angst, die ihm kalten Schweiß auf die Stirne trieb, stotterte er endlich die Frage her, und fühlte sich wie neugebohren, da sie mit Ja darauf antwortete.

„Ich mißgönne dich deinem Manne nicht," sagte der Sultan zu sich selbst, „wahrlich! ich glaube, wenn sie nein geantwortet hätte, ich würde mich eher entschlossen haben für Hunger zu sterben, als ein so häßliches Gebild zu meiner Frau anzunehmen."

Kaum fühlte sich der Sultan von seiner Angst befreit, so erschien das dritte Frauenzimmer, welches das vorige noch an Häßlichkeit übertraf. Der Sultan stand auf

und

und war fest entschlossen sogleich die Flucht zu ergreifen, wenn seine Frage mit Nein beantwortet würde. Aber auch hier erhielt er ein freundliches und gefälliges Ja zu seiner unaussprechlichen Freude zur Antwort.

„Wenn diese ihre Männer nicht durch Zufall erhalten hätten," dachte der Sultan, „wie wär' es möglich, daß sie ausserdem verheurathet worden wären. Das weibliche Geschlecht mag immer darauf sehen, daß dieses Gesetz nie außer Kraft kommt, da es seinen häßlichen Mitgliedern so überaus günstig ist." —

Ein überaus schönes junges Mädchen, das jetzt erschien, störte ihn in seiner Betrachtung. Er vergaß bei ihrem Anblick sein ganzes Elend und wäre fast vor ihr niedergesunken.

„Abglanz der Sonne," rief er in voller Begeisterung, „o verzeih die Frage: ob du verheurathet bist?"

Das Frauenzimmer antwortete Nein, warf ihm einen stolzen demüthigenden Blick zu und entfernte sich schnell.

Der Sultan begleitete sie mit den Augen so weit er konnte. „Will sie gegen das Gesetz handeln?“ „rief er laut —“ oder treibt der Schneider sein Spiel mit mir? Kaum eines verächtlichen Blicks, der mich ganz mein Elend fühlen ließ, würdigte sie mich! Ihre Kleidung bewies keinen geringen Stand; und wahrlich ich würde unbillig seyn, wenn ich es ihr verübeln wollte, daß sie vor meiner armseligen schmutzigen Kleidung eine Abneigung fühlte.“

Er war im Begrif zu seinem gastfreien Schneider zurückzukehren, als ihn ein Sklave anredete und bath, daß er ihn zu seiner Herrschaft begleiten dürfe. Der Sultan fragte, wer seine Herrschaft sey und was man von ihm wolle? Der Sklav entschuldigte sich mit seiner Unwissenheit und wie-

wiederhohlte, daß man ihn mit Verlangen erwarte.

Der Sklav führte ihn in ein großes Haus, öfnete ein prächtiges Zimmer und bath, daß er hier verziehen möchte. Der Sultan war voll neugieriger Erwartung, die sich von Zeit zu Zeit vermehrte, da man ihn gegen zwei Stunden allein ließ. Endlich öffnete sich die Seitenthüre, und der Sultan erblickte das nehmliche Frauenzimmer, welches ihn so schnöde und verächtlich behandelt hatte, prächtig angekleidet, von vier eben so schönen Sklavinnen begleitet. Sie näherte sich ihm mit einem holdseligen Lächeln und bath um Verzeihung, daß sie ihn habe so lange warten lassen; sie habe sich nach Landessitte, fügete sie hinzu, nicht unangekleidet vor ihrem Gatten und Herrn sehen lassen dürfen, und von nun an übergebe sie ihm ihr ganzes Vermögen, er sey Herr und Gebiether und sie erwarte seine Befehle. —

Der Sultan wußte nicht, ob er träume oder wache und ſtand unentſchloſſen wie eingewurzelt da, bis ihn die Liebkoſungen ſeiner neuen Gemahlin von ſeinem wachenden Zuſtande überzeugten.

„Wenn ich wirklich hier etwas zu ſagen habe,“ hob er dann bedächtig an, „ſo verlange ich, daß man einen Kaufmann und Schneider rufe, um mich anſtändig zu kleiden; denn wahrlich ich ſchäme mich vor mir ſelbſt und hätte dir mit willigem Herzen verziehen, wenn du an meiner armſeligen Kleidung Anſtoß nahmſt, nur dein ſtolzer Blick kränkte mich: war ich nicht ſchon elend genung, daß du mich durch Verachtung noch tiefer beugen mußteſt?“

„Ich habe nichts mehr gethan,“ erwiederte ſie ſchmeichelnd, „als was mir Landesſitte vorſchrieb. Erſcheint mein Geſchlecht auf öffentlicher Straße, ſo muß es ſich ſtolz, kalt und ſpröde betragen und jeden männlichen Blick mit Verachtung erwiedern;

dern; hoffentlich aber wirst du dich hier nicht über mich beklagen!"

„Bei'm großen Propheten, nein!" rief der Sultan, „wenn ich nur erst anständige Kleider und mich von meinem schnellen Glückswechsel etwas erhohlt haben werde." —

„Es ist für alles gesorgt," erwiederte die Dame, „erhohle dich jetzt mit Speis und Trank, unterdessen wird ein israelitischer Kaufmann kommen, der dich mit allem versehen wird, wie du es verlangst."

So entzückt der Sultan über seine schöne Gattin war, so sehr willkommen war ihm auch ihre Einladung, da ihn sein Magen ziemlich empfindlich erinnerte, daß sein Bedürfniß nicht durch Küsse und Liebkosungen befriedigt würde. Er folgte also ohne Anstand in's Nebenzimmer wo er einen wohlbesetzten Tisch erblickte, dessen nahrhafter und leckerer Geruch seine Eßlust um einen ziemlichen Grad vermehrte.

Er ließ es ſich treflich ſchmecken und verſicherte einmahl um's andre, daß er nie ſo wohlſchmeckende Speiſen und Getränke genoſſen habe. Während der Mahlzeit ſpielten die Sklavinnen auf verſchiednen Inſtrumenten und ſangen liebliche Lieder, und am Ende nahm ſeine Gattin eine Laute und ſang ſo entzückend ſchön, daß der Sultan ſeinen Thron und den Mozus Schamseddin vergaß.

Immittelſt war auch der iſraelitiſche Kaufmann mit köſtlichen Kleidungsſtücken angelangt. Der Sultan wußte zu gut zu unterſcheiden was ſchön war; er wählte alſo auch die treflichſten Sachen, kleidete ſich unverzüglich an, und genoß in der Freude ſeiner ſchönen Gattin, die ſie über ſeine veränderte Geſtalt äußerte, ein unausſprechliches Vergnügen.

Genung der Sultan vergaß ſein voriges Verhältniß nach und nach ganz und lebte in ſeinem jetzigen ſehr zufrieden; aber

leider

leider vergaß er auch, daß die Quelle des Vermögens seiner Frau, so ansehnlich es auch war, erschöpft werden mußte; er lebte herelich und in Freuden und unbesorgt wie in seinem ehemahligen Verhältnisse ohne daran zu denken, wie der tägliche Aufgang nur einiger maßen ersetzt werden könnte.

Die Folgen dieser Sorglosigkeit stellten sich nach sieben Jahren in ihrer fürchterlichsten Gestalt ein. Er hatte in der Zeit sieben Söhne und sieben Töchter gezeugt und erblickte sich auf einmahl in der äußersten Armuth. Seine Sklaven waren verkauft, sein glänzendes Hausgeräth ebenfalls und seines Hauses bemächtigten sich endlich seine Gläubiger. Zu spät sah er ein, wie leicht er bei besserer Eintheilung und Betriebsamkeit seinen Wohlstand hätte erhalten können. Seine Kinder jammerten vor Hunger und seine schöne Gattin quälte ihn mit den bittersten Vorwürfen, daß er durch

Müßiggang und Verſchwendung ſie und ihre Kinder unglücklich gemacht und ſie der Schande der Armuth Preis gegeben habe. Seine Lage war ungleich ſchrecklicher als ehedem, und in der Verzweiflung ſuchte er den alten Schneider, an den er bisher nicht gedacht hatte, wieder auf, klagte ihm ſein Elend und bath ihn um einen guten Rath.

Der alte ehrliche Mann zuckte bedenklich die Achſeln; „lieber Mann,“ ſagte er, „konnteſt du in deinem Wohlſtande den Weg zu mir nicht finden? — ich würde dir es unverhohlen geſagt haben, daß du von deinem Glück ſehr ſchlechten Gebrauch machteſt; aber das iſt nun zu ſpät. Die Arbeit meiner Hände nähret mich und meine kleine Familie bei gehöriger Eintheilung hinlänglich; verſtehſt du irgend eine Handthierung, ſo will ich mit Hülfe einiger Freunde dir einigen Verdienſt zu verſchaffen

fen ſuchen, daß deine Kinder wenigſtens nicht vor Hunger ſterben müſſen."

Seufzend renunciete der Sultan dieſe Frage; denn wie hätte er in ſeiner Jugend, im Ueberfluß und zum Thron erzogen, eine Handthierung erlernen ſollen? —

„Nun ſo kann ich dir keinen andern Rath geben," erwiederte der Schneider mitleidig und reichte ihm eine kleine Münze, „hier: nimm dieß und kaufe dafür zwei Tragſeile und ſuche dich als Träger zu ernähren!"

Der Sultan gieng äußerſt niedergeſchlagen fort; er hatte Troſt und Unterrichtung geſucht, und der Troſt den er erhalten hatte drückte ihn noch mehr nieder. Indeſſen entſchloß er ſich dennoch den Rath zu befolgen, den ihm der Schneider gegeben hatte; um nur etwas zu verdienen und ſeinen armen Kindern nach Hauſe zu bringen; er kaufte ſich zwei Tragſeile und ſtellte ſich unter die Träger; allein jeder, der

einen Träger brauchte nahm einen bekannten und als er am Abend nach Hause gieng, hatte er nicht mehr als ein Sechshellerstück verdient. Mit thränenden Augen gab er seinen sauer erworbnen Lohn seiner Gattin, und erhielt Vorwürfe, Scheltworte und Verwünschungen dagegen, die ihm das Herz zerschnitten.

Am folgenden Morgen mit Anbruche des Tages verließ der Sultan seine armselige Wohnung ehe noch seine Gattin aufgewacht war, um neuen Vorwürfen zu entgehen. Die Verzweiflung setzte ihm sehr stark zu, da er überlegte, welche Mühseligkeit ihm bevorstehe, ohne nur die geringste Aussicht zu einer Veränderung seiner so äußerst elenden Lage zu haben, und anstatt auf den Markt zu gehen, gieng er an's Gestade des Meeres wohin ihn der tückische Magus versetzt hatte. Er wollte sein Gebeth verrichten, und da er sich nach dem Gesetz des Propheten vor demselben

waschen

machen mußte, ſo tauchte er den Kopf unter, und — man erſtaunte von ſeinem Erſtaunen, als er ſich, wie er den Kopf wieder herausſtreckte, in dem Waſſerſpiegel, in ſeinem Zimmer, mitten unter ſeinen Hofleuten befand!

„Du wagſt es,“ rief der Sultan entrüſtet und ſprang aus dem Waſſer, „mich ſo ſchamloſem Elende auszuſetzen? mich ſieben Jahre meines Thrones zu berauben.“ —

„Du irrſt, mächtiger Beherrſcher der Gläubigen,“ unterbrach ihn der Magus, „du ſitzeſt in dem nehmlichen Augenblicke deinen Kopf wieder aus dem Waſſer, als du ihn untergetaucht haſt.“

„Mit deinem Leben,“ ſchrie der Sultan wüthend, „ſollſt du deine Tücke bezahlen.“

„Deine Hofleute,“ verſetzte der Magus ruhig, „mögen über die Zeit entſcheiden,

den, wie lange du mit deinem Kopfe unter'm Waſſer geweſen biſt.“

„Die Hofleute beträftigten es einſtimmig, daß der Sultan ſeinen Kopf in demnehmlichen Augenblicke wieder herausgezogen habe; allein dieſer ward darüber nur noch mehr entrüſtet; er ergrif ſein Schwert und war im Begrif den Magus zu tödten allein — er hieb in die Luft! der Magus war verſchwunden.

Kurz darauf erhielt der Sultan einen Brief von Damaskus; er war von Schahabeddin und folgendes Innhalts.

„Verehre den Ewigen, o König, und bedenke, daß du und ich durch ſeinen Willen aus dem Staube hervorgegangen ſind. Du zweifelteſt, daß ſein großer Prophet, als er vom Engel abgeholt wurde ſein Bett noch eben ſo warm wieder gefunden und ſeinen umgeſtoßenen Waſſertopf noch aufgehoben habe, eh' er ausgelaufen war; wirſt du noch zweifeln, da du in einem Augenblick

genblick durch höhere Macht sieben Jahre durchlebt hast? Dem Ewigen, der durch das einzige Wort: werde! Himmel und Erde erschaffen hat, ist nichts unmöglich."

17. Ohne Anstrengung wird man nie zum Ziel gelangen.

Ganem und Salem, zwei Freunde entschlossen sich zu reisen, ein besseres Glück aufzusuchen, als ihnen bisher zu Theil worden war. Sie verbanden sich, einander nie zu verlassen und jedes Schicksal mit einander zu theilen.

Sie gelangten an einen kleinen See am Fuße eines hohen Berges und fanden die Gegend zu schön, um nicht auszuruhen. Als sie sich erholt hatten, untersuchten sie die Schönheiten der Gegend näher, und entdeckten

deckten von ungefähr einen weißen Mar-
mor mit himmelblauer Inſchrift ganz
wundernswürdig ſchön gemacht. Noch
aber ſetzte ſie der Inhalt in Verwunder-

„Reiſende, wir haben ein glänzen-
Feſt zu Eurer Aufnahme bereitet. Schwim-
herzhaft über den See an's jenſeitige U-
dort werdet Ihr einen weißen ſteiner-
Löwen finden, nehmt dieſen auf E-
Schulter und tragt ihn ohne abzuſet-
ohne die wilden Thiere zu fürchten, d-
Euch anfallen könnten, und ohne den ſteil-
nigen und dornigen Weg zu ſcheuen, den
Berg hinan, und auf immer werdet Ihr
glücklich ſeyn, erreicht Ihr den Gipfel. Wer
nicht läuft, gelangt nie an's Ziel, und
wer ſich nicht anſtrengt wird nie ſeine Ab-
ſicht erreichen.“

„So hätten wir ja gleich Gelegenheit,“
rief endlich Ganem, „unſere Reiſe zu be-
endigen und unſern Mühſeligkeiten ein
Ziel zu ſetzen! Laß uns das Abentheuer be-
ſtehen

ſtehen und unterſuchen, ob dieſer Talis-man wahr redet oder lügt.“

„Freund,“ erwiederte Salem, „es dürfte wohl nicht der Klugheit gemäß ſeyn, einer einfachen Inſchrift, die ein ſehr ungewiſſes Glück verſpricht, geradezu zu trauen, und auf ſo unſichere Veranlaſſung ſich einer offenbaren Gefahr auszuſetzen.“

„Wer nur einigermaßen Muth hat,“ antwortete Ganem, „verachtet die Gefahr, um ſich glücklich zu machen: wer pflückt Roſen ohne ſich an einen Dorn zu ſtechen.“

„Richtig!“ verſetzte Salem, „allein man muß nichts unternehmen, wo man nicht die Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, daß man es ausführen könne. Der See ſcheint mir ein Abgrund; ich kann mich hineinſtürzen, aber wer ſteht mir für die Möglichkeit, daß ich glücklich wieder heraus komme. Ein vernünftiger Menſch ſetzt den einen Fuß nicht fort, wenn der andere nicht ſicher ſteht. Die Inſchrift iſt viel-

vielleicht ein Schwank die Einfalt zu rühren. Das ſoll es aber auch nicht ſeyn! Es kann dir vielleicht gelingen über den ſteinernen See hinüber zu kommen und nun wird dir der ſteinerne Löwe zu ſchwer, daß es keine Möglichkeit iſt ihn ohne abzuſetzen den Berg hinauf zu tragen. Und geſetzt auch, es gelänge dir alles; du ſollſt deiner Seele alles vollführt haben, weißt du anzugeben wehwegen du dich ſo vielen Beſchwerlichkeiten ausgeſetzt haſt? — Ich werde mich einer Gefahe von der Art nie ausſetzen, und halte mich verpflichtet dich nicht bloß zu warnen, ſondern auch zu bitten, von einem gefahrvollen Unternehmen abzuſtehen, deſſen Ausgang ſo ungewiß iſt.

Dieſe Gründe waren ziemlich ſtark; allein Ganem beharrte bei ſeinem Vorſatze. „Freund,“ erwiederte er, „es iſt viel was du gegen mein Unternehmen geſagt haſt, allein nicht hinreichend mich von meinem Entſchluſſe abzulenken. Willſt du mich

mich wirklich nicht begleiten, ſo erweiſe mir wenigſtens den Gefallen und ſey Zeuge, wie es mit mir ablaufen wird.“

„Unmöglich,“ rief Salem, „kann ich deinen Untergang mit anſehen! willſt du meinen Gründen nicht Gehör geben, ſo erlaube mir, daß ich meinen Weg allein fortſetze und deinen Verluſt beklage.“

Garem ſah ſeinen Freund ſich entfernen und wankte auch jetzt in ſeinem Vorſatze nicht; er war entſchloſſen alles zu wagen, näherte ſich dem See und ſtürzte ſich hinein feſt entſchloſſen umzukommen oder irgend einen Lohn von Bedeutung davon zu tragen. Er bemerkte bald, daß er ſich in einem Abgrunde befand; indeſſen auch dieß machte ſeinen Muth nicht wankend, feuerte ihn vielmehr an; er nahm alle ſeine Kräfte und Beſonnenheit zuſammen, und ſchwamm aller Gefahr und Beſchwerlichkeit ungeachtet glücklich an's jenſeitige Ufer. Das Gelingen des erſten Unternehmens

ſtärkt den Muth zum folgenden. Er nahm ſich kaum Zeit auszuruhen; er ſuchte und fand den ſteinernen Löwen, legte ihn auf die Schulter, und trug ihn auf den Berg ohne auszuruhen. Zu ſeiner nicht geringen Verwunderung erblickte er jenſeit eine prächtige Stadt mit großen Gärten umgeben in einer überaus ſchönen Gegend; und kaum hatte er ſie erblickt, ſo erhob der ſteinerne Löwe ein ſo fürchterliches Gebrüll, daß der Berg und die ganze Gegend erbebte.

Auf einmahl bemerkte er eine unzählbare Menge Menſchen aus der Stadt ſtröhmen, und zu ſeinem äußerſten Erſtaunen kamen ſie gerade auf ihn zu. Einige der Vornehmſten redeten ihn feierlich an, als ſie ihm näher kamen, und wünſchten ihm in tiefſter Ehrfurcht Glück und Seegen. Man ſetzte ihn darauf auf ein prächtig geſchmücktes Pferd, führte ihn unter lautem Freudengeſchrei in die Stadt, badete ihn

in

in Rosenwasser, hieng ihm einen prächtigen Mantel um, rief ihn zum Könige aus und schwur ihm den Eid der Treue.

Ganem kam während dem allen für Erstaunen nicht zu sich selbst. Endlich fragte er, wie er wohl zu einer so großen Ehre gelangen könne und erhielt zur Antwort: die Weisen des Landes hätten am See, über welchen er geschwommen sey, einen Talisman verfertigt, wenn der König mit Tode abgegangen sey; wenn dann ein entschloßner Mann das Wagstück übernähme, welches er so glücklich ausgeführt habe, so erhöhe der Löwe ein Gebrüll, und alles Volk eile aus der Stadt seinen neuen König einzuhohlen und ihm zu huldigen.

So fand Ganem seinen Muth mit welchem er der Gefahr und den Beschwerlichkeiten trotzte über seine Erwartung belohnt.

18. Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen.

Ein Tatar-Chan ritt einst mit seinen Großen auf die Jagd. Unterwegens begegnete ihm ein Derwisch, welcher einmahl nach dem andern laut ausrief: „wer mir hundert Denares giebt, dem will ich einen guten Rath geben!“

Der Chan war neugierig und fragte den Derwisch worinn sein guter Rath bestehe?

„Du sollst ihn hören, Herr,“ antwortete der Derwisch, „wenn du Befehl ertheilst, daß mir die hundert Denares ausgezahlt werden.“

Der

Der Chan ließ ihm die Summe reichen, und der Derwisch sagte mit warnender Stimme:

„Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen!“ und gieng seine Straße.

Das Gefolge des Chan lachte und spottete über den Rath des Derwisches, welchen er sich so theuer bezahlen ließ. Indessen der Chan äußerte sich ganz entgegen gesetzt darüber.

„Der gute Rath,“ sagte er, „welchen mir der Derwisch ertheilt hat, ist freilich eine sehr allgemeine Klugheitsregel; allein eben weil sie so allgemein ist, wird sie am wenigsten befolgt, und dieß war es vielleicht, weßwegen sie der Derwisch mir so hoch anschlug. Für künftig soll sie mir nie wieder aus dem Gedächtnisse kommen, und um dieß gleichsam unmöglich zu machen, soll sie über alle Thüren meines Pallastes, an alle Wände meiner Gemächer und auf

meine ſämmtlichen Geräthſchaften in deutlicher Schrift geſetzt werden.“

Nach einiger Zeit faßte ein ehrgeitziger Bey den Vorſatz den Chan aus dem Wege zu ſchaffen und ſich des Throns zu bemächtigen. Er erkaufte den Leibarzt für eine nahmhafte Summe dem Chan, ſobald ſich die Gelegenheit dazu zeigen würde, mit einer vergifteten Lanzette zur Ader zu laſſen.

Dieſe Gelegenheit ereignete ſich in kurzem. Wie aber dem Arzte in dem ſilbernen Becken, welches zur Auffangung des Blutes vorgehalten wurde, die Worte: „unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen,“ in die Augen fielen, ſtutzte er; und mit ſichtbarer Aengſtlichkeit, legte er die vergiftete Lanzette zurück und nahm eine andere.

Der Chan bemerkte dieß und fragte: warum er die Lanzette verwechsle? und auf die Antwort: daß ſie eine ſtumpfe Spitze habe, verlangte er ſie zu ſehen, weil

ihm

ihm die Aengſtlichkeit des Arztes nicht entgieng.

Als der Arzt zögerte, ſprang der Chan auf und rief: „nur ein offnes Geſtändniß kann dir das Leben retten! deine ſichtbare Aengſtlichkeit verräth ein Geheimniß, wozu du in der Vorheit noch nicht reif genug biſt!“

Der Arzt ſtürzte dem Chan zu Füßen und entdeckte ihm den Anſchlag auf ſein Leben, welchen auszuführen ihm die warnende Inſchrift im Becken den Muth benommen habe.

„Habe ich wohl,“ ſagte darauf der Chan, „dem Derwiſch ſeinen Rath zu theuer bezahlt?“ —

Er ſchenkte dem Arzte das Leben, befahl den Dey zu erdroſſeln und ließ dem Derwiſch überall ausſuchen.

„Ein Rath,“ ſetzte er hinzu, „welcher Königen das Leben rettet, kann nicht ehrenvoll genung belohnt werden.“

19. Der junge Sultan.

Ein junger Sultan ward durch seine Macht und Größe so sehr geblendet und von Günstlingen und Schmeichlern irre geleitet, daß er von seinen Unterthanen göttliche Verehrung verlangte. Ihr Wohl und Weh lag ihm so wenig am Herzen, daß er die wichtigsten Angelegenheiten durch seinen Papagai entscheiden ließ. Von einem Wort dieses unvernünftigen Thieres auf gut Glück ausgesprochen, hieng Leben und Tod ab. An allen diesen Grausamkeiten war indessen Bosheit des Herzens weniger Schuld, als verkehrte Erziehung und die Bosheit der Schmeichler, welche ihren Vortheil dabey fanden. Er besaß einen natürlichen gesunden Verstand und faßte sehr leicht; allein man wandte alles an,

an, ihm jede Gelegenheit zu benehmen, jenen anzuwenden.

Eine grausame Regierung empört die Herzen der Unterthanen jedesmahl; oft glimmt das Feuer lange unter der Asche, bisweilen aber bricht es schnell aus. Eh' es sich der junge Sultan versah, waren alle Straßen seiner Residenz mit Bewaffneten angefüllt; die empörten Haufen nahten sich bereits seinem Pallaste im Begriff denselben in Brand zu stecken.

Da stellte sich ihnen ein Mann entgegen, der durch seine Klugheit und Weisheit in allgemeiner Achtung stand: bath sie ruhig zu seyn und versprach ihnen bei seinem Kopfe eine glänzende Genugthuung vom Sultan, wenn sie ihm Zeit lassen würden seine begangnen Fehler, die er meistens aus Unwissenheit begangen, zu verbessern.

„Bleibt unterdessen versammelt," setzte er hinzu, „ich will zum Sultan; erwartet, was ich für eine Antwort zurückbringe."

Der Weise eilte zum Sultan.

„Herr,“ redete er ihn an, „verdient meine Kühnheit den Tod, so höre mich wenigstens vorher an. Du siehst, was vorgeht; ich will zu deinem Besten reden; strafe mich dann wie du willst. — O dein Stolz ist die Ursache unsers Unglücks und des deinigen, welches dir bereits auf die Ferse tritt. Du bist verblendet, und verleitet; du mißbrauchst unsre Abhängigkeit; erhebst dich über den Menschen um ihn zu erniedrigen; verlangst, daß wir dich anbethen sollen, die wir mit dir eines Wesens sind, und stellst unser Schicksal in den Laut eines unvernünftigen Thieres. Aber Niemand machte dich noch darauf aufmerksam, daß du dich durch deinen Stolz selbst erniedrigest, daß in deinem Volke allein deine wahre Größe liegt, daß du bloß durch dein Volk König bist! Fiel es dir nie ein, was du ohne dein Volk wärest? — seyn könntest?“

„Fels

„Freiheit und Wetteifer machen den Menschen zu den größten Dingen fähig und unternehmend: Sklaverei erzeugt Muthlosigkeit, erstickt jede edle Empfindung und Feigheit, Verrätherei und Schandthaten aller Art sind die natürlichsten Folgen. Zeichnen sich von ungefähr einige große Männer aus, so sind es versetzte Bäume, deren Gattung bald ausartet und sich ganz verliert. Man unterdrückt die Entwickelung der Talente; kleine niederträchtige Seelen von Eigendünkel aufgeblasen und von Eifersucht gefoltert, die sich die Gunst zu erschleichen wissen, ersticken sie im Keimen."

„Willst du dich über den gemeinen Haufen der Könige erheben, so trachte nach wahren Ruhm: mache dir aus deinen Unterthanen Freunde statt Sklaven. Wage es für dich gut zu sagen, und ich wage es mich für dein Volk als Bürgen zu stellen. Ein Volk, das sich von seinem Fürsten geliebt

liebt sieht, ist ihm unverbrüchlich ergeben. Ist er weise, so wird es sich auch bestreben weise zu werden; es wird alles in ihm finden, was er wirklich ist. Nähere dich ihm; zeige dich ihnen als Mensch, und du wirst Menschen finden. Nichts ist dem Menschen peinigender, empörender, nichts reizt seinen letzten Ueberrest von Kraft mehr, als Verachtung. Du siehst dein Volk versammelt; höre seine Absicht in einer Fabel:"

„Ein Kahn blickte mit Verachtung auf den Fluß, der ihn trug. Der Geist des Flusses ward zornig über den unüberlegten Stolz; er stieg aus der Tiefe empor, bewegte die Wellen und der Kahn gerieth in Gefahr."

„Ich kenne deine Frechheit, und du lerne meine Macht kennen, sagte der Geist des Flusses indem er die fluthenden Wellen wieder beruhigte."

Der

Der Sultan hatte dem Weisen mit stei-
gender Aufmerksamkeit zugehört und mit
lebhafter Freude eilte er auf ihn zu und
umarmte ihn, da er zu sprechen aufhörte.

„Ich sehe dich," rief er, „als meinen
getreusten Unterthan, für meinen aufrich-
tigsten Freund an; werde nie müde mir
die Wahrheit zu sagen, ich verspreche dir
heilig, nie müde zu werden, sie anzuhö-
ren; noch mehr, ein jeder meiner Unter-
thanen soll gleiches Recht haben. Ich will,
daß man von nun an, alles, was man in
meinem Betragen tadelhaft findet, auf Ta-
feln schreibe und es öffentlich ausstelle."

„So hätt' ich mich in dir nicht geirrt,
Herr," erwiederte der Weise; „so hätt'
ich deinem Volke nicht zu viel versprochen!
O sey beständig deines Vorsatzes eingedenk
und bald wird dein Volk dir in seinem Her-
zen Altäre errichten, welche es sich weigerte
dir mit seinen Händen zu erbauen."

Der Weise eilte nun zum empörten Volk; erzählte die Antwort des Sultans und unter lautem Freudengeschrei kehrten alle nach ihren Wohnungen zurück.

20. Salah's Gesicht.

In seiner Felsengrotte gefunden.

Sohn des Staubs, welchen die Neugierde hieher leitet, wer du auch seyn magst, lis und sey weise. Salah, der Eremit am Berge Libanon redet mit dir. Im siebenden und funfzigsten Jahre seiner Einsamkeit schrieb er diese Belehrung für das Menschengeschlecht, um die letzten Stunden seines Alters in seiner Abgeschiedenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen.

Ich

Ich war einſt, was du biſt, ein Pilger auf der Erde und ein Bewunderer des himmliſchen Gewölbes. Ich ſtrengte alle meine Kräfte an, ich ſammelte Reichthümer, ich liebte und ward wieder geliebet; ich bekleidete Ehrenſtellen und ward geſchmeichelt, ich war ehrgeizig und errang Ehre und Größe; ich war unglücklich und begab mich in die Einſamkeit. Hier fand ich endlich, was ich ſo lange geſucht hatte. Befriedigung der wirklichen Bedürfniſſe ohne Sorge und Anſtrengung, und Entübrigung des menſchlichen Beiſtandes, den man durch Ertragung unzähliger Thorheiten erkaufen muß. Hier fand ich Früchte, Kräuter und Waſſer, und beſchloß das Einherrauſchen des Todesengels zu erwarten. Ich hoffe, der Augenblick meines Hinſcheidens werde ſanft und ruhig ſeyn.

Ich hatte bereits acht und vierzig Jahre in meiner Abgeſchiedenheit verlebt, unbekannt mit allen Sorgen, welche den Sterblichen

lichen beängstigen, und nie fühlt' ich eine Neigung weiter zu gehen, als es mir meine geringen Bedürfnisse nothwendig machten. Und jetzt stand ich eines Tages vor meiner Felsenhöhle, betrachtete den überhängenden Felsen über derselben und fühlte Neigung hinauf zu klettern. Kaum hatte ich diesen Felsen erstiegen, so wünschte ich auch den nächsten, den folgenden und endlich die Spitze des Berges zu sehen an dessen Fuße ich so lange ruhig gewohnt hatte.

Ich suchte anfänglich diese Neigung zu unterdrücken; nicht weil sie an sich fehlerhaft, sondern weil sie bei mir neu war, und weil ein durch die Erfahrung geläuterter Verstand jeder Veränderung mißtraut, von welcher er nicht des Besten überzeugt ist. Ich besorgte, mein Herz möchte mich hintergehen, meine Neigung möchte eine irdische Leidenschaft zum Grunde haben, und unter meiner Neugierde, die Natur

Natur in einem weit ausgebreiteten Panora-
ma vor mir zu sehen, möchte sich eine geheime
Neigung in die Welt zurück zu kehren, ver-
bergen. Ich kehrte in meine Hütte zurück
und bemühte mich meine Gedanken zu sam-
meln; allein vergebens! meine Zerstreuung
nahm mit jedem Tage zu: ich machte mir
Vorwürfe, daß ich mir ein Vergnügen
versagte, das ich mir so leicht gewähren
konnte, und ward zweifelhaft, ob das,
was ich Vorsicht nannte, nicht Trägheit
sey, was mich abhielt die Bergspitze zu er-
steigen: kurz ich ward nicht ruhig, und
beschloß meine Neugierde zu befriedigen.

Noch vor Anbruch des Tages stand ich
auf und trat meine Reise an; allein bei
meinem Alter und beladen mit meinem
Mundvorrathe, war ich noch nicht weit
gekommen, als es Tag war; der Weg
ward steiler und steiler, der Sand wich
unter meinen Tritten, und ganz ermüdet
und abgemattet erreicht ich eine kleine Flä-

ne, die ringsum mit Felsen umgeben war und blos gegen Morgen eine Aussicht hatte. Ich setzte mich nieder, um etwas auszuruhen und war fest entschlossen meinen Weg fortzusetzen, sobald ich mich erholt hätte. Allein das war nicht so leicht; die Ruhe behagte mir zu wohl, daß es mir schwer fiel sie zu unterbrechen; der Schatten einer Zeder, die über mir ihre Aeste ausbreitete, und die Frühlingsluft, die mir Kühlung und tausend Wohlgerüche von Blumen und Kräutern zuwehte, waren mir zu einladend.

Indem ich abwechselnd Entschuldigungen meines Verweilens und Gründe für meinen Aufbruch aufsuchte, überfiel mich eine unwiderstehliche Müdigkeit; ich legte mein Haupt auf eine kleine Anhöhe und wollte ein wenig schlummern. Auf einmahl kam es mir vor, als hörte ich den Flug eines Adlers, und ich erblickte ein überirdisches Wesen vor mir. Ich war

noch

noch unentschlossen, wie ich die plötzliche Kühle ertragen sollte, als sie mich freundlich bei der Hand nahm und mich mit fürchterlichem Ernst fragte: „Selah, wo willst du hin?“

„Ich will auf den Gipfel des Berges steigen,“ antwortete ich, „um eine freie Aussicht in die weite mannigfaltige Natur zu genießen.“

„Sieh vorher,“ erwiederte der Engel, „was dieser Ort für eine Aussicht gewähre, und was du nicht versuchst, will ich dich belehren. Ich gehöre zu den wohlthätigen Wesen, welche über die Kinder des Staubs wachen, sie vor jenen Uebeln zu schützen, die nicht zum Guten sich endigen und die sie nicht durch eigne Fehler sich zuziehen. Blick' auf ohne Furcht, nimm alles in Augenschein und belehre dich.“

Diese Rede machte mir Muth; ich hob meine Augen auf und sah einen Berg vor mir ungleich höher, als der Libanon, ein

nen Berg deſſen Spitze das menſchliche Auge nicht erreichen konnte, und deſſen Fuß ſich in einem finſtern undurchdringlichen Abgrunde verlohr. Ich erſtaunte über den Anblick einer Höhe, die nicht auszumeſſen und einer Tiefe, die nicht zu ergründen war. Allein, mein Beſchützer ſagte in einer ſanften ermunternden Stimme zu mir: „fürchte dich nicht Salah! du ſiehſt den Berg des Lebens vor dir; betrachte ihn, und ſey weiſe!“

Ich betrachtete darauf den Berg mit mehr Aufmerkſamkeit und wurde gewahr, daß der untere Theil ganz allmählig abfiel und mit Blumen überſäet war; der mittlere Theil war ſteiler; hier und dort waren Felſenſpitzen und Abſtürze, über welchen Baumäſte mit Früchten beladen herabhiengen, und unter dieſen waren Palläſte und Lauben einzeln zerſtreut, angebracht. Die obere Gegend ſo weit mein Auge reichen konnte, war im ganzen genommen unfruchts

fruchtbar; jedoch befanden sich zwischen den Felsenklüften einzelne Partheyen Immergrün, deren Anblick zwar nicht einladend und anlockend war, die aber doch die Anstrengung und Mühe derer, die sie erreicht hatten zu belohnen schienen.

Als ich darauf jeden Theil des Berges genauer untersuchte, so bemerkte ich in einer weiten Entfernung am untern Theil des Berges eine Menge Kinder beiderlei Geschlechts. In der zu weiten Entfernung konnte ich nicht genau erkennen, was sie vornahmen, als sie aber mit jedem Augenblick näher kamen, bemerkte ich, daß sie beschäftigt waren Blumen zu pflücken und daß sie sehr vergnügt waren. Die Aufsicht über sie führte eine sanfte weibliche Gestalt in einem weißen Gewande. Sie ließ die Kleinen unbesorgt umherspielen ohne den Ausbruch ihrer Fröhlichkeit zu hindern, und ohne sie auf einen gewissen Ort einzuschränken; sie war sicher, daß keins von ihnen

so leic Schaden nehmen oder sich verirren konnte, da die ganze Gegend sicher und eben war. Traf es sich, daß Eins von den Kleinen eine Distel für eine Blume abpflückte, so lächelte die Unschuld, dieß war der Nahme der Aufseherin, über den Mißgrif.

Glücklich, sagt' ich, sind alle diejenigen, die unter einer so sanften und doch sichern Regierung stehen! Indessen ihre Glückseligkeit dauerte nicht lange; ich bemerkte, daß sie die Unschuld nur einen kurzen Weg begleitete; und die von ihr entlassen wurden, bemerkten es nicht eher, als bis sie sich unter der Aufsicht der Erziehung befanden, einer ernsthaften und gebietherischen Nymphe, die sie auf gewisse bestimmte Wege einschränkte, welche sie oft zu rauh und unangenehm fanden. Die Begierde reizte sie zwar unaufhörlich diese Wege zu verlassen, allein ob die Erziehung gleich nicht immer mächtig genung war sie ganz

ganz zu entfernen, so wußte sie sie doch in Schranken zu halten. Einige kehrten wieder zurück in die Blumengegend, allein die Unschuld nahm sie nicht wieder unter Aufsicht; und diejenigen, welche sich nicht von der Erziehung vorwärts bringen ließen, irrten auf sumpfigen, schlüpfrigen Wegen auf welchen sie selten wieder zum Vorschein kamen.

Hütet euch vor der Gewohnheit*) rief die Erziehung ihren Zöglingen unaufhörlich zu; leicht und gefällig begleitet sie euch aber eh' ihr es ahndet legt sie euch unvermerkt Fesseln an und seyd ihr einmahl in ihre Sklaverei gerathen, so hält es unendlich schwer eure Freiheit wieder zu erlangen. Die Gewohnheit gebiert Laster, macht

*) Angewöhnung, Fertigkeit. Gewohnheit ist die andere Natur sagt man. Daß hier blos von Angewöhnung oder Fertigkeit der Laster, Fehler, Laster die Rede sey, bedarf wohl keiner Erinnerung.

die Leidenschaften gefährlich und Leidenschaften erzeugen Verbrechen. Zwar verabscheut die Leidenschaft sich selbst in ihrer Ausartung; allein die Gewohnheit erstickt die Vorwürfe und hindert zur Weisheit und Tugend zurück zu kehren. Meidet die Gewohnheit! ihre Fesseln sind unauflöslich; sie verfestigen, erweitern und verlängern sich mit dem fortschreitenden Alter des Menschen: er lebt und stirbt ihr Sklave.

Als die Erziehung darauf ihre Untergebnen an den steilern Berg gebracht hatte, übergab sie dieselben zwei erhabnern Wesen. Der Anblick der einen war ehrwürdig; sie schien fähig ganze Länder und Völker zu regieren und demohngeachtet beobachtete sie mit unverwandter Aufmerksamkeit den Blick der andern, und schien ängstlich besorgt, wenn sie einmahl weggeblickt hatte. Die andere schien die Unterwürfigkeit zu billigen, jedoch mit einer Herablassung aus wel-

wissen fühlbar war, daß sie die Ehrfurcht verdienten; und wirklich war ihre Gestalt so ehrwürdig und holdselig, daß sie jeder verehren mußte, wer sie sah.

„Fürchte dich nicht, Salah," sagte mein Beschützer zu mir, „nähere dich diesen beiden Wesen, deren Herrschaft sich über die ganze Existenz erstreckt." —

Ich redete die Nymphe an, deren durchdringenden Blick ich kaum ertragen konnte und bath sie, mich zu unterrichten auf welche Art man ihren Schutz erlangen könne.

„Bloß durch Gehorsam," erwiederte sie; „ich bin die Vernunft, und wenn du meinen Gesetzen gehorchen willst, so will ich dich wie alle meine Verehrer zur Religion führen."

Ihre Stimme und Miene nahm mich für sie ein; ich bezeigte ihr meine Bereitwilligkeit, und sie stellte mich ihrer Gebiethrin mit ungemeiner Freundlichkeit vor,

die mich mit einem holdseligen Lächeln aufnahm.

Als die Erziehung ihre Untergebenen, für deren Glück sie so lange und ängstlich gesorgt hatte, entließ, so schien sie für ihre Mühe wenigstens einige Zeichen der Dankbarkeit oder einige Aeußerung von Traurigkeit, daß sie von ihrer guten Führerin sich trennen mußten, zu erwarten; allein die Fröhlichkeit, mit welcher sie sich entfernten, schien zu beweisen, daß sie ihrer Leitung längst schon überdrüssig gewesen waren und daß sie den Unterricht, den sie ihnen ertheilt hatte, für überflüssig gehalten hatten. Sie freuten sich, daß sie nicht länger ihren eigensinnigen und gebietherischen Befehlen unterwürfig, sondern unter den Gesetzen der Vernunft stehen sollten, die sie ihrer Meinung nach leicht und unverbrüchlich halten wollten.

Die Vernunft ertheilte ihnen den Rath, daß sie sich unter die Verehrer der Religion auf-

aufnehmen lassen sollten, und versicherte ihnen, wenn sie sich ihrer Leitung allein überlassen wollten, würden sie nicht stark genug gegen die Leidenschaften seyn; die Gewohnheit würde sich ihrer bemächtigen und sie am Ende in die Höhle der Verzweiflung stoßen. Allein ihr Zureden war vergeblich; die meisten erklärten, sie würden nie eine andere als ihre Leitung erkennen, unter welcher sie auf jeden Fall sicher den Berg ersteigen würden.

„Meine Macht erstreckt sich nicht bis zum Zwange," erwiederte die Vernunft, „ich kann bloß Rath ertheilen. Ich wiederhole es, eure Wahl ist gefährlich. Der Weg erscheint anfangs grad und eben; bald aber kommen Felsenklippen, Abstürze, Abgründe, über welche euch allein die Religion leiten kann. Blickt aufwärts: der Nebel am obern Theil des Berges ist meinen Augen undurchdringlich und nur allein die Religion kann ihn durchschauen. Hinter

ter diesem Nebel sind die Tempel der Glückseligkeit, in welche alle diejenigen gelangen und von der Mühseligkeit ihrer Pilgerschaft auf ewig ausruhen, die unter der Leitung der Religion die Klippen, Abstürze und Abgründe übersteigen. Mir ist der Weg unbekannt; ich kann euch bloß eine bessere Leitung anempfehlen. Der Stolz hat mir bisweilen die Beschränktheit meiner Aussicht zum Vorwurfe gemacht; allein bei aller Anstrengung sie zu erweitern, erreicht ich doch bloß die Lauben der Zufriedenheit, die jedoch eben sobald wieder verschwanden, als sie mein Blick faßte. Und alle diejenigen, die der Stolz verleitete ihren Weg ohne die Religion fortzusetzen, werden von den Begierden gefesselt und von der Verzweiflung eingekerkert, einem grausamen Tyrannen, der rechts und links seine finstern Kerker hat, aus welchen keine Erlösung ist.

Die

Diese Vorstellung der Vernunft an diejenigen, die bloß ihre Leitung verlangten, bewirkte bei einigen die Erinnerung an die Gebothe welche ihnen die Erziehung gegeben hatte, und da sie hiedurch eine neue Bestätigung derselben fanden, so unterwarfen sie sich, wiewohl nicht ohne Widerwillen, dem unabänderlichen Schlusse der ewigen Weisheit und begaben sich unter die Nachfolger der Religion; der größere Theil aber beharrte auf seinem Vorsatze und folgte ihr nach. —

„Sieh das menschliche Leben im Bilde," sagte darauf mein Beschützer zu mir. Ehe die Menschen zur Erkenntniß des Guten und Bösen gelangen, irren sie auf blumigen Pfaden unter Leitung der Unschuld; so wie aber die Jahre in ihnen die Keime des Lasters und der Tugend entwickeln, müssen sie durch die Erziehung geleitet werden. Erreichen sie die Jahre der Kraft, der Selbstthätigkeit, der Mühseligkeit der Gefahr,

fahr, so sind Vernunft und Religion ihre Führer auf den gefährlichen und schlüpfrigen Wegen des Lebens. Siehst du wie unaufhörlich diese in der mittlen Region beunruhigt werden? Die Begierden und Leidenschaften setzen ihnen unaufhörlich zu; die Angriffe von jenen sind heftig, der Kampf mit diesen ist hartnäckig. Die Begierden reißen sie oft mit Gewalt vom rechten Wege und die Leidenschaften gehen mit Vernunft und Religion in gradem Schritt bis sie unvermerkt ablenken und die Wiederkehr schwer machen. Die heftigste Begierde ist die Wollust und die feinste Leidenschaft ist die Eitelkeit. Wenn Begierde und Leidenschaft ihre Kräfte vereinigen, dann ist der Sturm fürchterlich. Weniger gefahrvoll wandeln sie den Weg der Vernunft, wenn Begierde auf dieser und Leidenschaft auf jener Seite reizt.

Die Herrschaft der Begierden und Leidenschaften erstreckt sich weit; siehe wie volk-

volkreich ihre kleinsten Pfade sind, und wie leer die Wege der Vernunft und Religion. Leicht gewinnen sie der Vernunft den Vortheil ab. Werden die Nachfolger der Religion berückt, so folgt ihnen der Abgesandte der Religion, das Gewissen, der ihnen die Lehren der Erziehung ohn Unterlaß vorhält und sie wieder auf den rechten Weg zu leiten sucht. Sich selbst überlassen aber sind die, welche sich die Vernunft zum alleinigen Führer wählten. Stolz und Selbstvertrauen hintergehen die Vernunft, und Gewohnheit fesselt die Verführten und schleppt sie fort ohne Hoffnung zur Rückkehr."

„Siehst du dort die Verirrten, die dem Zurufe des Gewissens nicht Gehör gaben: sie strecken weinend ihre Hände aus, Reue durchwühlt ihr Inneres, daß sie den Pfad der Religion verließen und vergebens strengen sie ihre Kräfte an die Fesseln zu zerbrechen, die sie in einer unbarmherzigen Skla-

verei

verei halten. Es gehört Entschlossenheit dazu der Religion zu folgen; allein sie belohnt die Anstrengung, Beharrlichkeit und Treue mit unvergänglichem Lohne.“

„Hebe deine Augen auf, Salah,“ wiederholte der himmlische Geist, „und sieh dort diejenigen, die auch die Gebothe der Vernunft vernachlässigen.“

Und ich sahe, wie mehrere vom Ehrgeitz irre geleitet wurden. Er zeigte ihnen unaufhörlich die Palläste auf dem Berge und führte sie über Klippen und Abstürze. Viele kamen nicht wieder zum Vorschein und die übrigen, die nach manchen gefährlichen Stürzen das Ziel errungen zu haben glaubten, geriethen in die Gewalt des Geitzes, des grausamsten Tyrannen, der sie mit eisernen Ketten belegte und sie in den Abgrund der Verzweiflung stürzte. Andere befanden sich im Gefolge der Unmäßigkeit. Sie führte sie den Wohlgerüchen nach und zu den Früchten, die über und

zwi-

zwischen den Klippen herunterragten. Mit Begier streckten sie darnach; aber kaum ers haschten sie mit der einen Hand einen Ast, um mit der andern die Früchte abzupflücken, so brach der Ast und sie stürzten in den Abgrund, welchen der Tod zu ihren Füßen geöffnet hatte. Andere waren vom Wege der Vernunft in die Labyrinthe der Gleichgültigkeit gerathen. Sie blickten unaufhörlich auf die Bahn zurück, die sie verlassen hatten, nahmen sich vor, Morgen wieder umzukehren, und blieben wo sie waren.

Der Ausschweifling sang und lachte auf seinem Wege, der Ehrgeizige frohlockte über den Fall seines Mitbuhlers; allein die Sklaven der Gleichgültigkeit entbehrten sogar jedes Scheinvergnügen. Mürrisch und schwerfällig schleppten sie sich keuchend in die Mohngärten, wo die Melancholie die Thüre hinter ihnen verschloß, sie unaufhörlich beunruhigte, jede Erholung, jeden

Schlummer führte, bis sie in den Abgrund der Verzweiflung sanken.

Dieser traurige Anblick versetzte mich in tiefes Nachdenken. „Erinnere dich, Salah, was du gesehen hast, und sey weise," sagte der himmlische Geist lächelnd zu mir und verschwand.

Ich erwachte bei diesen Worten und befand mich in der nehmlichen Stellung wie ich mich hingelegt hatte, unter der Zeder auf der Pläne, die ringsum mit hohen Felsenspitzen umgeben war, und die Vögel der Luft begrüßten mit lauten Gesängen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

21. Wer gesund und froh leben will, muß arbeiten.

Zu Bagdad lebte ein Steinschneider, Nahmens Abdullah, der seinem einzigen Sohne eine gute Erziehung gegeben hatte. Als er spührte, daß sich ihm der Todesengel nahe, ließ er seinen geliebten Sohn, die einzige Freude seines Lebens zu sich rufen, um noch einmal den Trost zu genießen ihn zu umarmen, und ihm sterbend einen väterlichen Rath zu ertheilen, der seinem jugendlichen Alter zu statten kommen könnte. Er empfahl ihm die göttlichen Gebothe nie aus der Acht zu lassen, und um ruhig zu leben, es sich zur Hauptregel zu machen: nie den Abend vorher zu sorgen, was er Morgen

thun wolle. Der Vater ſtarb in den Armen ſeines Sohnes.

Der junge Dgerberi war noch nicht volle zwanzig Jahr alt; er hatte einen guten Vater verlohren; allein jugendlicher Leichtſinn ließ ihn bald ſeinen Verluſt verſchmerzen. Er war unabhängiger Beſitzer von mehrern Häuſern, von prächtigem Hausgeräthe, und von fünf hundert tauſend Zechinen, die er in einem Keller in funfzig goldnen Vaſen fand. Dieſe Summe war einem jungen Menſchen, der keinen richtigen Begrif von Reichthum hat, mehr als alle Schätze Indiens. Er überließ ſich ganz ſeinem Vergnügen und ſchonte keinen Aufwand; er kaufte eine Menge Sklavinnen und kleidete ſie prächtig, und ſeine Tafel war immer gedeckt für junge Leute von ſeinem Alter, die ſich zu ihm drängten ihm ihre Aufwartung zu machen, und die ſeiner Eitelkeit ſchmeichelten indem ſie ſeinen Aufwand bewunderten, ſeine Muſik

treflich,

treflich, seinen Wein göttlich und die Auswahl seiner Speisen unübertreflich fanden.

Das Meer würde ausgeschöpft werden können, wenn es keinen Zufluß hätte. Ein solcher Aufwand verschlang sehr bald seine ganze Erbschaft. Die Vasen waren ausgeleert und verkauft, und ihnen folgten bald seine Häuser in der Stadt und auf dem Lande. Seine Sklavinnen behielt er am längsten bei; aber auch diese sahe er sich zuletzt genöthigt zu verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen, da er zu gut und ehrlich dachte, als daß Jemand durch ihn verlieren sollte.

Auf einmahl sah er sich von allem Vermögen entblößt und zugleich von allen seinen Freunden verlassen. Zum Glück hatte ihn die Natur mit körperlicher Stärke und Gesundheit begabt, auf welche sein vorhergehendes Wohlleben nicht den mindesten Einfluß gehabt hatte. Da er keinen an-

dern Weg vor sich sahe, sich seinen Unterhalt zu erwerben, so übernahm er das Geschäft eines Lastträgers und ward bald allen andern vorgezogen, theils weil er ganz außerordentlich schwere Lasten tragen konnte, theils auch weil er sein Geschäft mit viel Einsicht und einer unveränderten Fröhlichkeit betrieb. Mit dem guten Rathe seines Vaters, der unvergänglicher war, als seine hinterlaßnen Schätze: am Abend nicht zu sorgen, was er Morgen thun wolle, verband er noch eine andere Regel: Heute zu vergessen, was gestern vorgefallen; und so lebte er eine geraume Zeit zufriedner und glücklicher als irgend Jemand in der ganzen Stadt. Seine Arbeit fiel ihm nicht schwer, er hieng nicht mehr von den Vergnügungen ab, deren Sklav er gewesen war; er war nicht mehr von eigennützigen falschen Freunden umgeben, er sah sich nach seinem Stande geehrt, und erwarb sich durch seine Arbeit

heit ſo viel als er zu ſeinem Unterhalt nöthig hatte, ohne daß ihn Sorgen und Kummer für Weiber und Kinder in ſeiner Ruhe ſtöhrten.

Als er einſt des Abends ſpät von einem Landhauſe zurückkam, wohin er ein Paket getragen hatte, hörte er am Ufer des Tigers, ein klägliches Geſchrei aus dem Fluſſe her: „um Gottes willen rette mich!“ —

Er erkannte eine weibliche Stimme; das Geſchrei drang ihm an die Seele und ohne an die Gefahr des reißenden Strohms zu denken, ſtürzte er ſich in's Waſſer und war ſo glücklich die Unglückliche, die ihre Kräfte verließen und im Unterſinken war, zu retten und an's Ufer zu bringen. Als ſich das Frauenzimmer etwas erhohlt hatte, bath ſie ihn, ſie in ihr Haus zu begleiten, das ſie ihm beſchrieb. Ogerberi willigte ein und hörte ſchon von ferne Kinder weinen und ihre Mutter rufen. Die Frau zündete eiligſt Feuer an, als ſie hin-

ein kamen, um ihre durchnäßten Kleidungen etwas zu trocknen.

„Genieße das Bewußtseyn deiner edeln That," sagte sie darauf zu Tgerbert, „sieh, diesen Kindern hast du ihre Mutter gerettet!"

Ihr Herz ergoß sich darauf in Dankbezeigungen, die er mit aller Bescheidenheit ablehnte; und auf seine Frage, wie sie in die Gefahr gerathen sey, erzählte sie ihm folgendes.

„Vor ungefehr einigen Monaten kam eine alte Frau zu mir und sagte: ich habe noch nie die Predigt in der großen Moschee versäumt und heute bin ich durch unerwartete Geschäfte abgehalten worden mich nach Vorschrift zu waschen. Habe die Güte und gieb mir ein Gefäß mit Wasser, daß ich die Reinigung vornehmen und in die Moschee gehen kann. Ich willfahrte ihr gern und aus der Moschee kam sie wieder zu mir, und erneuerte ihre Danksagungen.

gen. Ich nöthigte sie mit mir zu Mittage zu essen; ich hielt sie für eine fromme Frau und bath sie für meinen Mann zu beten, der verreist ist. Sie schlug die Einladung aus: „ich werde Gott bitten, meine Tochter," sagte sie zu mir, „die die Willfährigkeit zu vergelten, die du mir heute erwiesen hast, indessen einer Frau von meinem Alter geziemt es nicht auswärts zu essen."

„Sie verließ mich unter tausend Segenswünschen und besuchte mich von der Zeit alle Freitage. Vorgestern kam sie auch wie gewöhnlich und sagte: „meine Tochter, du hast mich oft gebethen, daß ich einige Zeit bei dir bleiben soll; ist es dir gemächlich, so kann es diesen Abend geschehen; wir wollen mit einander essen und dann die Nacht in Gebeth zubringen, daß Gott deinen Mann gesund und glücklich zurück geleite: jedoch mit der Bedingung, daß du mich Morgen mit dem frühsten in mein Landhäuschen jenseit des Tigers begleitest,

wo die Hochzeit einer meiner Anverwand-
ten gehalten werden soll. Ich kehre alsdann wieder mit dir zurück."

„Ich nahm ihren Vorschlag an, wir giengen mit Anbruch des Tages, fanden einen Kahn am Ufer des Tigers, der auf uns wartete und uns übersetzte. Ein abgelebter und übelgekleideter Greis empfieng uns als wir ausstiegen und führte uns in eine Schäferhütte, in einer wenig bewohnten Gegend, wo wir bereits funfzehn Frauenzimmer bei einander fanden. Wir wurden sehr wohl empfangen; allein demohngeachtet erregte mir alles was ich sah Verdacht daß ich von der Alten betrogen worden sey. Ich fragte sie darauf, wo die Hochzeit, von welcher sie mir gesagt, gehalten werden solle, und ihre zweideutige Antwort überzeugte mich völlig von der schändlichen Absicht der Alten, daß sie mich meinen Kindern und meinem Manne entreißen, und als Sklavin verhandeln wolle.

wolle. Ich verbarg meine Unruhe so viel möglich, stellte mich so heiter, als es mir nur mein blutendes Herz erlauben wollte, und nahm an allen Vergnügen Theil, die meine Gefährtinnen veranstalteten. Mit Untergang der Sonne stellte sich ein Mann mit einigen Sklaven ein und nun blieb mir kein Zweifel an meinem Unglücke. Man trug von Abendessen auf und ich mußte neben dem Manne Platz nehmen, der mir sehr freundlich begegnete. Nach Tische machten die Frauenzimmer Musik, sangen und tanzten wechselsweise. Ich flehte zum Allmächtigen mich aus den Händen der Tyrrheit zu erretten, und stahl mich unvermerkt hinaus. Zum Glück fand ich die Thüre nur angelehnt und nun lief ich von Angst und Furcht getrieben so sehr ich konnte. Ich hörte bald Stimmen hinter mir; man hatte meine Entfernung wahrgenommen und verfolgte mich. Ich erreichte das Ufer des Tigers; ich war entschlos-

sen

sen alles zu wagen, da mir meine Verfolger immer näher kamen; ich flehte zum Allmächtigen um Beistand und stürzte mich in den Fluß. Er sandte dich zu meiner Rettung; sein Nahme sey ewig gepriesen!"

Das gute Weib umarmte ihre Kinder, führte sie vor ihn und sagte: „hier seht den Retter eurer Mutter! verehret ihn ewig als meinen Vater, wie ich ihn verehren werde."

Sie gieng darauf hin und hohlte ihm einen Beutel mit hundert Zechinen und einen prächtigen Teppich, bath ihn, daß er die Wenigkeit von ihrer Erkenntlichkeit annehmen möchte, und beklagte es, daß sie ihm nicht mehr anbiethen könnte.

Dgerbert verweigerte alles und versicherte sie, daß er sich schon dadurch glücklich und belohnt genug fühle, daß ihn Gott zu einer guten Handlung ausersehen habe. Endlich auf ihr inständiges Anhalten,

ten, und da er überlegte, daß es einem dankbaren Herzen wehe thut, wenn man sich seinen Aeußerungen ganz entzieht, so nahm er den Teppich an und kehrte mit dem frohen Bewußtseyn, welches jede gute uneigennützige That begleitet, nach Hause.

Dgerberi's Fleiß, Treue und Geschicklichkeit, verschafte ihm so viel Arbeit, daß er allein fast eben so viel zu thun hatte, als die übrigen Lastträger zusammen. Jedermann wollte ihn gern haben und man wartete lieber etwas auf ihn, als daß man einen andern nahm. Dieß bewog die übrigen Lastträger, daß sie zu Dgerberi kamen und ihm den Vorschlag thaten: wenn er nicht mehr arbeiten wolle, so solle er täglich von ihnen zehn Asper haben. Dgerberi gieng den Vorschlag ein und lebte nun noch ruhiger. Allein bald hatte er Ursache diese Verbindlichkeit zu bereuen. Er war der Arbeit gewohnt und durch die Arbeit hatte er seine Gesundheit dauerhaft erhalten.

ten. Die Muße hingegen schwächte ihn und bald ward er krank und elend. Da die Lastträger sahen, daß er ihrer Arbeit jetzt keinen Eintrag thun könne, nahmen sie ihr Wort zurück und zahlten die versprochenen zehn Asper nicht mehr. Er sah sich nun auf einmahl dem äußersten Elende Preis gegeben ohne daß er sogleich sich zu helfen wußte.

Endlich fiel ihm die Frau ein, die er aus dem Tiger gerettet hatte. Er schlich zu ihr und fand ihren Mann, der damals bald nachher von seiner Reise glücklich und mit vielen Reichthümern aus Indien zurückgekommen war. Dgerberi gab sich zu erkennen, klagte ihm seine Krankheit und bath ihn um Beistand bis er wieder hergestellt sey. Mit freudiger Dankbarkeit nahm ihn der Mann auf, wies ihm ein eignes Zimmer an und verpflegte ihn auf die beste Art, daß er sich bald wieder erholte.

Dger-

Dgerberi kehrte dann wieder zu seiner Arbeit zurück. Es kostete ihm anfangs Anstrengung und Mühe; aber je länger er anhielt, je mehr fühlte er seine Kräfte zunehmen. Mit seinen Kräften kehrte auch seine Heiterkeit zurück, und bald war er wieder der gesundeste, fröhlichste und glücklichste Mensch in ganz Bagdad und gab Jedermann die Lehre: wer gesund und froh leben will, muß arbeiten.

22. Der unzufriedne Derwisch.

Haben wir ein dringendes Bedürfniß, so denken wir bloß darauf, wie wir es befriedigen wollen. Gelangen wir dahin, so erwachen neue Begierden. Diesen entgegen arbeiten ist Weisheit und Tugend — leitet zum Genuß einer glücklichen Zufriedenheit,

denheit, sich von ihnen hinreißen lassen, ist das gewöhnliche Schicksal der Kinder des Staubes. Die Begierden sind die Quelle des Lasters — die Ursache des Unglücks.

Ein armer einäugiger Derwisch, der in einer einsamen Felsenhöle wohnte, litt ungemein von Frost und Kälte weil er fast nackend war. Er flehte zu Gott:

„Vater der Derwische! Schöpfer der Engel und Menschen! Erhalter und Regierer des Weltalls: ich beklage mich nicht, daß ich einäugig bin: es war dein heiliger Wille, welchen ich in Demuth anbethe; aber ich leide unaussprechlich von der Kälte; ich flehe um ein Gewand meine Blöße zu decken. Du siehst es selbst, ich begehre es nicht aus Eitelkeit: es sey von geringem Werthe, wenn es mich nur vor der Kälte schützt."

„Wärme dich an meiner Sonne, mein Sohn," ertönte eine Stimme, „wenn deine Grotte dir zu [illegible] ist."

Der

Der Derwisch warf sich auf sein Angesicht zur Erde und erwiederte: „Herr, es regnet, und ich begehre nicht, daß du deine Sonne um meinetwillen immer scheinen lassen sollst; ach! ich begehre ja nur ein schlechtes Kleid und du an Gaben so unerschöpflich reich, wolltest mir meine kleine Bitte versagen?“

„Deine Bitte soll dir gewährt werden!“ versetzte die Stimme.

Nach einigen Tagen fand sich ein Greis bei dem Derwisch in der Grotte ein, welcher ihm, von Mitleiden gerührt, eine Kutte schenkte, die zwar alt und abgetragen, aber doch seine Blöße vor der Kälte zu schützen, geschickt war.

„Herr, ich danke dir für das Gewand,“ rief der Derwisch, als sich der Greis entfernt hatte, „aber ich hoffte es würde besser und schöner seyn.“

23. Der Kaufmann und sein Freund.

Ein Kaufmann beschloß seine Vermögensumstände durch eine Handlungsreise nach Indien zu verbessern. Jedoch wollte er nicht alles wagen, was er besaß, damit er, wenn sein Unternehmen nicht nach Wunsche ausfiele, oder wenn ihn Unglücksfälle träfen, bei seiner Rückkunft doch noch etwas vorfände, wovon er seine nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen könnte. Er gab also einem seiner Freunde eine beträchtliche Menge Eisen in Verwahrung, bath ihn, daß er es ihm bis zu seiner Zurückkunft aufheben möchte, und reiste ab.

Nach einer geraumen Zeit kam der Kaufmann zurück und verfugte sich sogleich zu seinem

seinem Freunde, um sein Eisen in Empfang zu nehmen; allein dieser, der mittlerweile Geld gebraucht und das Eisen verkauft hatte, antwortete: „lieber Freund, mir ist ein verzweifelter Streich begegnet: ich dachte wie gut ich dein Eisen in einer Kammer verwahrt hätte, und wie ich von ohngefehr einmahl zusehe, entspringt eine Ratte, die das ganze Eisen aufgefressen hat."

Der Kaufmann stellte sich einfältig und erwiederte: „das ist sehr möglich; die Ratten sollen auch Eisen vorzüglich gern fressen."

Diese Antwort war dem Freunde sehr erwünscht, und um allen Verdacht von sich zu entfernen bath er den Kaufmann zum Mittagsessen auf Morgen.

Dieser nahm die Einladung an und nahm Abschied. Als er darauf nach Hause gieng begegnete ihm auf der Straße ein Kind seines Freundes, welches er mit nach

Hause nahm und einschloß. Am folgenden Tage stellte er sich bei seinem Freund um die bestimmte Zeit ein und fand ihn sehr bekümmert. Er fragte was ihm begegnet sey, und sein Freund antwortete:

„Verzeihe lieber, wenn ich dich nicht mit einem so heitern Gesichte aufnehmen kann, als ich wünsche; ich habe ein's von meinen Kindern verlohren; ich habe es mit Trommelschlag aufsuchen lassen und es ist nirgends zu finden."

„Als ich gestern nach Hause gieng," antwortete der Kaufmann, „sah ich eine Hornеule, die in der Luft ein Kind forttrug; ob dieß dein Kind gewesen seyn mag, kann ich aber nicht sagen."

„Grausamer," rief der Freund, „du kannst des Schmerzes eines bekümmerten Vaters spotten, daß du ihm eine so widersinnige und unvernünftige Antwort giebst? — Eine Hornеule, die mit allem zwei bis

drei

drei Pfund wiegt, soll ein Kind tragen, das gegen funfzig Pfund schwer ist?

„Darüber wunderst du dich?“ antwortete der Kaufmann „in einem Lande wo eine Ratte so viel Zentner Eisen fressen kann, kann auch wohl eine Eule ein Kind von funfzig Pfunden forttragen.“

Nun merkte der Freund wohl den Zusammenhang, und daß sein Freund so einfältig nicht war, als er geglaubt hatte. Er gestand es ihm, daß er ihn um das Eisen hatte betrügen wollen, ersetzte ihm den Werth desselben und erhielt sein Kind wieder.

24. Der bestrafte Geiz.

Nurgehan Kaiser der Mogolen bemerkte, daß ein alter Töpfer, der sein Häus-

chen in der Nähe des Pallastes hatte, täglich sehr inbrünstig zu Gott betete. Als er einst vor seiner Werkstätte vorüber gieng, blieb er bei ihm stehen und redete ihn an:

„Ich habe gesehen, wie du so eifrig deine Geschäfte treibst und unabänderlich dein Gebeth verrichtest; bitte von mir, was dein Herz begehrt und es soll dir gewährt werden."

Ohne sich zu bedenken, antwortete der Töpfer: „so gebeut Herr allen deinen Staatsbedienten, daß ein jeder von ihnen, der vor meiner Werkstätte vorüber geht, mir einen Topf abkaufen und mir bezahlen müsse, was ich dafür fordere. Ich werde diese Erlaubniß nicht mißbrauchen, sogar werde ich von jedem, der mir abkauft verlangen, daß er den Topf aufbewahre und „deinem Dienst anwende."

Nurgehan gewährte ihm sogleich die Bitte und ertheilte seiner Leibwache den

Be-

Befehl, darauf zu ſehen, daß mit Kauf und Verkauf alles gehörig beobachtet würde, und daß ſie außerdem alles thun ſollten, was der Töpfer verlangen möchte.

Der Töpfer benutzte die erhaltne Gnade ſehr mäßig; er war zufrieden, daß er ſeine Waare abſetzte, verlangte nicht über den Werth, ſchätzte ſich glücklich daß er ſich durch ſeine Arbeit nähren konnte und harrte der Zeit, daß er dem Kaiſer einen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit geben könnte.

Ein Vezier Nurgehans war geizig: allein, aus Furcht ſeinem Herrn zu mißfallen, ſuchte er dieſes Laſter mit der äußerſten Sorgfalt zu verheimlichen. Als er eines Morgens zur Audienz zum Kaiſer gieng, überreichte ihm der Töpfer einen Topf und verlangte eine Zechine. Der Vezier ſchlug ihn aus und ſagte: er könne doch nur im Scherz eine ſo große Summe für eine Sache fordern, die mit der kleinſten Münze hinlänglich bezahlt ſey.

Indeſſen der Töpfer beſtand darauf, und da der Vezier zu ſeiner Weigerung noch Drohungen hinzufügte, ſo ſagte er: „da du dieſen Ton annimmſt, ſo ſollſt du mir nicht bloß die tauſend Zechinen für meinen Topf bezahlen, ſondern du ſollſt auch nicht anders zur Audienz des Kaiſers gelangen, als daß du den Topf die an den Hals hängſt und mich auf den Rücken hinträgſt, um mich über deine Weigerung und Drohung zu beklagen.“

Dieſe ernſthafte Wendung hatte der Vezier nicht geahndet; er gab nach, machte Entſchuldigungen und Ausflüchte und ſuchte ſo demüthigenden und erniedrigenden Bedingungen auszuweichen; allein da die vom Kaiſer beſtimmte Stunde zur Audienz da war, und die Leibwache ihn ebenfalls nicht in den Pallaſt hinein ließ, bis er dem Willen des Töpfers nachlebte, ſo ſah er ſich gezwungen, wenn er nicht alles von Verſäumung der anberaumten Stunde befürchten

fürchten wollte, nachzugeben, den Topf an den Hals zu hängen und den Töpfer auf die Schultern zu packen.

Der Kaiser ward ungemein überrascht als er seinen Vezier auf eine so lächerliche und seiner Würde widersprechende Art ankommen sahe, und fragte nach der Ursache dieses Aufzugs. Der Töpfer nahm sogleich das Wort, beschwerte sich nicht nur über die Weigerung ihm nach der zugestandnen Gnade den Topf abzukaufen, und über die Drohungen, sondern erzählte auch mehrere Beispiele, daß sich der Vezier durch seinen Geiz zur Ungerechtigkeit verleiten lassen.

Nurgehan verurtheilte den Vezier die tausend Zechinen dem Töpfer sogleich auszuzahlen, ließ die angegebenen Beispiele seines Geizes genau untersuchen, und da nicht nur diese gegründet waren, sondern sich noch mehrere aufklärten, so entsetzte er ihn seiner Würde, weil er einsahe, was der Geiz eines Ministers für unabsehbare

Folgen für einen Regenten haben müſſe; und dem Töpfer erwies er auf alle Art ſeine Erkenntlichkeit, daß er ihm über eine ſo wichtige Angelegenheit Aufklärung gegeben habe, die ohne ihn noch lange verſchwiegen und geheim geblieben wäre.

25. Der gewiſſenhafte Kaufmann.

Ein Kaufmann in Bagdad verkaufte alles, was er hatte und ſuchte ſo viel Geld zuſammen zu bringen als möglich; er reiſte darauf nach Indien und wollte einen Verſuch machen, ob er dort durch die Handlung ſeine Vermögensumſtände verbeſſern könne. Er war ein frommer, rechtſchaffner Mann, und zu ſeiner innigſten Freude nahmen ſeine Geſchäfte einen ſehr glücklichen Gang.

Allein

Allein einige Tagereisen von Masulipatan, ward er von Räubern angefallen und so rein ausgeplündert, daß er sich genöthigt sahe, um Allmosen zu bitten, um die Stadt zu erreichen.

Bei seiner Ankunft erkundigte er sich nach dem reichsten Kaufmanne in der Stadt, gieng zu ihm, erzählte ihm sein Unglück und bath ihn, daß er ihm Tausend Zechinen zum Darlehn geben möchte, um sein Glück auf's neue zu versuchen. Der Masulipatanische Kaufmann fragte ihn, was er ihm für Sicherheit oder Bürgschaft stellen könne.

„Die Räuber," antwortete jener, „haben mir nicht das Mindeste gelassen; indessen hoffe ich, du wirst mit dem Bürgen zufrieden seyn, den ich dir stelle: ich habe Niemanden auf der Welt, als Gott den Allmächtigen."

Der Masulipatanische Kaufmann wurde durch diese Antwort gerührt und zahlte ihm

ihm auf einen Handschein, in welchem Gott als Bürge angeführt wurde, die verlangten tausend Zechinen.

Der Kaufmann von Bagdad reiste unter tausend Seegenswünschen ab, und sein erborgtes Kapital verzinsete sich durch seinen Eifer, Fleiß und Betriebsamkeit so gut, daß er nach Jahresfrist in Ormus sich im Besitz von fünf tausend Zechinen sah. Der Zahlungstermin nahte nun heran und er wäre herzlich gern abgereist seinen großmüthigen Gläubiger zu befriedigen, aber zum Unglück trat jetzt die stürmische Jahreszeit ein, daß sich kein Fahrzeug in die See wagte. Daß er sein Wort nicht halten sollte zog er sich so zu Gemüthe, daß er krank wurde. Endlich hatte er folgenden Einfall: er höhlte ein Stück Holz aus, spindete die tausend Zechinen mit einem Briefe an seinen Gläubiger in Masulipatan hinein, verpichte es sorgfältig, drückte die Adresse an den Kaufmann auf

die

die Verpichung und warf es mit den Worten in's Meer: „mein Gott ich habe dich meinem Gläubiger zum Bürgen gestellt, laß dieses Holz mit dem Gelde glücklich in seine Hände gelangen, welches er mir auf deinen heiligen Nahmen in meiner äußersten Dürftigkeit lehnte.“

Er glaubte hiermit sein Wort erfüllt zu haben, beruhigte sich und erlangte seine völlige Gesundheit wieder.

Wirklich führte auch der Zufall das Holz in die Hände des Kaufmanns zu Massulipatan. Er fuhr auf einer Barke am Seeufer spatzieren; die besondere Form des schwimmenden Holzstückes zog seine Aufmerksamkeit auf sich; er ließ es von seinen Sklaven auffangen und erstaunte nicht wenig seinen Nahmen auf der Verpichung zu finden. Er öfnete den Spund und fand zu seiner noch größern Verwundrung Brief und Geld von seinem Schuldner.

Sobald

Sobald die ſtürmiſche Jahreszeit vorüber war, machte ſich auch der Kaufmann von Bagdad auf den Weg, da es doch ſehr ungewiß war, ob ſein abgeſchicktes Geldſchiff von ſo eigner Art angekommen und an den rechten Mann gelangt war, ob es gleich die Erfahrung für ſich hatte, daß Baumſtämme und andre Hölzer in der ſtürmiſchen Jahreszeit an jene Küſte getrieben wurden. Sobald ihn ſein Freund in Maſulipatan erblickte, rief er ihm entgegen: „der Nahme Gottes ſey geprieſen, der es ſo wunderbar fügte! deine Handſchrift iſt getilgt; du biſt ein ehrlicher Mann, ich freue mich, daß ich dir habe dienen können. Laß uns die Güte Gottes bewundern und anbethen!“

26. Auch das Heiligſte iſt dem Mißbrauch der Bosheit ausgeſetzt.

Der Cadi Mehemed ibn Mukatil verwaltete die Gerechtigkeit zu Khoraſſan mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit als Rechtſchaffenheit, und ſeine liebſte Beſchäftigung war das Studium der Geſetze. In einer ſchlafloſen Nacht, ſtand er auf um die Zeit zum leſen zu nutzen; er ſchlug das Buch auf und die erſte Zeile die ihm in die Augen fiel, war die Stelle aus dem Koran: „es ſagt der Geſandte Gottes: geh, und verrichte dein Gebeth im lachenden Grün eines Gartens.“

Dieſe Stelle machte ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihr zu gehorchen beſchloß; er

er legte das Buch hin, beſtieg ſein Maulthier und trabte ſeinem Garten zu, der aber eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Er war allein; in der Eilfertigkeit dachte er nicht an eine andere Vorſchrift des heiligen Buchs: „nie ſich ohne Geſellſchaft auf den Weg zu machen.“

Die Nacht war ſehr dunkel. Wie er ſo forteilt, ohne auch nur zu ahnen, daß ihm etwas Böſes begegnen könne, wurde er plötzlich durch einen fürchterlichen Anruf erſchreckt. Der berufenſte Räuber dieſer Gegend hielt ihn an, befahl ihm abzuſteigen und ſeinen Pelz auszuziehn.

„Schämſt du dich nicht,“ ſagte der zitternde Mehemed einen Cadi der Rechtgläubigen zu berauben?“

„Jeder treibt ſein Handwerk,“ erwiederte der Räuber, „und das meinige iſt die Rechtgläubigen zu plündern. Uebrigens,“ fuhr er fort, „wundert es mich, daß du bei der Klugheit und Erfahrung, die

die dein Stand voraussetzt, nicht so viel Verstand gehabt hast die Vorschrift des göttlichen Orakels für alle Reisende zu befolgen."

„Ich glaubte," antwortete der Cadi, „die Dämmerung sollte anbrechen."

„Eine schöne Entschuldigung für einen Cadi," versetzte der Räuber; „du ein Rechtsverständiger und machst dich solcher Irrthümer schuldig? Die Kenntniß der Gestirne würde dich belehrt haben, wie viel Uhr es sey. Eine solche Unwissenheit ist die wohl einem Lehrer der Gesetze verzeihlich?"

„Die Sterndeuterei," antwortete der Cadi, „ist eine verbothene Wissenschaft, und wer sie treibt macht sich den Ungläubigen gleich."

„Dieß widerspricht einer Stelle im Koran," entgegnete der Räuber; „ich habe, spricht Gott, das Firmament geschaffen und es mit funkelnden Sternen geschmückt,

damit das Auge des Menſchen ſich daran weide. Und an einem andern Orte: ich gab auch die Sternenzunahkunft, damit ſie euch leuchte durch die Finſterniſſe des Meers und der Erde. Wie oft! ich kann mich nicht genung wund, wie du dich bei ſo großer Unwiſſenheit unterfahen kannſt dich des Titels eines Cadis der Rechtgläubigen anzumaßen. Aber die Zeit iſt zu koſtbar, als daß wir ſie mit unnützem Geſchwätze verſchwenden ſollten: ich verlange dein Thier und deine Kleider.

Der Cadi ſuchte zu ſögern und fragte den Räuber: „da du ſo viele Kenntniſſe beſitzeſt, ſo wirſt du mir auch ſagen können, um welche Zeit es anjetzt ſey?“

„O ja,“ antwortete jener, „nichts iſt leichter: es iſt die Stunde, in welcher der Mond den Rand begünſtigt. Künftig entferne dich nicht früher von der Stadt als drei Stunden nach Tages Anbruch.“

Der

Der Cadi lächelte über die Warnung des Räubers und führte die oben angegebne Stelle des Korans als Veranlassung seines Spazierritts an. Diese beantwortete der Räuber mit der andern: „reise nicht allein!“ und fuhr fort: „hättest du dich in Begleitung deiner Sklaven auf den Weg gemacht, so würde ich die Kühnheit nicht gehabt haben dich anzufallen; allein so hat dich Gott in meine Hände gegeben, um dich für deine Unvorsichtigkeit zu bestrafen. Du giebst dem Dollmetscher und Vollzieher seines Willens dein Thier und deine Kleider, und thust damit nicht mehr als die Pflichten des Zekiat *) erfüllen, die dir bekannt seyn müssen. Ein Gebeth ohne den Zekiat, heißt es im Koran, gleicht einem Baum, der keine Früchte trägt, und

*) Zekiat ist der Zehnde von allen seinen Gütern, welchen jeder rechtgläubige Muselmann jährlich den Armen zu geben verpflichtet ist.

der Zekiat ohne Gebeth, einem Gewitter ohne Regen. Befolge also das Gebot des Korans."

„Befolge du es," erwiederte der Cadi mit bitterm Lächeln, „steht nicht geschrieben: Plage uns nicht! und doch sehe ich, daß die bösen Geister nicht aufhören die Nichtgläubigen zu plagen!"

„Wenn du mich mit einem bösen Geiste vergleichst, versetzte der Räuber lachend, so bekennst du dich selbst zum Ungläubigen; denn sagt nicht der Koran: ich habe die bösen Geister gesandt zur Plage der Ungläubigen."

Was der Cadi nur immer vorbrachte, darauf hatte der Räuber auch eine Antwort, die er mit einer Stelle aus dem Koran unterstützte, in Bereitschaft, womit er seine ganze Gelehrsamkeit zum Schweigen brachte. Er wußte die Sprüche, Erläuterungen und Spitzfindigkeiten der größten Ausleger an den Fingern herzuzählen. Mehemed

Hemed verzweifelte seine ungläubige Hartnäckigkeit durch Vorstellungen zu besiegen, fügte sich in sein trauriges Schicksal und gab ihm sein Thier und seine Kleider bis aufs Hemde. Aber auch das Hemde verlangte der Räuber. Er fragte: ob er zu Hause nicht mehrere habe, und ohne seine Antwort abzuwarten zog er es ihm aus und führte seiner Gewohnheit nach eine Stelle aus dem Koran an: „das Gebeth eines nackenden Menschen ist angenehm vor Gott.“ —

„Aber,“ unterbrach ihn der Cadi, „ich habe das Hemde nöthig, in Ermangelung eines Teppichs, um mein Gebeth zu verrichten.“ *)

„Richtige Ausflucht,“ rief der Räuber; „ist das Gebeth der Unglücklichen in Was-

*) Die Türken bedienen einen Teppich anstatt, wenn sie ihr Gebeth verrichten; in Ermangelung desselben nehmen sie ein Kleidungsstück.

fergefahr, die im Schwimmen um die Erhaltung ihres Lebens bethen ohne Verdienst? Sie können weder Teppich noch Hemde ausbreiten darauf zu knien, und eben so wenig brauchst auch du das Hemde dazu."

Jetzt ward er einen Ring an der Hand des Cadi's gewahr und forderte ihn.

„Es ist der Gerichtsring," sagte der Cadi, „womit ich die Akten besiegele, die vor meinem Gerichte ausgefertigt werden."

„Du lügst," schrie der Räuber hitzig, „hast du den Ring nicht an deiner rechten Hand? Wäre es der Siegelring würdest du ihn nicht an der linken tragen?"

Nun war der Cadi von allem möglichen entblößt und glaubte endlich des Räubers los zu werden; allein dieser suchte alles hervor seine Geduld auf's äußerste zu prüfen, und in der Absicht fragte er ihn, ob er Schach spielen könne? Der Cadi bejahte es.

„Gut,"

„Gut,“ versetzte darauf der Räuber, wir wollen eine Partie spielen; gewinnst du sie, so erhältst du alles wieder, was ich dir abgenommen habe.“

Die Begierde seinen Verlust auf eine gute Art wieder zu erhalten, ließ den Cadi vergessen, daß er nackend war; er fieng an beim schwachen Schein der am Horizont heraufkommenden Morgendämmerung, mit dem Räuber Schach zu spielen; allein die Geschicklichkeit seines Gegners vereitelte bald seine Hoffnung; in wenigen Augenblicken hatte er verloren.

Der Cadi sprang wüthend auf, da er auch hierinnen den Räuber sich überlegen fand, und wünschte ihm alles mögliche Unglück auf den Hals. Allein seine Vorwürfe rührten diesen wenig; er erwiederte spottend:

„Gott verzeih dir's, daß du nicht mit besserer Art Mangel zu erdulden weißt!“ schwang sich auf's Maulthier und war in einem Nu verschwunden.

Nackend und beschämt schlich sich der Cadi nach Hause, und gern hätte er sein Abentheuer selbst vor seiner Frau verheimlicht, wenn es möglich gewesen wäre.

„Was ist dir begegnet?“ fragte sie voll Erstaunen über seinen Aufzug, „wo hast du den Maulesel und deine Kleidung?“ —

Der Cadi erzählte ihr auf die klägliche Art wie ihn der boshafte Räuber behandelt hatte, und noch nicht war er mit seiner Erzählung zu Ende, als sich ein gewaltiges Pochen an der Thüre erhob.

„Gott bewahre uns vor neuem Unglück!“ rief der Cadi im ersten Anfall des Schreckens und befahl aufzumachen. Das Blut erstarrte ihm in den Adern, als der Räuber mit einer Dreustigkeit hereintrat, als ob er nicht in seinem Hause, sondern in einem der abgelegensten Winkel gewesen wäre.

„Ich habe mir ein Haus gekauft,“ redete er den Cadi an, „es kostet mich hundert

dert Goldstücke; und da ich eben jetzt von allem baaren Gelde entblößt bin, so verlange ich diese Summe von dir. Du bist mein Sklave; dein ganzes Vermögen gehört mir. Ich kann dirs beweisen; bringe mich also nicht durch Widerspenstigkeit auf, die doch nichts helfen würde.

Die Frau des Cadi's wurde durch diese ungelenkbare Unverschämtheit außerordentlich aufgebracht.

„Bist du noch nicht gesättigt?“ rief sie, „hast du noch nicht genung an dem, was du schon gestohlen hast?“

Sie wollte in ihrem Eifer fortfahren, aber der Cadi flüsterte ihr zu: „Schweig und laß es die ja nicht merken, daß du mein Weib bist! der Elende wäre im Stande auch Ansprüche auf dich als ein Eigenthum, zu machen, das ich ihm entwendet hätte, und was noch mehr ist, seine Forderung zu beweisen. Und wenn die geschicktesten Rechtslehrer gegen ihn aufständen,

er würde sie alle niederdisputiren und plündern, und es ihnen obendrein beweisen, daß er sie plündern müsse!"

Er holte dem Räuber die hundert Goldstücke und war noch froh, daß er ihn so wohlfeilen Kaufs los ward.

27. Die Ohnmacht menschlicher Größe.

Als Sultan Mohammed die Annäherung seines Todes bemerkte, wollte er noch einmahl in allem Glanze seiner Hoheit vor seinem Volke erscheinen. Er saß auf einem goldnen Throne, von welchem er eine weite Ebene übersehen konnte. Zu seiner rechten saß sein Sohn auf einer Stufe des Throns; seine übrigen Kinder und zwölf hun-

hundert Fürsten standen vor ihm, und die vornehmsten Staatsbedienten lagen auf den Knien zu den Füßen des Throns. Alle seine Weiber, sein ganzer Hofstaat und alle seine Kriegsvölker zogen vor ihm vorüber; alle seine Schätze, sein Gold, seine Diamanten und andere Kostbarkeiten waren zu beiden Seiten wie zwei große Hügel aufgethürmt, deren Glanz im Schein der Sonne die Augen blendete.

Mohammed mit dem goldnen Stirnband um das Haupt, und dem Scepter in der Hand, wandte sich an seinen Sohn:

„Du kennst meine Macht, meinen Glanz, meine Größe," sagte er zu ihm, „dünken sie dir groß genung?"

„Herr deine Macht ist ohne Grenzen," antwortete der Prinz, „der Ewige verleihe dir langes Leben!"

„Glaubst du," fuhr Mohammed fort, „daß es mehrere Könige auf Erden giebt, denen ich an Macht und Größe nachstehe?"

„Es

„Es giebt keinen,“ antwortete der Prinz, „keine menschliche Macht und Größe kommt der deinigen gleich.“

„Ich bin der Mächtigste und Größte auf Erden in deinen Augen,“ sagte Mohammed darauf, „und dennoch — lerne menschliche Macht und Größe in ihrer Ohnmacht kennen! — bin ich unvermögend mein Leben nur um einen Augenblick zu verlängern; nicht einmahl so viel vermag ich, daß ich den geringsten Schmerz meines Körpers lindern kann. — Wehe dem, dessen Seele sich an die vergänglichen Dinge der Welt hängt! Die einzig wahre Macht und Größe, mein Sohn, ist allein bei Gott. Bald, bald erscheine ich vor seinem Throne, und ich, hier der Mächtigste und Größte der Welt, werde kleiner vor ihm sein und mehr zittern, als der elendeste Sklave vor meinem Throne zittert.“

28. Die drei Neidischen.

Zwei Reisende gesellten sich zu einem dritten, welcher schon hoch in die Jahre war. Unter andern fragte der Alte seine beiden neuen Gefährten nach der Ursache ihrer Reise.

„Ich habe bloß mein Vaterland verlassen, antwortete der eine, weil mir meine Nachbarn unausstehlich waren; ich haßte sie über alles, weil ich es unerträglich fand sie glücklicher zu sehen als mich. —

„Aus der nehmlichen Ursache, versetzte der zweite, „habe auch ich schon einen guten Theil der Erde durchzogen.“

„Sonderbar! „rief der Alte lächelnd,“ wohl nie fand sich eine Reisegesellschaft zusammen, die gleiche Ursache aus ihrem Vaterlande trieb!

So

So sehr außerdem Neid und Geselligkeit ihrer Natur nach einander entgegen sind, so kamen doch diese drei überein ihren Weg in Gesellschaft fortzusetzen und waren so ziemlich verträglich unter sich, bis sie eines Tages der Weg durch ein Thal führte, wo sie einen großen geborstenen Beutel mit Goldstücken erblickten, welchen ein Reisender verlohren hatte.

„Laßt uns theilen und in unsre Heimath zurückkehren und froh seyn!“ riefen alle drei, wie aus einem Munde; allein in dem Augenblicke fühlte auch jeder, daß es ihm unmöglich sey, etwas dem andern zu überlassen. Sie sprachen vom Theilen, machten Bedingungen, gaben Vorschläge, allein wie getheilt und wer theilen sollte, konnten sie nicht einig werden: selbst die herausgefallnen Goldstücke ließ keiner dem andern anrühren, und jeder dachte darauf, wie er sich des Fundes allein bemächtigen könnte. In dieser peinli-

nigenden Unruhe brachten sie zwei Tage und zwei Nächte zu, ohne zu essen noch zu trinken, noch zu schlafen; jeder rechnete darauf, daß die andern beiden ermüden sollten.

Am dritten Tage kam der König des Landes auf der Jagd in dieses Thal mit seinem Gefolge. Er näherte sich und fragte, was es mit dem Golde, welches sie vor sich liegen hätten, für Bewandnis habe!

Da sie sich auf diese Weise überrascht sahen, so hielten sie es für das rathsamste die Wahrheit zu gestehen.

„Wir werden alle drei von einerlei Leidenschaft gequält; antworteten sie, „der Neid hat uns aus unserm Vaterlande getrieben, er begleitet uns überall hin, und als die größte Wohlthat würden wir es ansehen, wenn wir von der folternden Leidenschaft geheilt werden könnten."

Um vielleicht ein Heilmittel anwenden zu können, „erwiederte der König," müß-

te jeder den Grad angeben, bis zu welchem sein Neid steigen kann."

„Mein Neid geht so weit," antwortete der eine, „daß ich Niemanden, wer es auch sey, auch nur die mindeste Wohlthat erzeigen kann."

„O da bist du gegen mich," rief der zweite, „ein sehr guter Mensch; mir ist es schon unausstehlich, wenn ich es sehe, daß Jemand gegen einen andern nur im geringsten wohlthätig ist.

„Bei dir," fiel der dritte ein, ist die Leidenschaft immer nur noch im Werden. Ich kann nicht nur keine Wohlthat ausüben und ausüben sehen, sondern ich finde es auch unerträglich, wenn man mir eine Wohlthat erweist."

Der König erstaunte über diese Selbstanklagen und wußte nicht sogleich was er darauf antworten sollte. Nach einigem Nachdenken aber, befahl er einem von seinem

nem Gefolge das Gold in Verwahrung zu nehmen, und sagte dann:

„Um euch von eurer Leidenschaft zu heilen, müssen euch alle Gelegenheiten benommen werden sie zu nähren. Laßt sehen, ob meine Mittel ganz unwirksam seyn werden. Du, der du Niemanden die geringste Wohlthat erweisen kannst, wirst ohne Lebensbedürfnisse in die Wüste verbannt; da die Menschen nichts von dir erwarten können, so bist du unwerth unter ihnen zu leben.— Und du, der du selbst nicht Wohlthaten erweisen sehen kannst, verlebe deine übrigen Tage im finstern Kerker, auf immer des wohlthätigen Tageslichts beraubt, dessen dich deine Leidenschaft unwürdig macht. Aber welche Strafe für dich, der du es sogar unerträglich findest, daß man dir eine Wohlthat erweist? — Ich werde dich in den wohlthätigsten Ort meines Reichs senden, wo dir deine Leidenschaft selbst zur grausendsten Strafe werden soll.“

Sie fielen vor dem Könige nieder und bathen um Gnade; allein das gefällte Urtheil ward unverzüglich vollzogen.

29. Der Großmogol und sein Hofmeister.

Zirway war einer von jenen Günstlingen des Glücks, die in allen ihren Unternehmungen ihre gewünschte Absicht erreichen; er schwang sich bis zum Großvezier und zum Hofmeister des jungen Octar, und leitete das Ruder des Staats bis zur Volljährigkeit seines erhabnen Zöglings.

So sehr sich Zirway vom Glück begünstigt sah, so ermüdete er dennoch den Himmel mit Klagen, wegen seiner Gestalt, er war buckelich und lahm, und zwar durch die Schuld seiner Amme, welche ihn hatte fallen

len laſſen. Er war darüber untröſtlich, und ſo wie er die Regierung überkam, ſo war dieß der erſte Beweis ſeiner Macht, daß er die Amme zum Tode verurtheilte und ein Geſetz gab: daß jede Perſon, welche ein Kind zu erziehen habe, mit ihrem Leben für die Geſundheit deſſelben haften ſollte.

Als in der Folge Octar die Jahre erreicht hatte, daß er die Regierung ſelbſt übernahm, ſo verſammelte er die Großen des Reichs, beſtieg ſeinen Thron und hielt folgende Rede.

Zirmon, du verdienſt meinen Dank und alles Lob, wegen des Beyſpiels, welches du an deiner Amme gegeben haſt, und durch dein Geſetz werden künftig diejenigen, welchen die erſten Augenblicke des Lebens meiner Unterthanen anvertraut ſind, zuverſichtlich wachſamer ſeyn; allein was ſind die Unvollkommenheiten des Körpers gegen die Unvollkommenheiten der Seele?

Unstreitig gabst du das Gesetz für diejenigen, welche die Jugend zur Arbeit und Tugend bilden sollen; du wolltest die schrecken, welche die Jugend mit den Wassern der Weisheit tränken sollen und sie sorglos sich an der Quelle der Sinnlichkeit und Lüste berauschen lassen; die, welche aus Schwachheit oder Bosheit den Leidenschaften schmeicheln, sie nähren und den Hang zum Laster begünstigen und ihm Vorschub geben. Hattest du diese löbliche Absicht, so ist es billig, daß ich sie unterstütze und daß dieß meine Absicht sey, will ich den Antritt meiner Regierung durch ein unvergeßliches Beispiel bezeichnen."

Zirway und die Großen ermangelten nicht dem jungen Monarchen die größten Lobsprüche wegen seiner Weisheit zu ertheilen und der erstere fühlte seinen Ehrgeiz um so mehr geschmeichelt, und mit den selbstgenügsamsten Blicken übersah er die übrigen Großen, und wollte sie es fühlen las-

lassen, daß er ihnen einen solchen Regenten gegeben habe. Octar fuhr fort:

„Wollte ich mein Beispiel an einer Person von geringem Stande aufstellen, so würde ich meine Absicht nicht erreichen und meine Völker könnten nur einen geringen Nutzen daraus ziehen; mein Beispiel soll eindringend seyn, es soll den Frechsten in Schrecken setzen und den spätsten Jahrhunderten noch zur Lehre dienen." —

„Zirway, verlaß deine erhabne Stelle; tritt zu den Füßen meines Throns. Ich will dich nicht richten; aber anklagen will ich dich, dein Schüler und Zögling nach der Ausdehnung, welche ich deinem Gesetze gegeben habe, und welche du in dem Augenblicke zugestanden hast. Du siehst deine Richter um meinen Thron versammelt; sie mögen dich verdammen oder lossprechen, das bleibt ihrem Gewissen und ihren Einsichten überlassen; ich bin bloß dein Ankläger.

Ich übergehe, „fuhr Octar fort, welcher Mittel du dich bedient hast um zu deinem Posten zu gelangen — aber ich klage dich an, daß du dich der schändlichsten Mittel bedient hast, dich meines Herzens zu bemächtigen und daß du mir solche Menschen zugesellt est, und durch deine Reden und dein Beispiel vorangiengst, um mich zu allen Ausschweifungen hinzuleiten.“ —

„Ich klage dich an, daß du mir alle Beschäftigung und Arbeit verhaßt gemacht, daß du mich in Weichlichkeit und Ueppigkeit und in der tiefsten Unwissenheit erzogen hast, um mich zur Regierung unfähig zu machen, um in meinem Nahmen Tyrann seyn zu können; noch mehr: daß du suchtest Unfähigkeit des Geistes mit Verdorbenheit des Herzens in mir zu vereinigen, um die ganze Last des Abscheues welchen deine Thaten erregten auf mich zu werfen. — Wußtest du nicht, Unglücklicher! daß Unfähigkeit eines Fürsten, ungleich größere Uebel

ers

erzeugt, als Bosheit? — Völker dies sind eure Tyrannen! bemitleidet die Fürsten, sie verdienen nicht euren Haß, sie sind bloß unglückliche Werkzeuge des Stolzes, der Herrschsucht, der Bereicherungssucht und der Rachgier der Grausamen, welche ihren Geist und ihr Herz verwahrlosten."

„Große meines Reichs, unerschütterliche Pfeiler des mogolischen Throns, die ihr so oft Beweise eurer Zuneigung und Treue gegen eure Fürsten und euer Vaterland abgelegt habt, achtet nicht auf Blutsverwandschaft oder irgend eine andre Verbindung oder Rücksicht; Gerechtigkeit und Vaterland leite euer Urtheil über Zirways Verbrechen."

Zirway ward zur Strafe der Königsmörder verurtheilt, welche indessen Octar zu einer gelindern Todesstrafe milderte. Dieß Beispiel verscheuchte Schmeichler und Verräther und tugendhafte und einsichtsvolle Männer ersetzten ihre Stelle.

Das Volk im Taumel nannte Octav seinen größten Fürsten, und der gemäßigte Weise urtheilte: er könne es werden.

30. Chinnong.

Fern vom Getümmel der Städte und dem Glanz des Hofes lebte der weise Chinnong *) unter den fleißigen Landbewohnern in

*) Chinnong lebte in den ersten Jahrhunderten des Chinesischen Reichs. Er war Erfinder der Steuerruder und der nöthigsten Ackerwerkzeuge, deren Gebrauch er lehrte und verbreitete. Dekorezen bestieg er als gemeiner Bürger den Thron. Er erhob den Ackerbau über die Handlung und ernannte die geschicktesten und weisesten Bauern zu Mandarine. Von ihm rühret das Feld her, welches die Chinesischen Kaiser mit eigner Hand bearbeiten sollen. Man nannte ihn den himmlischen Bauer. Als Kaiser heilte er mit einfachen Arzneimitteln an sich selbst vorher Proben an, und dann erst theilte er sie seinen Unterthanen mit.

in stiller Ruhe und genoß alle die Süßigkeiten, welche ein genügsames Herz genähret. Ihre einfachen Sitten, ihre ungekünstelte Fröhlichkeit, ihre unschuldigen Ergötzlichkeiten stimmten sein Herz zu einer sanften Freude, welche nur der Tugendhafte zu genießen fähig ist.

Ein Großer des Reichs äußerte seine Verwunderung darüber, daß er sich unter so rohen und ungebildeten Menschen aufhalten könne — „warum," setzte er hinzu, „kommst du nicht an den Hof? deine Weisheit kann die eine Wohnung in einem Pallaste verschaffen."

Ruhig lächelnd erzählte Chinnong dem Großen folgende Fabel:

Ein Berg sagte zu einem Manne, welcher im Thale wohnte: „wie kannst du dich so erniedrigen und mitten zwischen Morästen wohnen? ersteige meinen Gipfel und du wirst mit Sternen umgeben die Wolken zu deinen Füßen hinwallen sehen."

„Eine so erhabne Wohnung," antwortete der Mann, „reitzt meine Begierde nicht. Es ist wahr, man würde vielleicht glauben, daß wir die unermeßliche Last des Himmels zu tragen anvertraut sey. Allein dieser Wahn führt mich nicht in Versuchung. Deine stolze Stirn ist mit immerwährendem Schnee bedeckt, von Felsen und Abgründen umgeben, und Stürme und lauter Donner brüllen fürchterlich um sie her. Schau hinab in's Thal, welch ungleich reitzenderer Anblick! blumige Wiesen, wogende Aehrenfelder, grüne Bäume mit goldnen Früchten beladen, schattige Wälder, rieselnde Bäche — und fleißige und frohe Arbeiter!"

— „Große, warum werft ihr so verächtliche Blicke auf die Volksklasse, welche die Hauptstütze des Staats ist und deren Schweiß ihr eure Nahrung und — euren nichtigen Glanz verdankt? Worauf seyd ihr stolz? auf eure Tugenden? wo sind diese?

oder

oder auf den Adel einer Moral? wodurch beweist ihr euch desselben würdig?" —

Die Großen zürnten über [illegible] seine Empörung und die Hofleute mißbilligten sie laut: aber die unterdrückte Unschuld zollte ihm herzlichen Dank; die mishandelte Tugend gab ihm Beifall und die unbestechliche Wahrheit grub seine Worte in Erz und verwahrte sie der Zukunft vor der alles zernagenden Zeit.